<36632911660019

Grundlinien

der

Ethnographie.

Enthaltend

in zwei Abtheilungen

eine allgemeine Völkertafel oder Nachweisung aller Völker des Erdbodens, nach Sprachstämmen und Sprachfamilien ethnographisch und geographisch geordnet;

und

eine vergleichende, übersichtliche Beschreibung ihrer Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten.

Herausgegeben

von

Dr. Heinrich Berghaus.

Stuttgart.

1850.

Verlags-Bureau.

Einleitung.

Der Mensch steht innerhalb der Thier=Schöpfung auf der höchsten Stufe. Bei ihm sind alle Sinnorgane zur Freiheit gekommen; er kann sie bewegen und den Einflüssen, so viel, als mit ihrer Natur verträglich ist, öffnen oder verschließen. Das Ohr hat eine manchfaltig gewundene Muschel, die Nase ist von Muskeln umgeben, die Zunge ist weich und beweglich, wie die Lippen, das Auge kann sich drehen und schließen. So wie er durch seine Sinnorgane aller Bewegungen fähig ist, und seine Gedanken und Wünsche durch Zeichen kund geben kann, so auch durch seine Stimmorgane, das heißt: er kann damit alle möglichen Töne hervorbringen, und, insofern diese das Ebenbild oder der Ausdruck seiner Gedanken sind, sich die Sprache bilden, durch welche er sich vollständig mittheilen und auch die Gedanken aller anderen Menschen empfangen kann. Alle Menschen aber begreifen, heißt die Welt begreifen, und dieses Vermögen ist Vernunft. Die Vernunft umfaßt also auf geistige Weise die ganze Welt, und ihre Erforschung ist die Naturgeschichte des Geistes.

So drückt sich Oken über das Verhältniß des Menschen zur Natur aus, indem er hinzufügt, daß der Mensch, obwol sich in ihm die Summe und das Gleichgewicht aller thierischen Organe und Kräfte vereinigt hat, in seinen Sinnorganen auch Stufen der Entwicklung zeigt, die aber nicht, wie bei den Thieren auf Geschlechter und Gattungen, sondern nur auf Art-Unterschiede führen.

1. Auf der untersten Stufe hat die Haut das Uebergewicht behalten, ist voll Färbestoff geblieben und undurchsichtig oder schwarz. Das ist der schwarze Menschenschlag, es sind die Neger Afrika's und der indisch-australischen Inseln, die Schwarzen im Australischen Kontinente. Die Schwarzen oder die Neger stehen durch ihre vorspringenden Kiefer den Affen am nächsten. Ihr Gesichtswinkel ist nur 70 Grad. Sie sind groß und stark, sammetschwarz, mit krausen schwarzen Haaren und sehr wenig Bart; die Hirnschale zusammen-, die Nase niedergedrückt mit aufgestülpter Spitze; Backenbeine vorragend, Augen groß und rundlich, Lippen dick und bräunlich. Sie bewohnen den größten Theil von Afrika südlich von der großen Wüste, bilden nur barbarische Staaten, welche wenig Künste und Gewerbe treiben, keine Wissenschaften kennen und nur die Geschäfte des Gefühlssinns verstehen, nämlich Handarbeiten. Sie sind im Grunde die einzigen, welche sich als Sklaven verkaufen, und daher noch als Thiere gebrauchen lassen. Es giebt zwar einzelne Beispiele von gebildeten und geschickten Negern; sie sind aber selten und beweisen nichts für die höhere Bildungsfähigkeit des ganzen Stammes, dessen Fähigkeiten nichts anderes, als Sinnlichkeit verrathen. Von den afrikanischen Negern muß man die noch tiefer stehenden kraushaarigen Schwarzen auf den Inseln des Indischen Ar-

chipelagus 2c. unterscheiden, denen sich die schwarzen Eingebornen Australiens, die aber von den Negern durch schlichtes Haar verschieden sind, als allerletztes Glied der Menschheit anschließen.

2. Auf der zweiten Stufe wird die Haut heller oder braun, und der Geschmackssinn bekommt das Uebergewicht. Dies ist der braune Menschenschlag, den man nach seinem Hauptvolke den Malayischen nennt. Die Braunen sind viel besser gebildet, und mahnen an die Weißen. Sie haben eine mäßige Größe und braune Farbe, straffe schwarze Haare, einen rundlichen Scheitel, ein ovales Gesicht, eine ziemlich gerade Nase und kleine Füße. Ihr Hauptsitz ist der Indische Archipelagus, von wo aus sie sich gegen Westen bis Madagaskar und gegen Osten über alle Eilandfluren des Großen Ozeans verbreitet haben. Sie leben in despotischen Staaten mit ziemlicher Kultur, haben aber viele Sonderbarkeiten, besonders hinsichts ihrer Nahrungsmittel, welche sich fast ausschließlich auf's Pflanzenreich beschränken.

3. Auf der dritten Stufe verliert sich das Schwarze der Haut noch mehr; sie wird roth und der Geruchssinn tritt hervor, bei diesem rothen Menschenschlage, oder dem Amerikaner, welcher Stunden weit riecht. Die Rothen sind im Durchschnitt von mäßiger Größe, kupferroth mit langen, schwarzen Haaren und schwachem Bart; der Kopf rundlich, Stirn platt, Backenbeine vorstehend mit einer Adlernase. Sie bewohnen ganz Amerika und bilden zum Theil Staaten, die jedoch von Europäern, die sie unterjocht haben, beherrscht werden, zum Theil aber leben sie im Zustande wilder Jagdvölker und Nomaden.

4. Auf der vierten Stufe wird die Haut gelb und der

Gehörsinn bildet sich aus in den Gelben, die man nach einem ihrer Hauptvölker den mongolischen Menschenschlag nennt. Die Mongolen sind von mäßiger Größe, gelblich von Farbe, mit geraden schwarzen Haaren; der Kopf ist groß, das Gesicht platt mit aufgestülpter Nase; die Backenknochen ragen vor; die Augen sind klein, schmal und schief. Sie bewohnen das östliche Asien bis Japan, reichen aber auch nach Europa herein, leben zum Theil in despotischen Staaten in sehr großen Städten und Dörfern, und treiben Künste und Wissenschaften bis zu einer gewissen Vollkommenheit; andere ihrer Völker sind dagegen Wanderhirten oder Jäger und Fischer.

5. Endlich verschwindet aller Färbestoff in der Haut, sie wird durchsichtig oder weiß, und das Auge öffnet sich groß und weit bei gleicher Vollkommenheit der übrigen Sinne im weißen oder Kaukasischen Menschenschlage. Die Weißen haben eine runde Hirnschale, ein eirundes Gesicht, ohne vorspringende Kiefer und daher einen fast rechten Gesichtswinkel, 80 Grad und darüber; die Nase ist vorragend und gerade, die Augen sind, wie schon gesagt, groß und offen und die Backenbeine ragen wenig vor. Die Weißen bewohnen den größten Theil der Alten Welt, fast ganz Europa, West- und Südasien und Nordafrika, und haben sich über ganz Amerika verbreitet; sie leben in Staaten aller Verfassungen, in despotischen, monarchischen, konstitutionellen und republikanischen Staaten. Unter ihnen blüht der Ackerbau, der Handel, die Gewerbe, Künste und Wissenschaften. Sie haben sich gegenwärtig in allen Welttheilen angesiedelt, und scheinen bestimmt zu seyn, alle Völker des Erdbodens sich zu unterwerfen und dieselben der Kultur zuzuführen.

Eine jede dieser fünf Abtheilungen des Menschengeschlechts

besteht aber aus einer bald größeren, bald kleineren Anzahl von Völkern, d. h. einer Summe von Menschen, die durch gemeinsame Sprache mit einander verbunden sind. Die Sprache ist das Haupt-Erkennungs- und Unterscheidungs-Merkmal der Nationen.

Viele Sprachen sind nahe mit einander verwandt; wer die eine kennt, kann die andere leicht erlernen; sie haben nicht allein nahe gleichlautende Wörter für Einen Begriff, sondern sind auch ähnlich im Bau, in der Grammatik. Sprachen dieser Art nennt man Schwestersprachen. Sie lassen sich auf einen gemeinschaftlichen Ursprung, auf einen gemeinsamen Stamm zurückführen, und die Nationen, deren Idiome sie sind, bilden dann das, was man Völker-Familien nennt.

Unsere Kenntnisse von den auf der Erde herrschenden Sprachen sind aber bis jetzt noch sehr beschränkt, so daß man nicht selten in Verlegenheit ist bei Beantwortung der Frage, wohin dies oder jenes Volk zu rechnen, welcher Völkergruppe es unterzuordnen sey.

Man glaubt, daß es zwischen 800 und 900 verschiedene Sprachen, also auch eben so viele Völker gebe, und daß diese Sprachen sich wiederum in 5000 verschiedene Dialekte oder Mundarten, daher in eben so viele Völkerschaften abtheilen lassen. Davon rechnet man allein auf Amerika beinahe die Hälfte. Ein genaueres Studium der Idiome wird aber unbedenklich zeigen, daß diese Zahlbestimmungen weit über der Wahrheit stehen.

In der ersten Abtheilung dieser ethnographischen Umrisse zählen wir zuerst die Völker auf, nach der Verwandtschaft, in der sie sprachlich zu einander stehen, mit Nachweisung der Wohnsitze, in denen sie über die Erde verbreitet sind. Wir

bringen sie in die fünf oben angegebenen Klassen, deren Unterscheidungs-Merkmal die Hautfarbe ist.

In der zweiten Abtheilung geben wir dagegen eine, in ganz allgemein gehaltenen Umrissen abgefaßte Beschreibung der charakterisirenden oder unterscheidenden Sitten und Gebräuche, indem, wenn auch nicht alle, so doch die hauptsächlichsten Völker mit einander kurz verglichen werden, wobei Blicke auf die vornehmsten Völker des Alterthums ihre Stelle finden mögen.

Erste Abtheilung.

Allgemeine Völkertafel

oder

Nachweisung aller Völker des Erdbodens

nach

Sprachstämmen und Sprach-Familien ethnographisch und geographisch geordnet.

Völker-Tafel.

Die Weißen, oder die Völker des Kaukasischen Menschenstammes.

I. Indo-Europäer. Die zu dieser Völkerfamilie gehörenden Nationen sind über einen großen Theil der Erde verbreitet. Ihre Wohnsitze erstrecken sich über ganz Europa, mit Ausnahme einiger Gegenden des höchsten Nordens; demnächst über ganz Vorderasien, längs der Küsten von Kleinasien, und von Armenien an über ganz Iran und Hindustan bis zu den Mündungen des Ganges und der Küste Malabar; und ferner über die südöstlichen Gegenden von Turan im Gebiet des Amustroms, sowie jenseits des Bolor-Gebirgs auf dem Plateau-Lande, welches südlich vom Himmels-Gebirg belegen ist. Seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts haben sich verschiedene Zweige des Indo-Europäischen Völkerstammes nach der Neuen Welt übergesiedelt, wo sie einen großen Theil der Urbevölkerung ausgerottet haben, und fortwährend die Ursache ihrer Vertilgung sind. Eben diese Zweige sind auch am Südrande von Afrika und in dem Kontinent von Australien ansässig geworden, wo sie gegen die einheimischen Bewohner auf dieselbe Weise, wie in Amerika verfahren; Einzelne haben sich auf verschiedenen Inseln des Großen Ozeans angesiedelt. Diese Völkerfamilie, die man auch die

Indo-Germanische nennt, umfaßt, mit den Chinesen, die meisten Menschen. Sie spaltet sich in viele Zweige, die in der nachstehenden Uebersicht zusammengestellt sind.

A. Indo-Germanen in Europa.

1. Kelten. Einst ein mächtiges Volk, welches im Anfange der christlichen Zeitrechnung außer den britischen Inseln ganz Frankreich und das gesammte Alpenland bis Ungern und Istrien ꝛc., nebst beträchtlichen Theilen von Süddeutschland, mit Einschluß Böhmens (das von einem seiner Stämme, den Bojern, noch heute seinen Namen, Bojenheim, Böheim, führt) sowie verschiedene Theile der spanischen Halbinsel inne hatte. Dieses Volk hat sich in Folge der römischen Eroberungen im Zeitalter der Geburt Jesu Christi, und der darauf folgenden sogenannten Völkerwanderung der Germanen und anderer Völker umgewandelt, und es sind von ihm, das in jener fernen Vergangenheit theilweise einen gewissen Grad von Kultur besaß, wodurch es sich von den Germanen vortheilhaft unterschied, nur wenige Ueberreste übrig geblieben, die ihre ursprüngliche Sprache vom Untergange gerettet haben. Diese Reste sind:

1) Die Galen, die Bewohner der schottischen Hochlande und der daran gränzenden Hebriden oder westlichen Inseln. Mit ihnen stehen in nächster Sprachverwandtschaft

2) die Ersen oder Iren, welche den größten Theil der Bevölkerung von Irland ausmachen. Von ihnen unterscheiden sich

3) die Manks, oder Bewohner der Insel Man, in der Irländischen See, nur durch Verschiedenheit der Mundart, welche überdem dem Erlöschen nahe ist.

Als eine besondere Gruppe des keltischen Sprach- und Völkerstamms sind

4) die Kymren, Kymri zu betrachten, davon

a) die Walen oder eigentlichen Kymren, Kimbern, die Wälschen, das Fürstenthum Wales inne haben, während
b) die Cornwalen, deren Dialekt ausgestorben ist, die englische Grafschaft Cornwales bewohnten.

Der letzte Rest des keltischen Volks auf dem festen Lande von Europa findet sich in der Bretagne, oder in den heutigen Departements Finisterre, Morbihan und Côtes-du-Nord von Frankreich, wo er unter dem Namen
c) der Breyzads oder Bretons bekannt ist, und seine Sprache, die niederbretannische, welche indessen mit der wälschen in nicht so naher Verwandtschaft steht, als die galische zur irischen oder ersischen, in vier Volksmundarten spaltet.

Die Kelten haben seit Entdeckung der Neuen Welt, an der Auswanderung dahin, sehr lebhaft Antheil genommen, und thuen es noch; namentlich die Galen, und vornehmlich die Ersen, die sich sowol in den Vereinigten Staaten von Nordamerika als in den britischen Besitzungen der Neuen Welt, ganz besonders in Canada niedergelassen haben.

2. Germanen. Sie treten mit den Eroberungen der Römer im Kelten-Lande, also kurz vor dem Anfang der christlichen Zeitrechnung, in die Geschichte ein. Als Halbwilde, die zum größten Theil vom Ertrage der Jagd leben, andere von der Viehzucht, sehr wenige, als Nebenbeschäftigung, dem Ackerbau ergeben, treten sie in der Geschichte auf; raublustig als Nomaden umherwandernd, kriegslustig über die Maßen, muthig und tapfer, stürzen sie das größte Reich des Alterthums, das Römische, über den Haufen und beginnen seit der Mitte des 4. Jahrh. nach Chr. Geb., von anderen Völkern gedrängt, ihre Wanderungen nach Süden und Westen über die ganze europäische Erde, ihr eine andere Gestalt zu geben, wie seit dem 16. Jahrhundert hinüber nach der nördlichen Hälfte der Neuen Welt, dort eine neue Heimath zu suchen,

dahin die Kultur zu verpflanzen. Die Germanen spalten sich in drei Aeste, den deutschen, skandinavischen und angelsächsischen.

1) Deutscher Ast. Dieser besteht nur aus einem einzigen Volk, nämlich dem

(1) Deutschen, oder den Bewohnern von Deutschland, von dem sie den größten Theil inne haben, mit Ausnahme Böhmens, Mährens, Oberschlesiens, des Königreichs Illyrien; dagegen mit Einschluß eines großen Theils vom Königreich Preussen, und vom Herzogthum Schleswig, des ganzen Königreichs der Niederlande, der nördlichen Hälfte vom Königreich Belgien, der an den Rhein stoßenden Departements von Frankreich, der großen Osthälfte der Schweiz diesseits der Alpen. Deutsche sind über einen großen Theil von ganz Europa zerstreut; man findet sie namentlich in Ungern und Siebenbürgen, in den westlichen Gegenden des Großherzogthums Posen, in den Ostseeprovinzen Russlands, wo sie seit den Zeiten des deutschen Ordens eingewandert, und die Herren des lettischen Volks geworden sind; sodann als neuere Kolonisten in anderen Theilen Russlands, namentlich an der untern Wolga, am Schwarzen Meere und jenseits des Kaukasus in Georgien. Hier überall haben die ihr Vaterland verlassenen Deutschen ihre Muttersprache beibehalten, was jedoch nicht mit denjenigen Auswanderern der Fall zu sein scheint, die sich in Wales und an einer Stelle in Irland niedergelassen haben. Auch die deutschen Kolonisten in der Sierra Morena, in Spanien, haben ihre Sprache gegen die spanische vertauscht. Im Innern von Frankreich, in Marseille, Montpellier, Bordeaux, Paris, Havre und in den Weinbezirken der Champagne leben eine Menge wohlhabender Deutschen (mit französischer Sprache) und sind im Besitz des wichtigsten Handels. Deutsche bilden einen großen Theil der Bevölkerung der Vereinigten Staaten

von Nordamerika. Man schätzt sie auf fast ein Drittheil der Gesammt-Volksmenge dieser Staaten. Deutsche sind es auch, welche das afrikanische Kapland in Kultur gesetzt haben und in neuester Zeit tragen sie mit zum Anbau der germanischen (angelsächsischen) Niederlassungen in Australien bei; die vielen Deutschen ungerechnet, welche sich, meist als Kaufleute, hin und wieder auch als Ackerbauer, in den südamerikanischen Staaten angesiedelt haben. Die deutsche Sprache zerfällt in zwei Hauptmundarten:

a) Die oberdeutschen Dialekte, wozu die Unter-Mundarten des

α. Allemanischen in der Schweiz, dem größten Theil von Baden und im Elsaß;

β. Schwäbischen im Königreich Württemberg und dem westlichen Theil des Königreichs Baiern;

γ. Baierisch-Oesterreichischen im südlichen Theil des Königreichs Baiern, und in sämmtlichen deutschen Ländern Oesterreichs südlich von der Donau;

δ. Fränkischen in Böhmen, dem nördlichen Baiern, in den herzogl. sächsischen Ländern auf der Südseite des Thüringer Waldes, in beiden Hessen, Nassau, der baierischen Rheinpfalz und in der südlichen Hälfte der preussischen Rheinprovinz;

ε. Obersächsischen in ganz Thüringen, dem Königreich Sachsen, den Anhaltischen Ländern, und in ganz Schlesien

gehören.

b. Die niederdeutschen Dialekte zerfallen, außer mehreren Unter-Mundarten, vornehmlich in vier Unterdialekte, nämlich:

α. Niedersächsisch in ganz Norddeutschland von der Weser an gegen Osten bis nach Preussen hinein. Zu diesem Dialekt gehören, der Hauptsache nach auch die

Deutschen im Herzogthum Schleswig und die in den russischen Ostseeprovinzen. Der —

β. Westfälische Dialekt herrscht von der Weser an bis an die Gränze des Königreichs der Niederlande und der preussischen Rheinprovinz im Großherzogthum Oldenburg, dem nordwestlichen Theil des Königreichs der Niederlande und in der ganzen preussischen Provinz Westfalen. Die —

γ. Niederrheinische Mundart wird in der nördlichen, kleinern Hälfte der preussischen Rheinprovinz gesprochen; die

δ. Vlämische oder Holländische Mundart aber im Königreich der Niederlande und der großen Nordhälfte von Belgien. Von ihr ist —

Das Friesische ein Unter-Dialekt, der in den nordöstlichen Theilen des Königreichs der Niederlande, in der hannoverschen Provinz Ostfriesland, der oldenburgischen Herrschaft Jever und den westlichen Strichen von Holstein, sammt den davorliegenden Inseln die Sprache des Volks ist.

Ueber die Mundarten der, außerhalb ihres Vaterlandes wohnenden Deutschen läßt sich nichts Bestimmtes angeben. Sie richten sich nach der Heimath, der diese Auswanderer entstammen. Oft sind diese aus den verschiedensten Dialekt-Gebieten zu Hause, und vereinigen sich an ihrem neuen Wohnsitze, woraus natürlich gemischte Mundarten entstehen, wie es u. a. in den Vereinigten Staaten von Nordamerika der Fall ist, wo sich Oberdeutsche mit Niederdeutschen oft ganz zu verschmelzen pflegen. An anderen Orten wohnen die Deutschen unter Völkern ganz anderer Abstammung, was auf ihre Muttersprache einen großen Einfluß ausübt; so namentlich in Siebenbürgen, wo sie zwischen Magyaren (Finnen) und Walachen (Romanen) ansessig sind.

Die hochdeutsche Sprache, welche aus den oberdeutschen Dialekten, im Besondern dem Obersächsischen entsprungen ist, ist die allgemeine Umgangssprache der gebildeten Stände und die Schriftsprache für alle Oberdeutsche und die meisten Niederdeutschen. Nur allein die Vlamen oder Holländer machen hiervon eine Ausnahme. Diese haben ihre Mundart gleichfalls zur Schriftsprache ausgebildet, zur

Nederlandschen Taal, wie sie sie nennen, die für sie die Bücher- und die Umgangssprache der höhern Stände, und als solche auch am Vorgebirge der guten Hoffnung, welches von den Holländern kolonisirt worden, die herrschende Landessprache ist.

Im Besondern ist noch zu erwähnen, daß in Deutschland selbst, seinem politischen Begriff zufolge die südliche Gränze des deutschen Sprachgebiets vom Haupt-Alpen-Kamm bezeichnet wird. Nur an sehr wenigen Stellen geht die deutsche Sprache über denselben hinaus; so am Monte-Rosa und an zwei Stellen des südlichen Alpen-Abhangs im Königreich Lombardei-Venedig, die, oberhalb Verona und Vicenza zwei Sprachinseln mitten im Gebiet der romanischen Sprache bilden. Der hochdeutschen Schrift- und Büchersprache ist das Plattdeutsche entgegengesetzt, worunter man, mit Ausnahme des Vlämischen, die niederdeutschen Dialekte im Munde des Volks versteht.

2) Skandinavischer Ast. Dieser Ast der Germanen spaltet sich in drei Zweige:

(2) Dänen in Jütland, dem nördlichen Theil von Schleswig, auf den Dänischen Inseln, mit Einschluß von Bornholm. Ihre Sprache, die im Munde des Volkes in einige Mundarten zerfällt, vornehmlich die jütische und die der Inseln, ist Schrift- und Büchersprache.

(3) Norweger im Königreich Norwegen, auf den Schet-

ländischen Inseln, den Orkaden, Färöern und auf Island, wo die Sprache, die norränische, jedoch eine größere Dialekt-Verschiedenheit von der in Norwegen selbst gesprochenen darbietet. Die Dänische Sprache ist für die Norweger die Bücher- und Umgangssprache der gebildeten Stände.

(4) Schweden in der südlichen, kultivirteren Hälfte des Königreichs Schweden, am Westufer des bottnischen Meerbusens bis in die Nähe von Tornea; auch auf der Ostseite dieses, und an der Nordseite des finnischen Meerbusens im Großfürstenthum Finnland, auf den Alands-Inseln, und auf der Insel Gottland. Man unterscheidet in Schweden, unabhängig von der schwedischen Schrift- und Büchersprache, zwei Haupt-Dialekte:

a) Schwedisch in der nördlichen Abtheilung des Schweden-Landes, worin man wiederum unterscheidet:

α. Upländisch, die Mundart von Stockholm, Upsala und den zunächst gelegenen Landstrichen bis an die Nordspitzen der großen Seen, auf den Alands-Inseln und in Finnland.

β. Dalekarlisch nördlich von dem Gebiet des vorigen Dialekts bis zum Abfall des Skandinavischen Gebirgs; und

γ. Norrländisch, an der westlichen Küste des Bottnischen Meerbusens.

b) Göthisch in der südlichen Abtheilung von Schweden, von den großen Seen Wenern und Wettern an bis zum Südrande der skandinavischen Halbinsel, mit Einschluß der Inseln Oeland und Gottland. Auch dieser Hauptdialekt spaltet sich in mehrere Unter-Mundarten:

α. Ostgöthisch, und

β. Westgöthisch, wobei man wiederum den Wärmeländischen und Dalsländischen Dialekt unterscheidet;

γ. Smaländisch, und

δ. Skanisch, die alte Volkssprache auf Schonen, eine Mischung von Mundarten, die eben so viel Aehnlichkeit mit dem Plattdeutschen, als mit dem Altgothischen besitzt, sich aber keinesweges in ihrer ursprünglichen Reinheit erhalten hat. Einwanderungen und die nahe Berührung mit den Pommerschen Küsten, den Dänischen Inseln und mit Smaland tragen die Schuld davon, daß die skanische oder schonische Volkssprache auch in älterer Zeit nie eine feste Form, oder eine durch langjährigen Gebrauch bestimmte und allgemein bekannte und angenommene Regel erhalten hat. Später, als Schonen unter Dänische Herrschaft kam, wurde das Dänische zur herrschenden Schriftsprache angenommen; sie wurzelte sich zwar allmälig fest, vermochte aber nie die eigentliche Volkssprache zu verdrängen.

3) Angelsächsischer Ast. Niederdeutsche Volksstämme des alten Germanien's, die sich auf die Schifffahrt gelegt hatten und argen Seeraub an den gallischen und britannischen Küsten trieben, darunter die Angeln oder Angler (noch heut zu Tage führt der Landstrich zwischen dem Slie und dem Flensburger Wik und der Landstraße von Schleswig nach Flensburg den Namen Angeln), die Sachsen und Friesen, wurden von den im südlichen Theil des heutigen Englands seßhaften Kelten zu Hülfe gerufen wider ihre Nachbarn, die Picten und Scoten, gleichfalls Kelten im nördlichen Britannien. Diese Deutschen, denen im J. 449 jütische Abenteurer vom skandinavischen Ast vorangegangen waren, und denen später (die ersten Sachsen erschienen im J. 491) eine Menge Nachzügler von beiden Aesten folgten, ließen sich in Britannien nieder, unterjochten nach und nach die Urbevölkerung und vermischten sich mit dieser bis zu einer Höhe, daß die Keltische Sprache ganz verloren ging, und an ihre Stelle

eine neue trat, die aus einer Mengung von Niederdeutsch, Dänisch und Norwegisch, mit vielen lateinischen und griechischen Zusätzen besteht, in der aber das Deutsche die Grundlage, nach Wörter-Vorrath und Grammatik, bildet. Diese Sprache reden: —

(5) Die Engländer, die Bewohner von England und denjenigen Gegenden von Schottland, welche man im Gegensatz zu den Hochlanden, das niedere Schottland zu nennen pflegt, so wie die Einwohner im östlichen Theil von Irland. Auch wird sie auf den Shetländischen Inseln (von den dort wohnenden Norwegern) und auf den normandischen Inseln Guernsey und Jersey gesprochen. Die englische Schrift- und Büchersprache ist die Umgangs- und amtliche Sprache in allen außereuropäischen Besitzungen und Bestandtheilen des Britischen Reichs; sie ist aber auch die Handelssprache fast in der ganzen Welt, namentlich in Portugal, in Haïti, Brasilien und an allen Haupthandelsplätzen der südamerikanischen Republiken und von Mexico. Die englische Sprache im Munde des Volks spaltet sich auf dem europäischen Theile ihres Gebiets in mehrere Dialekte, darunter

a) das eigentliche Englisch in der größeren Südhälfte von England;

b) der Nordumbrische Dialekt, oder das Dänisch-Englische, so genannt, weil es eine große Menge Dänischer Wörter behalten hat, und was in mehreren Unter-Mundarten in Yorkshire, Lankashire, Cumberland und Westmoreland gesprochen wird;

c) das Schottische oder Anglo-Skandinavische, wozu das Niederland-Schottische mit der Gränz- (Border-) Sprache gehört,

d) das Cornisch-Englische, in der Grafschaft Cornwales, mit zahlreichen keltischen Wörtern und Ausdrücken,

die sich beim Aussterben des cornischen Dialekts erhalten haben,

die hauptsächlichsten sind. In den nordamerikanischen Bestandtheilen des Brittischen Reichs, so wie in Neu-Süd-Wales und den übrigen Kolonien von Australien hat ein Zusammenfluß von Engländern der verschiedensten Mundarten in Verbindung mit Kelten (Ersen, Galen, Kymren) Statt gefunden, woraus nothwendiger Weise neue Volksmundarten entstanden sind, und, da die dahin zielenden Auswanderungen und Uebersiedlungen aus Europa noch beständig im Gange sind, fortwährend entstehen müssen. Die Umgangssprache aber bleibt immer die englische Schrift- und Büchersprache, die auch die National-Sprache eines neuen Zweigs des angelsächsischen Astes ist, nämlich der —

(6) Anglo-Amerikaner, oder der Einwohner der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Dem Grundstamm nach aus Engländern, vom echt englischen, dem Nordumbrischen und Anglo-Skandinavischen Schlage bestehend, hat die Bevölkerung der Vereinsstaaten so viele Zusätze aus dem Deutschen Ast der Germanen (eigentliche Deutsche, auch Vlamen), aus dem skandinavischen Ast (Schweden), sodann aber auch aus den übrigen Völkern Europa's, namentlich von Kelten (Ersen, Galen, Kymren), von Romanen (Franzosen, Spanier, wenig Italiäner), auch etwas von Slawen (Polaken) empfangen, daß jenseits des „großen Wassers" Dialekte in außerordentlicher Manchfaltigkeit bereits entstanden sind, und fortdauernd entstehen, ja vielleicht Töchtersprachen, in denen jedoch die Angelsächsische Mutter stets das Uebergewicht behalten wird. Darum wird man auch die Anglo-Amerikaner als einen abgesonderten Zweig der Angelsachsen betrachten dürfen, was vom Standpunkte ihrer politischen Stellung unter den civilisirten Völkern der Indo-Europäischen Familie bereits vollkommen gerechtfertigt ist.

Der größte Theil der Bewohner der Neuen Welt bedient sich schon gegenwärtig der englischen Sprache im gegenseitigen Verkehr.

3. Gräco-Romanen. So nennt man die Gruppe von Völkern, in deren Sprachen das Alt-Griechische und Lateinische den Grundton nach Wörterschatz und Grammatik bildet. Sie bewohnen diejenigen Gegenden von Europa, welche in der Blühtezeit des Römischen Reichs die Hauptbestandtheile desselben bildeten, nämlich Griechenland, Italien, Gallien und Iberien, und sind aus einer Mengung der damaligen Insassen (wozu auch die Iberer, ein nicht Indo-Europäisches Volk, gehörten) mit den zur Zeit der Völkerwanderung als Eroberer hinzugekommenen Germanen (namentlich Deutschen) und Slawen (in Griechenland) entstanden. Die Gräco-Romanen spalten sich in zwei Aeste, den griechischen und lateinischen. Zum —

1) Griechischen Ast gehören die —

(1) Griechen, die Nachkommen der Griechen des klassischen Alterthums, aber vielfach gemischt mit anderen Völkern, den italiänischen, alt-thrakischen oder heutigen albanischen, vornehmlich aber mit slawischen Volkselementen, auch türkischen. Die neuen Griechen, deren Sprache durch jenes Völkergemengsel große Veränderungen gegen das klassische Griechisch erlitten hat, wohnen im heutigen Königreich Griechenland auf dem Festlande sowol, als auf dem Archipelagus, und unter osmanischer Botmäßigkeit im nördlichen Küstenlande des Aegäischen und des Marmora-Meers, sodann auf der kleinasiatischen Küste des Mittelländischen Meeres und den vorliegenden Inseln. Man findet Griechen am nördlichen Ufer des Asow'schen Meeres in einem großen, zusammenhängenden Landstriche als Ackerbauer, und als Handelsleute in Osmanischen Ländern überhaupt, sodann aber auch in den Ungrischen Ländern, bis nach Wien,

angesiedelt. An der Colonisirung der Neuen Welt haben sie gar keinen, oder doch nur einen sehr geringen Antheil genommen.

2) **Lateinischer Ast**, diejenigen Völker enthaltend, deren Sprachen vornehmlich auf die todte lateinische Sprache gestützt sind. Diese Völker sind —

(2) **Italiäner**, die Bewohner Italien's und der Inseln Sicilien, Sardinien und Corsica, der Gestade von Istrien und der dalmatinischen Küste, die gegenwärtig durch eine gemeinsame Schrift- und Büchersprache zu einer einzigen Nation verbunden, sonst aber aus einer Menge sprachlich nur entfernt verwandter Völker des Alterthums entstanden sind, darunter die Latiner, die sich nach ihrer Hauptstadt, der ewigen Roma, Römer nannten, mit ihrer Sprache das Uebergewicht bekommen haben; daher auch jetzt noch in Italien eine große Menge von Dialekten angetroffen werden, wie in keinem andern Lande Europa's von gleichem Umfange. Man unterscheidet nicht weniger, als zwanzig verschiedene Dialekte, darunter der Toskanische der wohllautendste ist; aber auch er zerfällt in sechs Unter-Mundarten, davon die florentinische durch die großen italiänischen Dichter des Mittelalters ausgebildet und zur heutigen italiänischen Umgangssprache der gebildeten Stände, zur Schrift- und Büchersprache erhoben worden ist. Der Toskanische Dialekt wird in dem heutigen Großherzogthum Toskana (in dessen Bereich die alten Tusker, Etrusker wohnten) gesprochen, aber auch in dem nordwestlichen Theil der Insel Sardinien, der lange Zeit unter Florenz stand. Im nördlichen Italien zu beiden Seiten der Po-Ebene werden neun verschiedene Dialekte gesprochen, darunter der Bergamaskische sich vorzugsweise durch Rauhigkeit auszeichnet. Savoyen gehört nicht zum italiänischen, sondern zum französischen Sprachgebiet. In den Dialekten von Sicilien,

Corsica und Mittel-Sardinien finden sich iberische Anklänge, weil diese Inseln vordem zum Theil von Völkerschaften der iberischen Sprachfamilie bewohnt waren; im südlichen Abschnitt von Sardinien saßen aber in frühester Zeit Libyer oder Berber. Ein verderbtes Italiänisch dient in den Hafen- und Handelsplätzen der Levante, bis nach Aleppo, Alexandrien und Kahiro als Verständigungsmittel in dem Verkehr der europäischen Handelsleute mit dem dort heimischen Handelsstande.

(3) Spanier und Portugiesen, die Bewohner des westlichsten unter den drei Halbinselländern des südlichen Europa, sind aus den Iberiern entsprungen, die nicht, wie schon erwähnt worden ist, zur Sprachfamilie der Indo-Europäischen Völker gehörten, sondern eine selbstständige Familie bildeten, von der nur noch ein kleiner Ueberrest vorhanden ist. In den ältesten Zeiten waren die Iberier und die mit ihnen verwandten Kantabrier nicht nur Herren von ganz Spanien, sondern auch von Westgallien oder Aquitanien, der südlichen Abtheilung des heutigen Frankreichs, und, wie gesagt, von den Inseln Corsika, Sardinien und Sicilien. Zu den Iberien gesellten sich als früheste Bewohner der Halbinsel, Kelten, die sogenannten Keltiberer; später die römischen Eroberer, die ihre Sprache, die lateinische einführten; darauf in den Zeiten der Völkerwanderung die Deutschen (Wandalen, Gothen) und noch später die Araber. Aus der daraus erfolgten Mengung dieser verschiedenen Völker ist die spanische Sprache hervorgegangen, die aber ihren Grundton von der lateinischen empfangen hat. Sie ist die Sprache des Volks in ganz Spanien, mit Ausnahme von Valencia, Katalonien und den Baskischen Provinzen, und zerfällt nur in wenige Hauptdialekte, den Castilischen, den Aragonischen, den Andalusischen, der viele Anklänge aus dem Arabischen hat, was auch von dem

Portugiesisch-Galizischen gilt. Der Castilische Dialekt ist zur spanischen Schrift- und Büchersprache ausgebildet worden, und eben so der Portugiesisch-Galizische zur portugiesischen Sprache, die sich von der volltönenden spanischen oder castilischen Sprache vornehmlich durch viele Zischlaute unterscheidet.

Spanier und Portugiesen haben zur Bevölkerung der Neuen Welt sehr wesentlich beigetragen. Spanier waren es, welche unter der Anführung Christophs Colombo (der aber kein Spanier, sondern ein Italiäner war) im Jahre 1492 den Kontinent auf der westlichen Hemisphäre entdeckten; Spanier waren es, welche die amerikanischen, von einer halbcivilisirten Urbevölkerung gegründeten, großen Reiche auf dem Rücken der Andeskette, die Reiche der Montezuma, der Muyscas und der Incas, in Mexico, Neugranada und Peru, mit einer Handvoll kecker und kühner Abenteurer eroberten; Spanier waren es, welche zuerst die Welt umschifften und sich auf Indien's Inseln niederließen; Portugiesen waren es, die das östliche Littoral von Südamerika kolonisirten, nachdem sie die Macht der europäischen Gesittung um's Vorgebirge der guten Hoffnung auch nach Indien getragen hatten. Dadurch haben die Sprachen dieser beiden Völker, die jedoch nur verschwisterte Mundarten sind, ihr Gebiet über einen großen Theil der Erde ausgedehnt.

Die spanische Sprache ist herrschend in sämmtlichen vormals spanischen Kolonien von Amerika, den jetzigen Republiken von Mexico, Centro-Amerika, Neu-Granada, Venezuela, Ecuador, Peru, Bolivia, Chile, in den Laplata-Staaten, in Paraguay und Uruguay. Sie ist die herrschende Sprache in den, der spanischen Krone noch verbliebenen amerikanischen Kolonien Cuba und Portorico; man hört sie in dem, zur nordamerikanischen Union gehörigen

Staate Louisiana; und auf der Ostseite von Asien ist sie die amtliche Sprache in dem spanischen Gouvernement der Philippinen mit Einschluß der Mariannen, wo sie die allein gesprochene ist.

Die portugiesische Sprache ist die Landessprache des Brasilischen Kaiserreichs. Sie wird auf den Azoren und den Inseln des grünen Vorgebirgs gesprochen; auch ist sie die amtliche Sprache in Goa und den übrigen kleinen Besitzungen der portugiesischen Krone in Indien und an den Küsten von Afrika: Angola, Benguela, Mozambique. Ein verderbtes Portugiesisch wird sogar in den übrigen großen Hafenplätzen von Indien von den dort heimischen Indo-Europäern und von Völkern anderer Sprachfamilien gesprochen.

(4) Franzosen. Das französische Volk ist aus den Kelten, — den früheren Einwohnern von Gallien, wie die Römer ihr Land, und darum das Volk selbst Gallier oder Galen nannten, — entsprungen. Ein besonderer Zweig dieser galischen Kelten waren die, andere Dialekte der keltischen Sprache redenden Belgen, deren Wohnsitze auf der Nordseite der Seine und Marne gegen den Rhein hin sich erstreckten. Im südlichen Frankreich saßen Iberier an der Garonne bis gegen die Rhone-Mündung, und jenseits derselben die Ligurier. Diese drei Völker wurden durch die römische Eroberung Galliens zu einem ganz neuen Volke umgemodelt und verschmolzen, das seine früheren Sprachen mit all' ihren Mundarten rein vergaß, und dafür eine neue, seinen Namen aber erst später durch die deutschen Eroberer, die Franken, empfing, seit welcher Zeit das Volk Franci, Franzäsen, Franzosen genannt worden ist. Die Sprache theilt aber das vormals kelto-galische Volk der Franzosen in zwei wesentlich verschiedene Hälften, in —

a) Nord-Franzosen, welche die Langue d'Oil, und in
b) Süd-Franzosen, welche die Langue d'Oc sprechen. Die Gränze zwischen beiden Sprachgebieten läuft von der Gironde auf der Nordseite der Auvergne nach dem Rhone unterhalb Lyon, und steigt von da gegen Norden, um Savoyen und das Waatland in den Bezirk der Südfranzosen einzuschließen.

Die französische Schrift- und Büchersprache, die in ganz Frankreich, so wie auch im Königreich Belgien, die Sprache der gebildeten Stände und der Regierung ist, ist aus dem Volksdialekt der Bewohner von Ile-de-France, darin Paris liegt, entstanden, und zwar vorzüglich in den Loire-Gegenden um Blois, Tours und Orléans. Sie ist die gebildete Langue d'Oil, in der man zwölf Volksdialekte unterscheidet, davon das Franche-Comtesische außerhalb der politischen Gränzen Frankreichs im Schweizer Kanton Neuchatel und den Angränzungen des Kantons Bern in einer Unter-Mundart; das Wallonische aber in der südlichen, kleinern Hälfte von Belgien und dem nicht deutschen Theil von Luxemburg gesprochen wird.

Die Langue d'Oc oder die romanische Sprache der Südfranzosen, wie sie auch genannt wird, spaltet sich in zehn Dialekte, wovon mehrere, namentlich das Provenzalische, Limousinische und Tolosanische zur Schriftsprache erhoben sind, was auch vom Catalonischen gilt, derjenigen Mundart der Langue d'Oc, welche in der französischen Provinz Roussillon (Departement der Ost-Pyrenäen), und in den spanischen Provinzen Catalonien und Valencia, auf den Balearen und Pithyusen gesprochen wird. Hier ist jedoch die castilische oder spanische Sprache die Sprache der Regierung und ihrer Verwaltungsbehörden. Zu den südfranzösischen Dialekten der romanischen Sprache gehört auch das Savoyardische in Savoyen und das Waatländische

(Vaudois) in den Schweizerkantonen Waat, Wallis (zum Theil) und Genf. Genf, die Stadt, ist aber auch ein Hauptsitz für die Verfeinerung der Langue d'Oil, des Hochfranzösischen, das dort vielleicht reiner und zierlicher gesprochen wird als in Paris, sonst dem Centralpunkt für die Ausbildung der französischen Sprache.

Keine unter den lebenden Sprachen Europa's hat eine so allgemeine Verbreitung gefunden, als die französische. Sie ist die Sprache der gebildeten Welt in ganz Europa, ja, auf der ganzen Erde, so weit europäische Gesittung reicht. Als Landessprache dient sie, außerhalb Europa's, in den französischen Kolonien in West- und Ostindien, in Unter-Canada (das zuerst von Franzosen kolonisirt wurde), im untern Theil von Louisiana, und auf Haïti, wo das Französische die Sprache eines Mischvolks anderer Farbe und Abstammung, anderer Rasse geworden ist, der afrikanischen Schwarzen, die dahin seit den ersten Tagen der europäischen Eroberung von Amerika als Sklaven übergesiedelt wurden, in blutiger Rache aber seit dem Ausgange des 18ten Jahrhunderts ihre Freiheit wieder erobert haben und ein Kulturvolk geworden sind.

(5) Romanen, die eigentlich sogenannten Romanen oder Rhätier, auch Churwälschen genannt, im Schweizer-Canton Graubünden und in einigen Piemontesischen Thälern des Königreichs Sardinien; die letzten Ueberreste der durch die römische Eroberung des Alpenlandes unterjochten und romanisirten Rhätier, welche Kelten waren und vielleicht Flüchtlinge aus Tuskien bei sich beherbergten. Die rhätische oder churwälsche Sprache ist unter den romanischen Idiomen die ausgebildetste und hat die gemein römische des Alterthums (Romana rustica) am längsten bewahrt und in einem kleinen Volkshaufen bis auf unsere Tage gebracht. Man unterscheidet zwei Hauptdialekte, den Ru-

monschen in den Quellgegenden des Rheins, und den ladinischen im Thal des obern Inn und an dessen Ursprung, im Engadin. Außer einigen religiösen Schriften, meistens Uebersetzungen aus andern Sprachen, besitzt diese romanische, rhätische, churwälsche oder ladinische Sprache keine Literatur.
(6) Walachen ist der slawische, mit dem deutschen Ausdruck Wälsche verwandte Name eines Volks, welches erst im 5ten oder 6ten Jahrhundert aus der Vermischung von Geten oder Dakern (Daciern, des thrakischen Volkstammes), Römern und Slawen entstanden ist, und das sich selbst Rumunen, Rumanje oder Rumukje, d. i. Römer nennt. Sie haben die Fürstenthümer Moldau und Walachei gegründet, und bilden, außer in diesen Ländern, die Hauptbevölkerung in Siebenbürgen, den angränzenden Comitaten von Ungern und in der russischen Provinz Bessarabien, in welchen Ländern sie eine kompakte Völkermasse bilden, die nur in Siebenbürgen und Ungern von kleinen Inseln, die dem deutschen und magyarischen Sprachgebiet angehören, unterbrochen ist. Außerdem leben Walachen auf der Südseite der Donau in den Provinzen des Osmanischen Reichs und des Königreichs Griechenland, welche zum alten Thrakien, Makedonien und Thessalien gehören. Diese Walachen, die Macedo-Walachen oder Zinzaren, werden von ihren Brüdern in den Fürstenthümern mit dem Spottnamen Kuzo-Walachen, d. i. hinkende Walachen belegt. Die walachische Sprache, die zur Hälfte aus lateinischen Wörtern der Romana Rustica besteht, zur andern Hälfte aber aus griechischen, gothischen, türkischen, besonders aber slawischen Wörtern zusammengesetzt ist, spaltet sich in zwei Hauptdialekte, den rumanschen oder dakisch- oder ungrisch-walachischen diesseits, und den thrakisch-walachischen der Kuzo-Walachen jenseits der Donau. Jeder dieser Hauptdialekte zerfällt wiederum in mehrere

Unter-Mundarten; so ist die Mundart der Walachei anders, als die in der Moldau, anders als in Siebenbürgen u. s. w. Auch diese entartetste und gemischteste der Töchtersprachen der lateinischen Mutter hat, mit Ausnahme einiger Religionsbücher, keine Literatur. Die Vornehmen unter den Walachen bedienen sich in den Fürstenthümern entweder der griechischen, französischen oder türkischen Sprache, in Siebenbürgen und Ungern dagegen der magyarischen oder deutschen Sprache im Umgange unter sich und andern gebildeten Leuten.

4. Slawen. Die Völker, welche man unter dem Gesammtnamen der Slawen begreift, nehmen in Europa den größten geographischen Raum ein, denn sie erstrecken sich in der östlichen, kontinentalen Hälfte des Erdtheils vom nördlichen Eismeer bis an das Adriatische Meer, den Archipelagus und das Kaspische Binnenmeer; auch haben sie sich außerhalb der europäischen Gränzen über den ganzen Norden von Asien und jenseits des nördlichen Großen Oceans bis auf die Nordwestküste von Amerika verbreitet. Nach der geographischen Stellung ihrer Wohnsitze theilt man die slawische Völkerwelt in zwei Abtheilungen, eine westliche und östliche. Alle Slawen sind aber durch eine gemeinsame Sprache mit einander verbunden, und diese zeigt bei den einzelnen Völkerschaften nur wenige, mindestens weit geringere Dialekt-Verschiedenheiten, als bei den Germanen.

1) Westslawen. Dazu gehören:

(1) Die Serben-Wenden, deren Wohnsitze eine Insel mitten im Deutschen Sprachgebiete bilden, in der Lausitz nämlich, preussischen sowol, als sächsischen Antheils, von Cottbus an bis Budissin (Bautzen) und Löbau. Sie sind ein kleiner Ueberrest der mächtigen slawischen Volksstämme, welche einst den ganzen Nordosten von Deutschland bewohnten und mit ihren Kriegszügen die Ruhe der germa-

nischen Völkerschaften erschütterten und deren Länder mit ihren Kolonien bedeckten. Sie theilen sich ihrer Sprache nach in zwei Völkerschaften:

a) die Niederlausitzer, welche durch eine von Muskau nach Senftenberg gezogene Linie von

b) den Oberlausitzern geschieden sind.

(2) Die Tschechen (Czechen) erfüllen den weiten Landstrich von den Elbquellen im Riesengebirg bis zur Donau bei Komorn und von der Stadt Humené an den Karpaten bis nach Bischofteinitz und über Mies am Fuße des Böhmerwaldes. Sie zerfallen in drei Abtheilungen:

a) Eigentliche Tschechen oder Böhmen, in dem Königreiche dieses Namens und den größten Theil desselben bevölkernd, da nur die nördlichen Gegenden von Deutschen besetzt sind, und bis Schlesien reichend.

b) Morawer oder Mähren in dem Markgrafthum dieses Namens und theilweise auch in Schlesien. Eine Abtheilung, welche an der Hanna wohnt, führt den Namen der Hannaken.

c) Slowaken. Sie bewohnen, außer dem westlichen Landstrich des Markgrafthums Mähren, welcher an Böhmen gränzt, den ganzen nördlichen, oder den Gebirgsantheil des Königreichs Ungern, von Presburg an bis Eperies und Kaschau und haben somit das Karpatische Hochgebirge, mit Einschluß der Tatra, in Besitz. Außerdem sind sie aber auch durch ganz Mittel-Ungern zu beiden Seiten der Donau und im Südwesten des Königreichs in zahlreichen Colonien zerstreut.

(3) Die Polaken, Polen oder Lechen sind neben den Russen durch ihre staatliche Entwicklung und Geschichte sowol als durch Nationalkultur das wichtigste unter allen slawischen Völkern. Einst der herrschende Stamm sind die Polaken innerhalb des zuletzt verflossenen Jahrhunderts

theils den Russen, theils den Deutschen dienstbar geworden. Ihre Wohnsitze sind in dem westlichen Theil des Russischen Reichs (dem vormaligen Königreich Polen), im Großherzogthum Posen, dem Königreiche Preussen, in der westlichen Hälfte des Königreichs Galizien und in Oberschlesien, wo man sie Wasser-Polaken zu nennen pflegt. Andere Benennungen bezeichnen die Oertlichkeit der Wohnsitze: so sind Goralen die Bewohner der nördlichen Abhänge der Karpaten in Galizien; Masuren die Bewohner des ebenen Landes im Allgemeinen; Krakusen die des Landes um die Stadt Krakau. Eine Abtheilung der Polaken aber nennt man Kaschuben. Sie wohnen auf dem Pommerschen und Westpreussischen Gränzgebiete und unterscheiden sich durch einen rohen Dialekt der polnischen Sprache.

2) Ostslawen. Diese spalten sich ebenfalls in drei Haupt-Abtheilungen:

(4) Illyro-Serben. Sie haben ihre Wohnsitze zwischen dem Adriatischen Meere und der Donau, und zwischen der Steiermark und der Bulgarei, oder in derjenigen Landschaft, welche im Alterthum Illyricum hieß. Bereits in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung unter verschiedenen Spezialnamen hier eingewandert, haben sich diese slawischen Völkerschaften nach und nach in drei verschiedene Volksäste abgetheilt, welche unter dem Namen Slowenzer, Chorwaten und Serben den oben nachgewiesenen Landstrich inne haben. Sie sprechen alle einen einzigen, den illyrisch-serbischen Sprachdialekt, der in viele Unterdialekte getheilt, unter ihnen die Sprachweisen jener drei Völkerschaften als die hervorragendsten anerkennt. In der neuesten Zeit hat man die beiden ersten unter dem gemeinschaftlichen Namen der illyrischen Sprache vereinigt; die serbische dagegen hat sich, da sie schon durch die Charaktere ihrer Schrift von

jenen beiden durchaus verschieden ist, in ihrer Besonderheit erhalten. Demnach hat man: —

a) Illyrier in dem südöstlichen Theile der Steiermark, dem Küstenlande und dem Königreiche Illyrien und Kroatien. Sie zerfallen in —

α. Slowenzen, oder kärntner und steierische Winden, auch Wenden, wie sie von Anderen genannt werden. Sie nehmen den westlichen Theil des illyrischen Gebiets ein und sind unter einer großen Menge von Lokalnamen bekannt, die man nicht selten, jedoch ganz unrichtig, als Namen verschiedener Völkerschaften aufgezählt findet, wie Krainer, Gorenzen, Dolenzen, Wiparen (Wippacher), Kraschoven, Pinzschenen, Tschitschen (Karsten) u. m. a.

β. Chorwaten oder Kroaten in dem nach ihnen benannten Königreiche und den benachbarten Strichen der Militairgränze; außerdem wohnen sie aber auch in vielen und volkreichen Kolonien des westlichen Theils von Ungern, von denen die nördlichen, von Kysek gegen Presburg hin, Poljanzer, auch Wlachen, genannt werden; außerdem giebt es Kolonien in Mähren und dem Erzherzogthum Oesterreich.

b) Serben, oder die Völkerschaften, welche den serbischen Dialekt als ihre Volkssprache sprechen, und sich selbst theils Serben, theils Chorwaten nennen, bewohnen die Nordostküste des Adriatischen Meeres, wo sie, in Dalmatien, Morlaken heißen, und von dem Oesterreichischen Kaiserthum die südlichen Gespannschaften Ungern's, dann ganz Slawonien, einen großen Theil von Kroatien und Krain, Istrien, das Küstenland, Dalmatien, und die kroatische, slawonische und ungrische Militairgränze, vom Osmanischen Reiche dagegen die Fürstenthümer Serbien, Bosnien (wo sie Bosniaken heißen), Herzegowina,

Montenegro (die Montenegriner oder Tschernagorzen) und das alte Rascien (das Land zwischen Nowi-Pazar und Nowobrod). Außerdem giebt es, außerhalb dieses, ihres abgerundeten Stammlandes, serbische Kolonien in Ungern, wo sie Raazen, Raizen, Shokzen, auch Bunievazsen genannt werden, und eine vorzüglich große im russischen Gouvernement Cherson, das sogenannte Neu-Serbien, das sich von der Snijucha bis an den Dnjeper erstreckt. Auch unter den Albanern und Bulgaren giebt es serbische Ansiedler.

(5) Bulgaren. Sie wohnen auf der Ostseite der Serben und südlich von den Walachen in der Bulgarei oder Bulgarien, erstrecken sich aber auch über den Balkan hinaus durch Thrakien und Makedonien, wo sie mit den Griechen und den Albanern gränzen. Bei Salonich stoßen sie ans Aegäische Meer und die Donau überschreiten sie im Delta dieses Stroms, um sich nach Bessarabien hinein auszudehnen. Bis auf diesen kleinen Strich, der unter russischer Herrschaft steht, gehöret das gesammte Bulgarenland dem Osmanischen Reiche an. Der bulgarische Dialekt der slawischen Sprache hat, im Verhältniß zu den übrigen Mundarten, durch äußere Einflüsse andrer Sprachen, namentlich der walachischen, albanesischen und griechischen, die größten Veränderungen erlitten; auch besitzt er keine Literatur wie die andern slawischen Dialekte. Der Balkan macht eine Scheidung der Mundarten; nördlich vom Gebirge ist das Bulgarische dem Russischen näher stehend, als auf der Südseite, wo die Sprache einen starken Zusatz vom Serbischen und Griechischen hat, und sanft und wohlklingend ist, während die Nord-Bulgaren so geschwind reden, daß ihre ruckweise ausgestoßenen Laute fast unverständlich werden. Wichtig ist die altbulgarische Sprache oder die altslawische, die, weil sie gegenwärtig von keinem Volke

mehr gesprochen wird, zwar eine todte, aber keine — gestorbene ist, denn sie, die einst die Schriftsprache vieler slawischen Völkerschaften war, ist auch heute noch die Kirchen- und zum Theil die Schulsprache nicht allein für die Bulgaren, sondern auch für die Serben und für die Russen, weshalb ihre Literatur nicht blos historisches Interesse, sondern für die genannten Völkerschaften auch unbedingt großen Einfluß auf die geistigen Verhältnisse der Gegenwart hat. Die Schriftzeichen des Altbulgarischen werden nach ihrem Erfinder, Kyrillos, im 9ten Jahrhunderte, die kyrillische Schrift genannt, in der die russische Bibel und alle übrigen Kirchenbücher der Russen, Serben und Bulgaren noch heut zu Tage abgefaßt sind.

(6) Russen. Sie sind nicht nur durch ihre ungeheure Anzahl und die weite Ausdehnung des von ihnen besetzten Gebiets bei weitem die wichtigste, sondern durch die ungeheuern Umwälzungen, welche hier die immer weiter um sich greifende Kultur noch vorbereitet, die interessanteste von allen slawischen Völkerschaften. Sie bilden die Bevölkerung im Europäischen Russland vom Eismeer bis zum Schwarzen und dem Kaspischen Meer, aber auch ausserhalb seiner Gränzen im vormaligen Königreich Polen, sodann ferner in dem, unter österreichischer Herrschaft stehenden Königreich Galizien, östliche Hälfte, und über die Karpaten hinaus, im nordöstlichen Theil von Ungern, in dessen Mitte man auch russische Kolonien findet. Außerhalb Europas ist, jenseits des Ural, ganz Sibirien, von den Gränzen des Chinesischen Reichs bis zu den äußersten Punkten im hohen Norden, wo der Mensch noch ein seßhaftes Leben führen kann, mit Kolonien der Russen besetzt, die man auch in Kamtschatka, und jenseits des Ozeans, auf den Ale-utischen Inseln und an der Nordwestküste von Amerika, in Sitcha findet. Die Russen zerfallen in drei,

nicht allein durch Abstammung und Sprache, sondern ehemals selbst durch das Staatsleben und die Verfassung verschiedene Völkerschaften: die Großrussen, welche gegenwärtig die herrschenden sind, dann die Weiß- und die Kleinrussen, welche letztere beide im Verlauf der Zeit von jener Regierungsform und Schriftsprache angenommen haben. Auf diese Weise entscheidet gegenwärtig der Sprachdialekt, zu welcher von den drei Völkerschaften die Bewohner einer Gegend zu rechnen sind. Von den Großrussen kann man sodann noch die Nowogroder absondern, die Bewohner der Republik Nowogrod, die Jahrhunderte lang einen der mächtigsten Staaten im Umfange des heutigen Russischen Reichs bildete.

a) Großrussen machen die Bevölkerung aus in dem eigentlichen Russland, dessen Mitte das heilige heißt, und ganz oder doch zum größten Theil die Gouvernements von St. Petersburg, Olonez, Archangel, Wologda, Kostroma, Jaroslawl, Nischne-Nowgorod, Wladimir, Moskau, Twer, Nowgorod, Pskow, Smolensk, Kaluga, Tula, Orel, Kursk, Woronesch, Tambow, Rjäsan, Simbirsk, Pensa, Saratow und das Land der donischen Kosaken einschließt. Die Großrussen sind es auch vorzugsweise, welche die russischen Kolonien in Nordasien rc. gestiftet haben und auf dem östlichen Wege bis nach der Neuen Welt vorgedrungen sind. Dagegen haben weder sie noch sonst eine andere slawische Völkerschaft (mit Ausnahme weniger Polaken, die ihr Vaterland, im Kampfe gegen die Russen unterliegend, verlassen mußten) an der Besetzung der Vereinigten Staaten von Nordamerika Theil genommen.

Unter den vielen Dialekten, welche in jenen weiten Gebieten gesprochen werden, ist der Moskowische Dialekt zur Schriftsprache erhoben worden, die alle anderen

russischen Dialekte nur zu Nebendialekten herabgedrückt hat, mit Ausnahme des eigenthümlichsten und wichtigsten der großrussischen Dialekts, nämlich des der

b) Nowogroder, welcher, durch die Staatsverhältnisse der Republik Nowogrod, sich auch längere Zeit als Schriftsprache geltend gemacht hat. Dieser Dialekt wird gegenwärtig noch in dem Gouvernement Pskow (fast ganz), dem größten Theil der Gouvernements St. Petersburg und Twer und dem nördlichen Strich des Gouvernements Smolensk gesprochen. Seit der Vernichtung der Selbstständigkeit Nowogrods und seiner Einverleibung in das Moskowische Reich wurde in dem Gebiete der Stadt statt der Nowogroder Sprache der großrussisch-moskowische Dialekt als Regierungs-, Verwaltungs- und Schulsprache allmälig eingeführt; und mit der Sprache zugleich auch die Nationalität von dem großrussischen Elemente absorbirt; so daß gegenwärtig Nowogrod und die umgebenden Gouvernements in jeder Hinsicht als großrussische Länder betrachtet werden müssen.

Dem Moskowischen Dialekt gehört die großrussische Literatur an, welche in Hinsicht der Fruchtbarkeit und Manchfaltigkeit, so wie der Vollendung ihrer Erzeugnisse unter allen slawischen gegenwärtig die erste Stelle einnimmt.

c) Weißrussen in den Gouvernements Witebsk, Mohilew, Minsk, Wilno und Grodno sprechen das Weißrussische, — welches bei der hundertjährigen Herrschaft der Polen über die weißrussischen Länder, viel Polnisches, aber auch manches Lettisch-Littauisches in sich aufgenommen hat, — in zwei von einander sehr abweichenden Hauptdialekten: dem eigentlichen Weißrussischen in Mohilew und Witebsk, und dem Littauisch-Russischen in dem übrigen Theil des weißrussischen Sprachgebiets, das man

in neuester Zeit angefangen hat, das polnisch-russische zu nennen.

d) Kleinrussen bevölkern den ganzen Süden des Russischen Reichs in Europa: die Gouvernements Charkow, Jekaterienoslawl, Taurien, Cherson, Poltawa, Kiew, Podolien und Wolhynien; die südöstlichsten Striche des vormaligen Königreichs Polen; und, außerhalb der Gränzen des Russischen Reichs, den größten östlichen Theil des Königreichs Galizien nebst einigen der nördlichsten Comitate von Ungern. Auf österreichischem Gebiete nennt man sie bald Russinen, und Russniaken, bald Ruthenen und Rothreussen, unter welchem letzteren Namen vorzugsweise die Bewohner der Ebenen in Galizien, im Osten des Sanflusses verstanden werden, während die Kleinrussen in den Karpaten Pokutier heißen. Hier auf der Südseite des russischen Sprachgebiets gränzen die Russen, durch die Kleinrussen, mit den Walachen und dem fremdartigen Volksstamm der Magyaren. Der kleinrussische Dialekt unterscheidet sich eben so sehr von der russischen Kirchen-, als von der zur Schrift- und Büchersprache ausgebildeten großrussischen Sprache, von denen jene beim Gottesdienst, diese, innerhalb des Russischen Reichs, in allen Regierungs- und Verwaltungsgeschäften gebraucht wird, was die Veranlassung geworden, daß eine kleinrussische Literatur nicht hat zur Entwicklung kommen können. Unbemerkt darf es nicht bleiben, daß dem kleinrussischen Volke die Kosaken angehören, diese muthmaßlich aus einer Vermischung von Kleinrussen und Tscherkessen [s. unten XI., 3, 1)] entstandenen Mittelmenschen zwischen Nomaden und Ackerbauern, dieser Ackerbauer mit nomadischen Sitten, die sie als flüchtige Reuter über die Steppen ihrer Heimath treiben, und in

den fernsten Norden und Osten Sibiriens zur Untersuchung der dortigen Urbewohner geführt haben.

Die bis jetzt aufgezählten und namhaft gemachten Völker der indisch-europäischen Sprachfamilie, vor allen aber die Germanen, die Romanen und die Slawen, sind nicht allein die zahlreichsten innerhalb ihres Familienkreises, sondern auch, nach dem Stande ihrer Bildung, der geistigen und sittlichen, geläutert durch den Monotheismus ihrer Weltanschauung und die Christus-Verkündung der Heils-Botschaft, die herrschenden in Europa, in Amerika, in Nordasien; ja sie üben ihre Herrschaft, unmittelbar und mittelbar, auf dem ganzen Erdball unter Völkern anderer Sprachfamilien, ja anderer Menschenrassen aus, unter den Völkern gelber, brauner, rother und schwarzer Farbe. Gegen diese drei Nationen-Gruppen verschwinden die übrigen noch zu nennenden Völker Europa's, auch die Kelten, gänzlich, nicht allein in Bezug auf Anzahl, sondern auch nach ihrer Stellung in moralischer und politischer Hinsicht. In Europa haben wir nur noch zwei Völker anzugeben, die der Indisch-Europäischen oder Indo-Germanischen Familie angehören, und diese sind die Letten und die Albaner. Die sonst noch in unserem Erdtheil wohnenden Völker sind dieser Sprachengruppe ganz fremd und gehören sogar zu einem ganz andern Menschenstamme, nämlich zu den Menschen mit gelber Hautfarbe, — die Finnen!

5. Letten. Dieser Zweig der Indisch-Europäischen Völkerfamilie, dessen Sprache zwischen die griechische und slawische zu stellen, der letztern aber sehr nahe verwandt ist, und unter allen europäischen Sprachen der altindischen oder Sanskrit-Sprache am nächsten steht, ist theils der russischen, theils der preussischen Herrschaft unterworfen, indem seine Wohnsitze ein abgerundetes Ganzes in den Gouvernements Livland, Kurland und Wilno, und in dem, zum Königreich

Preussen gehörigen Regierungsbezirk Gumbinnen bilden. Die Letten sind von jeher, so weit geschichtliche Ueberlieferungen bis auf uns gekommen, ein kleines und schwaches Volk gewesen, gedrängt auf der einen Seite von Slawen, auf der andern von Germanen, die beide unablässig darauf hingearbeitet haben, es zu veringern und zu — vertilgen. Dieses Volk spaltet sich nach seinen Mundarten in —

1) Eigentliche Letten, die in der südlichen Hälfte von Livland, in Kurland und auf der kurischen Nehrung in Preussen ihre Wohnsitze haben, und verschiedene Dialekte sprechen, davon der semgallische um Mitau und Bauske, und der livländische um Riga, Wenden und Wolmar die reinsten sind. In Kurland pflegt man das Lettische gern Kurisch zu nennen. Die Kuren aber waren ein finnisch-tschudischer Volksstamm in den oberen Gegenden von Kurland, um Dünaburg u. s. w., der von den Letten unterjocht worden ist.

2) Littauer im russischen Gouvernement Wilno, einem Theile des Gouvernements Grodno, und in der nördlichen Hälfte des preussischen Regierungsbezirks Gumbinnen. Ihre Sprache trennt sich in zwei Dialekte:

(1) den Schamaitischen oder Polnisch-Littauischen auf russischem, und —

(2) den Preussisch-Littauischen auf preussischem Gebiet, der seiner Seits wieder in mehrere Nebendialekte zerfällt, davon der Instersburgische der vornehmste, der Nadrauische aber mit dem ausgestorbenen Dialekt der alten Preussen (Prusai) davon der preussische Staat seinen Namen führt, am nächsten verwandt ist. Diese Prusai und einige andere littauische Stämme waren die Urbewohner der heutigen Provinz Ostpreussen bis an die Weichsel; waren aber schon zu der Zeit, in der sie die Geschichte zuerst ausführlicher

nennt (Tacitus, Plinius, Ptolemaios vor 1800 Jahren) von germanischen Völkerschaften, den Gothen, unterjocht.

Die heutigen Letten sind, soweit sie nicht an das baltische Meer stoßen (das aus ihrer Sprache den Namen: Baltas Juras, d. i. Weißes Meer, empfangen hat) rings um von Slawen, und auf ihrer südwestlichen Seite, in Ostpreussen, von Deutschen umgeben. Die Literatur der lettischen und littauischen Sprache kommt fast gar nicht in Betracht.

6. Albaner oder Albanesen. Wie im Norden von Europa am baltischen Meer das kleine Volk der Letten, so sitzt im Süden des Erdtheils, da, wo das Adria-Meer mit dem Jonischen sich vereinigt, das Albanische, ein kleiner Ueberrest der zahlreichen Völkerschaften des einst mächtigen und berühmten Namens der alten Thraken. Von den Türken Arnauten genannt, nennt sich dies rohe, unkultivirte Barbaren- und Kriegervolk der Albanesen, d. h. wörtlich die Weißen, oder, nach dem eigentlichen Sinne des orientalischen Ausdrucks, die unabhangigen Männer, in seiner eigenen Sprache, Schipetaren oder Schtiepetaren, d. i. Felsbewohner. Dem Geiste europäischer Humanität durchaus fremd ist der Albanese durch und durch Kriegsmann, und verkauft, wie der Altdeutsche es that, gleichviel an wen, sein Blut und dient mit gleicher Treue unter allen Fahnen. So findet man ihn, der von jeher die Hauptkraft der Osmanischen Heere ausmachte, unter der päpstlichen Leibwache und im Schlosse von Neapel wie in den Serails von Bagdad, Kahiro und Marocco und in den Hallen der moldau-walachischen Bojaren. Reich an Zischlauten und unharmonischer Zusammensetzung der Konsonnanten zeichnet sich die von Anklängen fremder Idiome, besonders des Serbischen und Italiänischen wimmelnde albanische Sprache durch einfachen, grammatischen Bau an. Sie spaltet sich in zwei Hauptdialekte, davon der eine von —

1) den Ghegen, im nördlichen Theile des Landes gesprochen wird, die sich der lateinischen, dem Geist der Sprachweise nicht angemessenen Schriftzüge bedienen, während der andere bei —

2) den Tosken herrscht, den Einwohnern der kleinern Südhälfte Albaniens und von Epirus, die das griechische Alphabet angenommen und dasselbe mit neuen besondern Buchstaben vermehrt haben.

Diese beiden Hauptstämme spalten sich in viele untergeordnete Stämme, davon ein jeder seine besondere Mundart zu sprechen scheint. Bei den Ghegen, die auch Roth-Albanesen genannt werden, führt man 16 Stämme (Far) an, darunter die Malisoris und Mirditen die ansehnlichsten sind. Zu den Malisoris gehören die Klementi, davon sich eine Kolonie auf österreichischem Gebiete in der slawonischen Militärgränze angesiedelt hat. Die Tosken sind in die großen Stämme (Far) der Ljapis, Lapen oder Japiden; der Dzumis, Schamis oder Schamiden, und der Toxiden untergetheilt.

B. Indo-Germanen in Asien.

7. Oßeten. Im mittleren Theil des Kaukasus nördlich von Georgien wohnen, in geringer Anzahl die Oßeten, die sich selbst Iron und ihr Land Ironistan nennen. Bei den Georgiern heißen sie Oßi oder Owßai, ihre Wohnplätze aber Oßethi, was zur Benennung Oßeten Anlaß gegeben hat, unter der sie in Europa bekannt sind. Hier führen sie aber auch den Namen der Asetinger. Sie sind: — Meder des Alterthums, die sich selbst Iran nannten, und die bei Herodot Arianer heißen; — Medische Sarmaten der Alten, und die von den Skythen im Kaukasus angesiedelte medische Kolonie; Aß oder Alanen des Mittelalters; — und Jaßen der russischen Chroniken, nach denen ein Theil des Kaukasi-

schen Gebirgs das Jaßische genannt ward. Die Sprache der Oßeten oder Alanen kommt der Medisch-Persischen am nächsten; doch ist sie heutiges Tages mit finnischen und anderen Wörtern stark gemischt. Sie sind ein ungebildetes Volk ohne Literatur.

8. Armenier. In dem hohen Gebirgslande, welches gleichsam eine Scheidemauer zwischen den Tafelländern von Kleinasien und Iran bildet, wohnt dieses uralte Volk, das sich selbst Haikan nennt und nach der Meinung seiner einheimischen Gelehrten in Gestalt und Sprache den Persern, nach der Ansicht einiger europäischer Forscher den alten Pehlewiten zunächst verwandt ist. Auf ihren Hochebenen von Gebirgen rings umzogen behauptete die alte armenische Nation lange Zeit hindurch mehr oder weniger ihre Unabhängigkeit und politische Selbstständigkeit. Schon früh erhielt sie ihre eigene Schrift und mit derselben auch Gelehrsamkeit. Ihre eigene Geschichte geht bis in's Jahr 2107 v. Chr. Geb. hinauf, und endigt 1080 nach Chr. Geb. mit dem armenischen Volke selbst, das seit dieser Zeit keinen eigenen Staat mehr bildete, und gegenwärtig in seinen Ursitzen der russischen, osmanischen und persischen Herrschaft unterworfen ist, und zum Theil in Asien und dem östlichen Europa zerstreut ward, wo der Handel sein einziges Gewerbe ist. In allen größeren Handelsstädten beider Erdtheile, von Wien und Moskau an bis nach Calcutta und Singapore finden sich Armenier, welche in der Regel die bedeutendsten Handelsgeschäfte in Händen haben. Größere Ansiedlungen haben die Armenier in Siebenbürgen und Ungern gestiftet, wo sie auch zum Theil in den Reichsadel aufgenommen worden sind. Die armenische Sprache ist rauh und reich an Konsonnanten-Verbindungen, und zeigt, außer einer Menge indogermanischer Wurzeln, viele Berührungspunkte mit den finnischen und andern Sprachen des nördlichen Asiens. Ihre an historischen und religiösen Schrif-

ten nicht arme Literatur beginnt erst in neuester Zeit in Europa bekannter zu werden. Den gebildeten Armeniern benachbart ist das rohe Barbaren-Volk der —

9. Kurden, das in dem nach ihm genannten Lande Kurdistan, in mehreren Provinzen des westlichen und nördlichen Persiens wohnt, und in Mesopotamien, Syrien und den östlichen Gegenden von Kleinasien als halbwilde umherstreifende Nomaden zerstreut ist, und die Osmanische und Persische Oberherrlichkeit, jedoch meistens nur dem Namen nach, anerkennt, indem ihr Geist der Unabhängigkeit sich nicht unter die Herrschaft einer geordneten Regierung zu beugen vermag. In beständiger Fehde gegen diese, sowol die osmanische, als persische, suchen sie ihrem Namen Ehre zu machen; denn Kurd oder Kurdmandschi, wie sie sich auch selbst nennen, scheint von der persischen Wurzel Kurd, tapfer, stark, ausdauernd abzustammen, die sich auch im Slawischen Gord, stolz, und im Georgischen Kurd, Räuber, wiederfindet. Die Sprache der Kurden kommt, den Wörtern und der Grammatik nach, dem Persischen sehr nahe, ist aber mit vielem Semitischen vermischt, das sie von ihren Nachbarn, den Syrern und Chaldäern angenommen haben.

10. Tadschik ist der alte einheimische Namen des Volks, welches wir Perser nennen, das sich aber auch selbst nach der Landschaft Fars, Farsi nennt, in der alten Geschichte unter dem Namen der Parther bekannt ist und die Ur- und Grundbevölkerung auf dem ganzen Tafellande von Iran bis an den Indus, sodann in Turan und in dem westlichen Landstrich des innern Hochasiens bildet, wo namentlich Kaschgar, Jarkiang, Choten, Aksu, Uschi, Turfan und Chamil Tadschiks zu Einwohnern haben. Die in Turan wohnenden Tadschiks werden von den Turk-Völkern, die unter ihnen mit ihren Heerden umherziehen, und sie beherrschen Sarti genannt, welches Wort nur darum einen Kaufmann

bezeichnet, weil diese Tadschiks dort allein den Handel treiben. Die Tadschiks sind unter verschiedenen Oberherrlichkeiten vertheilt: Im westlichen Theil von Iran bilden sie das Persische Reich, das von Türken beherrscht wird, im östlichen Theil von Iran stehen sie unter afganischer Herrschaft, in Turan unter der Herrschaft der Usbeken und Turkmanen in Chiwa, Buchara, Kundus; im westlichen Hochasien unter chinesischer Herrschaft, welche die oben genannten Städte und Provinzen in dem Gouvernement südlich vom Himmelsgebirge (Thian schan nan lu) zusammengefaßt hat. Tadschik-Kolonien befinden sich in den türkischen Städten des russischen Reichs, in Kasan, Tabolsk, Tara und Tomsk. Eine der ansehnlichsten dieser Kolonien ist in und um Tjumen an der Tura. Auch dort werden die Tadschiks von ihren Turk-Nachbarn Sarti genannt. Diese sibirischen Tadschiks reden jetzt aus Gewohnheit fast immer turkisch, haben aber für eine Menge von Lebens- und andern Bedürfnissen noch die alten persischen Namen beibehalten.

Die Bewohner des alten Mediens und westlichen Persiens haben sich am Persischen Meerbusen mit Chuschiten, die afrikanischen, aber nicht negerartigen Ursprungs waren, vermischt, was eine Mengung der Sprachen nothwendig zur Folge hatte. Eine ähnliche Vermischung muß in Niedermedien oder Parthien Statt gefunden haben, aber mit welchem Volks- und Sprachstamme ist uns bis jetzt nicht bekannt; denn das Pehlwi, die alte, nicht mehr übliche Landessprache dieses Theils von Iran, trägt unverkennbare Spuren einer solchen Vermischung an sich und hat außerdem noch sehr viel Semitisches angenommen. Wie das Pehlwi, so ist uns auch Zend (Send), oder die alte Sprache von Hochmedien nur noch aus Fragmenten bekannt. Das Neupersische, wie es jetzt in dem ganzen Verbreitungsbezirk der Tadschiks von diesen gesprochen wird, besteht aus der Vermischung des Parßi,

oder der alten Landessprache von Südpersien, mit einer bedeutenden Menge von Semitischen Wörtern, die durch die Eroberung der Araber und die Einführung des Islam Eingang erhielten, aber auf den grammatischen Bau der Sprache keinen Einfluß gehabt haben. Diese neupersische Sprache steht unter allen asiatischen Sprachen der Indo-Europäischen Familie der deutschen Sprache am nächsten, sowol was den Bau derselben als ihren Wörterschatz anbelangt, so zwar, daß nahe der dritte Theil aller persischen Wörter durch ähnliche Wörter in den germanischen Dialekten ersetzt wird. Sie spaltet sich in mindestens zwölf Hauptdialekte, davon das Deri am königlichen Hofe zu Teheran, in Chorasan, Fars und Afganistan, das Chusi in der Provinz Chusistan am persischen Meerbusen, das Chowaresmi in Chiwa, das Soghdi in Buchara und den übrigen Gegenden von Turan gesprochen wird. Die neupersische Sprache ist die Sprache der gebildeten Stände und der Fürstenhöfe in Hindustan. Sie ist Schrift- und Büchersprache, und ihre Literatur eine verhältnißmäßig sehr reiche.

Zu den nomadisirenden Wanderstämmen, deren es auf dem Tafellande von Iran sehr viele giebt, gehören auch verschiedene, die persischen Ursprungs zu seyn scheinen und mehrentheils sehr verderbte, Dialekte des Neupersischen reden. Die vornehmsten und bekanntesten dieser Stämme sind: —

1) die Bachthiyari im südwestlichen Theil von Iran, und —

2) die Belutschen oder Baluken, die zwischen Persien und dem Lande der Afganen längs des Meeres und in dem zunächst gelegenen Berglande wohnen, und deren Sprache zur Hälfte aus neupersischen Wörtern besteht, die aber auf eine sonderbare und verkehrte Weise ausgesprochen werden.

11. Afganen. Im östlichen Gebiete des Tafellandes von Iran bis an den Indus hin und darüber hinaus wohnt

seit den ältesten Zeiten ein mächtiges, kriegerisches und halbbarbarisches Volk, das bei den Todschiks oder Persern Afgan oder Aguan heißt, sich selbst aber Puschtun, und in der Mehrheit Puschtaneh nennt, welches Wort von den Berdurani, dem östlichen Stamme derselben, Puchtaneh ausgesprochen wird, woraus die Benennung Pitan oder Patan entstanden ist, unter welcher die Afganen in Indien bekannt sind. Die Araber nennen sie Solimani, was entweder von dem in ihrem Lande liegenden Soliman-Kuh (Gebirge) oder von dem Namen des Afganenfürsten stammt, den die Araber zuerst kennen lernten. Als Stammland dieses Volks sind die südlichen Aeste des Hindukusch und des Paropamisus anzusehen, von wo sie sich gegen Westen in Persien und gegen Osten bis in's Pendschab ausgebreitet haben.

Die Puschtu-Sprache zeigt unumstößlich, daß die Afganen ein Glied in der langen Indogermanischen Völkerkette bilden, die sich von den Mündungen des Ganges bis zu den britischen Inseln erstreckt. Sie hat die entschiedenste Verwandtschaft mit der persischen Sprache, aber mehr mit dem alten Zend, als mit dem Neupersischen. Die Nation spaltet sich in eine große Menge einzelner Stämme, darunter die schon erwähnten Berdurani (mit den Jusofzyi ꝛc.), die Gildschi und Durani die hauptsächlichsten sind, indem unter diesen Namen Gruppen von Stämmen, Horden und Rotten verstanden werden, die sich nicht selten feindlich gegenüber stehen.

12. Hindus. Wir sind am östlichen Ende der indogermanischen Völkerkette angelangt, bei den Hindus, die das letzte Glied dieser Kette bilden. Die Hindus sind nach dem Abfließen der Wasserfluthen der großen Ueberschwemmung herabgestiegen vom Himalaya, wohin ihre Mythologie die Urmitte der Welt, Maha Meru, setzt und den Wohnsitz von Helden und Halbgöttern; von da sind sie herabgekommen, um die Bewohner von Vorderindien zu werden; indessen haben

sie nicht, wie man gewöhnlich anzunehmen pflegt, die ganze Halbinsel inne, sondern nur ihre nördliche, freilich größte Hälfte, vom Himalaya bis zu den Flüssen Godavery und Kistna, oder ganz Hindustan (d. h. Hinduland), die Stromgebiete des Ganges und Indus umspannend, und den nördlichen Theil des Dekan oder südlichen Tafellandes. Eine Linie, welche von Goa, an der Westküste, nach einem Punkte nördlich von Vizagapatam, an der Ostküste, gezogen wird, bildet die südliche Gränze der Hindus. Diese Linie dürfen wir uns aber nicht als eine gerade denken, sondern als eine vielfach gekrümmte Schlangenlinie, die sich durch die obern Gebiete der Kistna- und Godavery-Ströme windet.

Die Grundsprache der Hindus ist die todte Sprache des Sanskrit, eine hoch verfeinerte und ausgebildete Sprache, welche nach und nach abgeschliffen wurde bis sie in den klassischen Schriften vieler ausgezeichneten Dichter ihre feste Stellung erhielt, von denen man glaubt, daß die meisten in dem Jahrhundert vor Chr. Geburt geblühet haben. Sie ist augenscheinlich von einer Ursprache entsprungen, die allmälig in verschiedenen Klimaten verfeinert und zum Sanskrit in Indien, zum Pehlewi in Persien und zum Griechischen an den Gestaden des Mittelländischen Meeres ausgebildet wurde. Die Sanskrita-Sprache wird mit viereckig aussehenden Schriftzügen, die den Namen der Dewanagari führen, geschrieben; eine dialektische Verschiedenheit des Sanskrit ist das Pali, die heilige Sprache der Buddhisten, welche nicht mehr im Munde des Volkes ist, sondern nur noch in Büchern lebt. Sie entsprang in dem alten Königreich Magadha, Buddha's Geburtslande und hat ein Alphabet, dessen Schriftzeichen rund geformt und ganz verschieden sind von der Dewanagari-Schrift. Am Flusse Saraswati waren die Wohnsitze einer Nation Namens Saraswata, deren ursprüngliche Sprache in den südlichen und westlichen Gegenden von Hindustan herr-

schend gewesen seyn mag und wahrscheinlich dasjenige Idiom war, welches man unter dem Namen Pakrit versteht, eine Modification des Sanskrit. Die heutigen Landessprachen der Hindus, welche allesammt in der Sanskrita-Sprache ihre Mutter erkennen, sind ungefähr folgende: —

1) Hindi oder Bridsch-Bhacha genannt, die Grundsprache des obern Gangesthals, welche in verschiedenen Mischungsverhältnissen mit dem Persischen und Arabischen, so lange sie noch mit Dewanagari-Buchstaben geschrieben wird, Hinduwi, wenn sie vollends Mischsprache wird, und mit arabischen Buchstaben geschrieben ist, Hindustani heißt, und in dieser letzteren Gestalt die über ganz Indien vom Indus bis zum Ganges verstandene Umgangssprache der Europäer mit den Eingebornen, zugleich aber auch die Muttersprache der zum Islam bekehrten Hindus ist. Das Hindu erstreckt sich von Osten nach Westen von Patna am Ganges über den Indus hinaus bis auf das Hochland von Kelat und von Süden nach Norden von Malwa bis Kaschmir. Es spaltet sich in eine große Menge von Mundarten, die man zu zwölf Hauptdialekten gruppirt.

2) Gudscherathi oder Gurdschara in der Landschaft dieses Namens. Diese Tochter des Sanskrit und Schwester des Hindu hat nicht einen so großen geographischen Raum, auf dem sie gebietet.

3) Marathi, die Sprache der Hindu-Nation, welche unter dem Namen der Maharaschtras, oder abgekürzt, der Mahrattas bekannt ist, erstreckt sich auf der Südseite des Gudscherati und des Hindi über den nördlichen Theil der westlichen Gahts und des sich darin schließenden nordwestlichen Tafellandes von Dekan, südlich bis Goa und zu den oberen Gegenden des Tungabudra-Flusses, und östlich bis zum Whurdach, der sich in den Godavery ergießt. Unter mehreren Dialekten unterscheidet man die Mundart von Ba-

glana am Tapty-Flusse und die von Kankana an der Westküste von Damaun bis Goa.

4) Bengali, die Volkssprache in Bengal oder den Landschaften des untern Ganges und seines Delta, von Patna an abwärts. Sie wird auch die Gaura-Sprache genannt, nach der alten Hauptstadt von Bengal. Als eine Mundart des Bengali vielleicht läßt sich das Assami betrachten, welches in Assam gesprochen wird; mindestens sind $^6/_{10}$ der Wörter in beiden Sprachen identisch. Indessen zeigt das Assami auch sehr nahe Verwandtschaft mit den indo-chinesischen Sprachen; und es unterliegt keinem Zweifel, daß die Assamer theils hinduischen, theils siamesischen Ursprungs sind.

5) Urija ist die Sprache der Hindu-Bewohner der Provinz Odradesa oder Orissa, südlich von Bengal, mit dessen Idiom sie in naher Verwandtschaft steht.

Zwischen dem Gebiet der Urija-Sprache und des Marathi liegt die große Landschaft Gondwana auf dem Scheitel der Hochebenen, die sich auf der Südseite des Windhya-Gebirgs an das Tafelland von Dekan anschließen. Die Bewohner dieser Gegenden sprechen sehr wahrscheinlich ihre eigenthümliche Sprache, welche aber ohne Zweifel das Sanskrit ebenfalls zur Mutter haben wird. Die genannten fünf Sprachen Hindustans stehen übrigens der todten Sanskrita-Sprache so nahe, als etwa die romanischen Sprachen dem Lateinischen, in mancher Rücksicht noch näher.

Als letztes Glied der großen Indo-Europäischen Sprach- und Völkerfamilie haben wir das noch sehr unbekannte Volk der

Siahpuschi (d. h. Schwarzröcke) oder Kafirs (d. h. Ungläubige, die sich nicht zum Islam bekennen) zu betrachten, welches die unzugänglichsten Gebirgsgegenden des Hindu-Kuh, des westlichen Himalaya und Bolor sammt den angränzenden Thälern gegen Kabul und Badakschan hin bewohnet.

Sie sprechen ein Idiom, welches, wie es scheint, der am reinsten erhaltene Dialekt des Sanskrit ist.

II. Drawidas oder Drawiras heißen die Bewohner des südlichen Theils von Vorder-Indien, die, obwol sie nach körperlicher Beschaffenheit, moralischen Eigenschaften und intellectueller und religiöser Bildung mit ihren nördlichen Nachbarn, den Hindus, mehr oder minder vollkommen übereinstimmen, nicht zur Indogermanischen Familie zu rechnen sind, sondern einen eigenthümlichen Sprachstamm bilden, von dem es mehr als wahrscheinlich ist, daß er sich vor Zeiten über die ganze Halbinsel ausgebreitet hat. Seiner Sprache ist das Sanskrit völlig fremd. Dieses nennt aber Völker, welche zu dieser Gruppe mit unbekannter Muttersprache gehören, Draweda, Drawida, Drawira. Die Völkerschaften dieses südindischen oder drawidischen Stammes sind folgende: —

1) Tamil, Tamul, Tamalah, ein Volk, welches sich in die drei alten Stämme Pandya, Mittelpunkt: Tritschinapoly; Tschola, davon Tscholomandalam (d. i. Coromandel in verderbter Schreibart) und Tschera, Mittelpunkt Coimbatur, theilt. Seine Sprache herrscht vom Kap Comorin (d. h. Kanyakumari, Jungfrau) aufwärts bis über Madras hinaus und landeinwärts bis an den Abfall der östlichen Gahts, und hat auch noch die nördliche Ebene der Insel Ceylon erfüllt.

2) Malajalam, Malajalma, Malabar, auch Kärula genannt, auf der Westseite der Halbinsel, unter den West-Gahts, an der Küste, welche die Europäer Malabar zu nennen pflegen.

3) Tulava, Taulava, Tulu ist das Volk, welches weiter nördlich die Westküste inne hat und bei Goa mit dem Hinduvolk der Mahrattas gränzt.

4) Karnataka, Karnata, Kannadi, Carnara oder das Canaresische Volk auf der Hochebene von Dekan zwischen den

Mahrattas im Norden, den Tulavas und Malajalams im Westen, den Tamil im Süden und dem —

5) **Telugu**, Telinga, Tailanga, Tilanga, Kalinga Volk im Osten, welches auf der Ostseite der Indischen Halbinsel von Madras bis über Vizagapatnam reicht, wo es mit den Urijas gränzt, und landeinwärts bis auf die Hochebene von Dekan, wo die Mahrattas seine Nachbarn sind.

Die Sprachen dieser fünf Völker sind kultivirte Schrift- und Büchersprachen und eine jede derselben besitzt ihre eigenthümliche Literatur. Sie sind zwar ganz verschieden vom Sanskrit und dem indogermanischen Sprachstamm, was den Wortschatz betrifft; aber nicht so vollständig, als die semitischen Sprachen, wo Präfixa und Suffixa mit der Flüchtigkeit des Vokals einen Principien-Unterschied in der Grammatik bedingen. Obgleich kein Wort vorhanden ist, welches mit einem indoeuropäischen stimmte, und keine Flexion, die in diesem Sprachstamm ihr Gegenbild hätte, so ist doch die Art und Bildung die gleiche. Und dabei scheint Alles eine so alte Einwirkung des Drawidischen auf das Sanskritische anzudeuten, daß man fast versucht wäre zu sagen, — die so hoch gefeierte Sanskrita sey erst unter den Augen des Tamil oder einer der andern Schwestern aufgewachsen. Dabei finden sich dennoch auch einzelne Aehnlichkeiten mit dem Semitischen.

In den Gebirgen der Vorderindischen Halbinsel leben viele rohe und unkultivirte Bergvölker, darunter die **Bhiels**, **Tudas**, **Gonds** und **Khonds** und die **Paharias** die bekanntesten sind. Man ist geneigt, sie für Drawidas zu halten, indem sie alle Dialekte reden, die bald der einen, bald der anderen jener fünf Schwestersprachen nahe stehen sollen.

III. Singhalesen sind die Bewohner der Insel Ceylon, welche, obwol sie auf sehr verschiedenen Stufen der Civilisation stehen, Eine Sprache sprechen, die eine selbstständige zu seyn scheint, wenn gleich ihr Verhältniß zu den Sprachen

des Indischen Festlandes noch nicht gehörig erörtert worden ist. Da die Buddhalehre die herrschende Religion auf Ceylon ist, so hat das Sanskrit, vermöge des Pali, einen großen Einfluß auf das Singhalesische (Tschingalaja) ausgeübt, das auf diese Weise zu einer gebildeten Sprache erhoben worden ist. Sie spaltet sich in mehrere Mundarten und das singhalesische Volk in drei Hauptstämme: die eigentlichen Singhalesen, Bewohner der Seeküsten und der niederen Bergregionen; die Kandianer auf dem Hochlande im Innern der Insel; und die wilden Wäddhas, Waidahs, Widdas, oder Biddas, welche den östlichen Wald-Gebirgsstrich um Batacaloa bewohnen, als Urbewohner der Insel betrachtet werden, und das Singhalesische in einem sehr rohen Dialekt sprechen. Der körperlichen Beschaffenheit nach unterscheiden sich die Singhalesen nicht von den Drawidas und Hindus.

Wie die Völker der Indogermanischen Familie am östlichen Ende ihres ungeheuern Verbreitungs-Bezirks innerhalb der Alten Welt das fremde Volk der Drawidas zu Nachbarn haben, so sitzt auch an ihrem Westende, in Europa, ein Volk anderen Stammes, nämlich das der —

IV. Basken oder Vasken, die sich selbst aber Euscaldunac nennen, ein kleiner Rest der einst mächtigen Rasse, der Iberer, wie die Alten sie nannten. Dieses Volk, jetzt nur noch gering an Zahl, bewohnt die nach ihm genannten baskischen Provinzen in Spanien, das obere Navarra und einen Theil des französischen Departements der untern Pyrenäen. Seine Sprache, Euskara oder Uskera genannt, hat mit den indoeuropäischen Sprachen gar nichts Gemeinsames, soll aber mit den Sprachen der nordischen Völker, namentlich der Finnen eine gewisse Aehnlichkeit haben. Sie spaltet sich in drei oder vier Dialekte: den Labortanischen auf französischem Gebiet, den Guipuzcoanischen, den Vizcayischen und den von Alava und Ober-Navarra. Die Basken haben an der Be-

setzung der Neuen Welt mit europäischen Völkern einen nicht geringen Antheil genommen; indeß haben sie dort ihre Nationalsprache meist vergessen und gegen die spanische vertauscht.

V. Semiten. Das südwestliche Asien und nördliche Afrika bis auf die, schon zu Europa gehörige Insel Malta, wird jetzt von dem großen Völkerstamme bewohnt, den wir nach Sem, den semitischen zu nennen gewohnt sind, eine Benennung, die, obwol sie auf nichts begründet, nicht zu verwerfen seyn möchte, weil eine andere allgemeinere schwer zu finden ist, und jene, die an sich nichts bedeutet, wenigstens keinen falschen Begriff veranlaßt. Den ältesten historischen Urkunden zufolge, die in der Bibel niedergelegt sind, haben sich die Semiten bei der letzten großen Wasserfluth auf dem südlichen Ararat'schen Gebirge, im östlichen Taurus und dem Elwend erhalten, und, wie es scheint, auch auf der langen Gebirgskette des Hedschas, die im Osten des Rothen Meeres bis nach Jemen hinuntergeht. Die von den genannten, nördlich und östlicher gelegenen Gebirgen Herabgestiegenen haben sich in Chaldäa, Mesopotamien, Syrien und Palästina verbreitet; dagegen die vom Arabischen Bergrücken kommenden Semiten den bewohnbaren Theil von Arabien bevölkerten. Diese scheinen schon früh nach Afrika übergegangen zu seyn, wo ihre älteste Kolonie in Aethiopien bis auf unsere Zeiten fortdauert.

In den semitischen Sprachen stimmen viele Wurzeln mit indogermanischen überein, mehr, als man gewöhnlich glaubt, obgleich die grammatischen Formen beider Sprachstämme gar nicht ähnlich sind. Diese Wurzelverwandtschaft scheint antediluvianisch zu seyn, und läßt sich nicht aus Vermischung erklären. Der Sprache nach zerfällt der semitische Volksstamm in drei große Aeste, und jeder derselben in mehrere Zweige.

1. Nordsemiten oder Aramäer, südlich von Kleinasien und Armenien bis nach Palästina, und vom Mittellän-

dischen Meere bis an die Gränze des Persischen Reichs. Dieser Ast spaltet sich in zwei Zweige:

1) Ostaramäer oder Chaldäer, Kaldani, in den Stromgebieten des Euphrat und Tigris gegen Kurdistan hin; und
2) Westaramäer oder Syrer in der Landschaft Syrien, bei denen man folgende Unterscheidungen macht, die sich weniger auf Sprachverschiedenheit, als auf Verschiedenheit der religiösen Ansichten stützen:
   a) Drusen,
   b) Maroniten,
   c) Mutewelli, Mutualis oder Metaveli, die alle drei die Bevölkerung des Libanon ausmachen; —
   d) Nußerize, Nassairie, Nosaïris, welche die nördlichen Verzweigungen des Libanon, gegen Antiochien hin, bewohnen;
   e) Ismaeliten, auf der Ostseite der vorigen, und endlich
   f) Zabier, welche fern von ihren syrischen Brüdern im Mündungsdelta des Euphrat und den angränzenden Gegenden von Persien wohnen.

Die Chaldäer und Syrer sprechen eine und dieselbe Sprache in zwei Mundarten, deren Unterschied nicht groß ist, indem derselbe, mit Ausnahme weniger Wörter und Bedeutungen nur in der Aussprache der Vokale und der Stellung des Tons besteht.

2. Mittelsemiten oder Kanaaniter, nach dem Lande Kanaan genannt, welches später den Namen Palästina erhielt. Dieser Ast hat keine Zweige, denn er besteht nur aus dem einen Volk der —

3) Hebräer oder Juden, deren Muttersprache die hebräische ist, und die, als sie den Sohn Gottes an's Kreuz geschlagen hatten, über die ganze Erde zerstreut worden sind, und keine selbstständige Nation mehr bilden.

3. Südsemiten oder Araber, der am weitesten ver-

breitete Ast des semitischen Stamms. Außerhalb seines Vaterlandes Arabien findet er sich in ganz Vorderasien, in Syrien bis zum Euphrat, in Iran und Turan, und ganz Nordafrika ist von ihm besetzt; ja es hat Zeiten gegeben, wo er sich über die Säulen des Herkules hinaus verbreitete und in Spanien und Portugal große Reiche gestiftet hat, die Jahrhunderte lang von Bestand gewesen sind. Die Südsemiten trennen sich in —

4) Araber im engern Verstande; und diese sind es eben, welche durch die Eroberungswuth der in ihrem Schooße entsprungenen mohammedanischen Religion über einen großen Theil der Alten Welt, nicht, wie die Juden als Flüchtlinge und demüthige Unterthanen zerstreut, sondern in kriegs- und beutelustigen Reuterschaaren als hochmüthige Herren sich ausgebreitet haben. Als seßhafte Ackerbauer heißen die Araber im Allgemeinen Mauren, als umherwandernde Hirten Bedauwi, d. h. Nomaden, was wir gewöhnlich Beduinen aussprechen, und diese sind es eigentlich, welche die arabische Nation ausmachen. Zahlreich sind die Volksmundarten der arabischen Sprache, in der man jedoch von jeher zwei Hauptdialekte unterschieden hat, den hamjarischen und den des ausgestorbenen Beduinenstammes Koreisch, aus dem die arabische Schrift- und Büchersprache, oder das gelehrte Arabisch entsprungen ist, welches ein allgemeines Verständigungsmittel darbietet vom Atlantischen Ozean, in Marokko und an der Senegal-Mündung, bis zu den Indischen Meeren, auf Sumatra und Java, und von Bagdad, in Mesopotamien, bis zu den Comoro-Inseln vor der Meerenge von Mosambique, selbst bis zur Mündung des Zambeze, wo noch arabische Ansiedlungen sind. Einen noch größern Verbreitungsbezirk hat die arabische Sprache dadurch gewonnen, daß sie die Religionssprache des Islam ist; daher wird sie überall da gelehrt, wo der Prophet seine Fahne aufge-

pflanzt hat. Der Dialekt der afrikanischen Araber ist unter dem Namen des moghrebinischen, d. i. abendländischen bekannt, und unterscheidet sich von dem gebildeten Arabisch durch große Rauhheit.

5) Abyssinier auf dem Hochlande Habbesch in Afrika. Die alte, ausgestorbene Sprache der Bewohner von Habbesch ist die Gheez-Sprache. Gegenwärtig spalten sich die Abyssinier nach ihrer Sprache in —

a) Tigrani, welche die nördliche Hälfte von Habbesch, die Landschaft Tigre inne haben, und deren Mundart mit der Gheez-Sprache fast identisch ist, und

b) Amhara in allen westlich und südlich vom Takazze bis nach Schoa hin liegenden Provinzen von Habbesch. Das Amharik hat man für eine ursprünglich afrikanische Sprache gehalten, auf die das Gheez oder Altäthiopische seinen Einfluß so ausgeübt habe, daß von ihm mehr als die Hälfte des Wörtervorraths an sie abgegeben worden sey; allein neuere Untersuchungen haben gerade das Gegentheil gezeigt, indem sie das Amharik für eine Mundart des Gheez erklären, welche von den umgebenden afrikanischen Sprachen Veränderungen erlitten hat.

Anmerkung. Auf dem Hochlande Habbesch leben noch einige andere kleine Völkerschaften, die Agows, die Gefats, die Falascha (mosaischer Religion), die Gonganer und Enareaner, die Combaner ꝛc., über deren Sprachen, daher über die Stellung, die man ihnen in der Reihe der weißen Völker anzuweisen hat, man nichts Genaues weiß. Indessen scheint es sehr wahrscheinlich, daß die Sprachen aller dieser abyssinischen Nationen in mehr oder minder naher Verwandtschaft mit der altäthiopischen Sprache stehen, daher sie dem semitischen Stamme beizuzählen seyn dürften.

6) Mapuler, Mapulets oder Moplays heißen die in Vor-

derindien auf den Küsten Malabar oder Coromandel ansessigen Südsemiten, die sehr früh durch Handel und Schifffahrt dahin geführt worden sind. Ihre Sprache hat sich mit den dortigen Drawida-Dialekten so vermengt, daß sie kaum noch eine arabische Mundart zu nennen ist. Aehnlich verhält es sich mit dem arabischen Dialekte der —

7) Maltesen, oder der Bewohner von Malta, welcher aus einem Gemisch arabischer, romanischer und germanischer Wörter besteht, worin jedoch das semitische Element immer noch so vorwaltend ist, daß sich Maltesen und Araber sehr leicht verständigen können. Endlich muß man hier auch noch die —

8) Fezzaner aufzählen, die Bewohner der, mitten im Sandocean der Sahara belegenen Oase Fezzan oder Fessan, die man, der Hauptsache nach, für die Abkömmlinge der alten Garamanten zu halten geneigt ist, doch aber aus einem großen Gemenge der verschiedenartigsten Nationen besteht, in welchem die weiße Hautfarbe mit dunkelbrauner und schwarzer abwechselt. Die heutigen Fezzaner sprechen alle das Arabische im moghrebinischen Dialekt.

Da wir vermittelst der Südsemiten nach Afrika versetzt worden sind, so wollen wir gleich die Nachweisung derjenigen Völker weißer Hautfarbe anknüpfen, welche ausschließlich in diesem Erdtheile ihre Heimath haben; was nicht allein geographisch, sondern auch vom ethnographischen Standpunkte um so mehr seine Rechtfertigung findet, als die Sprachen dieser afrikanischen Völker weißer Rasse eine nähere oder entferntere Hinneigung zu den semitischen Dialekten zeigen. Am wenigsten ist dies von den —

VI. Kopten, den Nachkommen der alten Aegypter, erwiesen, obwol eine gewisse Aehnlichkeit in besonderen Wendungen und Wörtern nicht zu verkennen ist, ohne jedoch sagen zu können, in wie weit dieß Verhältniß in den Bau der

Sprachen eindringt. Die Kopten oder Kophten, oder Qubten, wie die Franzosen gewöhnlich schreiben, hält man für den Ueberrest der Ur-Aegypter, in deren Mumien, so wie in den Abbildungen, die ihre Denkmäler enthalten, ein gewisser Anstrich von Neger-Physiognomie wahrgenommen wird, was auch von den heutigen Kopten wahr ist, die viel Aehnlichkeit mit Mulatten und deren gelblicher dunkeln Hautfarbe haben. Die Kopten sind ausschließlich auf Aegypten beschränkt und auf ein so kleines Häufchen zusammen geschmolzen, daß sie unter der großen Masse der Ackerbau treibenden Araber (hier Fellahs genannt) kaum $^1/_{16}$ der Gesammt-Population von Aegypten ausmachen, die an sich selbst nur schwach ist. Größer, als zur koptischen Sprache, ist die Annäherung der semitischen Dialekte zur Sprache der —

VII. Berbern oder Berebern, desjenigen, — die nördliche Hälfte des afrikanischen Erdtheils, von den Ufern des Nils bis zur Atlantischen Küste, und vom Mittelländischen Meere und den Höhen des Atlas-Gebirges bis an die nördliche Gränze des Sudan oder der angebauten Länder von Inner-Afrika füllenden — Volks, das jenen, ihm von den Arabern beigelegten Namen nicht kennt, sondern sich selbst Amazirgen nennt, d. h. Edle, Freie, Franken. Sprachforscher, welche eine genaue Kenntniß der Berbersprache haben, stehen in der That nicht an, zu behaupten, daß sie eine hebräisch-afrikanische Zunge sey, wie das Gheez und das Amharik [s. oben V, 5. b)]. Mit einer ungeheuern Verschiedenheit in den Wörtern ist ihr durchdringender Genius durch und durch derselbe; und folgt man den grammatischen Eigenthümlichkeiten als Führer, so scheinen die, in dieser Hinsicht angenommenen Grundsätze den Satz zu rechtfertigen, daß die Berbern ein Volk sind, welches in alter Zeit mit den Kanaanitern und den alten Aethiopiern, deren Nachkommen die heutigen Abyssinier sind, in Blutsverwandtschaft stand. Die dialektischen Verschieden-

heiten der Berbersprache sind zwar ansehnlich, doch aber nicht ein Mal so groß, wie in den germanischen Dialekten des deutschen und skandinavischen Astes [s. oben I., 2., unter 1) und 2)], ja kaum so groß, als in den nördlichen und südlichen Dialekten der Italiäner [s. oben I., 3., 2) (2)]. Die bekanntesten Mundarten der Berber-Sprache (die im Verhältniß zu jenen nicht als eine Mutter zu Töchtern anzusehen ist) sind folgende: —

1. Tamazirgt oder Tomzirgt, mit welchem Worte die heutigen Bewohner des Kaiserthums Marokko, die Sprache, das Volk und Land der Amazirgen bezeichnen. Dieser Dialekt zerfällt in zwei Mundarten:

1) Berber im engsten Verstande, die Sprache der eigentlichen Amazirgen oder Berebern, so weit sie im Moghrib-ul-Aksa oder dem Reiche Marokko, und zwar im flachen Lande und den niederen Bergregionen wohnen;

2) Schilha, die Sprache der Schilluk, Schellu, Schuluh oder Schellöchen, oder der berberischen Bewohner der höheren Regionen des Atlas 2c., die sich für die Urbevölkerung des Moghrib-ul-Aksa, die Amazirgen dagegen als Einwanderer semitischen (kanaanitischen) Stammes halten.

2. Schowiah ist die Sprache der Schowi oder der Berbern in Algier und Tunis. Die arabisch-maurischen Städtebewohner in beiden Regentschaften nennen diese Berbern kurzweg die Volksstämme, oder in arabischer Sprache Kabaïlen, Kabylen. In Tunis heißen sie auch Suaven, was wol nur eine andere Aussprache von Schowi ist. In Tripoli heißen die Berbern Ademser, die muthmaßlich ebenfalls den Schowiah-Dialekt sprechen.

3. Eregeiah ist der Dialekt der Einwohner von Wadreag und Wergelah, zweier Oasen im südlichen Theil der Berberei; dagegen heißt —

4. Mozabiah der Dialekt der Mozabies, d. h. im

Arabischen „Strenge“, was eine Uebersetzung ist des Berber-Wortes Congalan, wie sich die Mozabies selbst nennen.

5. Tergiah heißt der Dialekt der, unter dem Namen Tuariks bekannten Bewohner der Wüste, oder der Sahara, die sie als räuberische Nomaden bis an die angebauten Landstriche der Berberei, von Fezzan, der Tuat-Gebiete und der Sudan-Länder durchstreifen. Das Berberwort Tuarik ist gleichbedeutend mit dem arabischen Kabaïl, Kabyle.

Die Mundarten der Bewohner der Oasen von Audschilah und Siwah im östlichen Theil der großen Wüste weichen von den angeführten Dialekten mehr oder minder ab; nichts desto weniger aber sind diese Mundarten berberische, daher die Libyer der alten Schriftsteller, von denen die Siwahis und Audschilahis Abkömmlinge sind, in den Berberen sich fortgepflanzt haben. Auch die Guanchen, die Urbewohner der Canarischen Inseln, welche seit der spanischen Besitzergreifung dieses Archipelagus ausgerottet worden sind, waren Berbern.

Noch ein in Afrika wohnendes Volk haben wir in der Reihe der kaukasischen aufzuzählen, nämlich die Nachkommen der im Mittelalter berühmten und mächtigen Bedschas, welche in jener Zeit zu beiden Seiten des Rothen Meeres den Welthandel beherrschten, die Abkömmlinge der echten Aethiopen in Meroë der Alten, nämlich die —

IX. Bischarihn, wie sie heutiges Tages genannt werden, welche nördlich von Habbesch die Gebirge zwischen dem Rothen Meere und dem Nil bis nach Suez hinauf bewohnen, und deren Sprache zwar in einer gewissen Grundverwandtschaft mit der altägyptischen, daher auch mit der heutigen Sprache der Kopten steht, dieser aber nach Bau und Wörtervorrath doch zu fern steht, um eine ursprünglich enge Verwandtschaft zwischen beiden voraussetzen zu dürfen. Dieses Volk besteht aus drei Abtheilungen, den —

1. Eigentlichen Bischarihn, welche die mittlere der drei Abtheilungen bilden, und in dem genannten, geographischen Raume zwischen den Parallelen von 15° und 23° nördl. Breite wohnen; den —

2. Hadharebe oder Adareb, welche mit den vorigen gleiche Sprache haben, und südlich und östlich von ihnen wohnen, und den —

3. Ababdeh, nördlich von den Bischarihn, bis nach Suez hin, deren Sprache, vielleicht mit Dialektverschiedenheit, ebenfalls die der eigentlichen Bischarihn ist;
so daß hier nur von einer einzigen Nation die Rede seyn kann, und diese drei Abtheilungen nur als, dem Wohnplatz nach, gesonderte Horden zu betrachten sind.

Wir kehren nach Asien zurück, um die übrigen dort wohnenden Völker weißer Rasse kennen zu lernen. Es sind dies drei Gruppen, nämlich die Georgier, die kaukasischen Völker und die Turken.

X. Georgier nennen wir das auf der Südseite des Kaukasus an der Ostküste des Mittelländischen Meers im Thal des Phasis (Riom) und im Kurthale ostwärts bis zur Vereinigung des Alasan mit diesem Thale wohnende Volk, welches sich selbst Kart'uhli, Kartli, nennt, indem es seinen Ursprung von Kartlos ableitet, dem Sohne des Torgamoß, einem Urenkel Jafeth's. Bei den Persern oder Tadschik's heißen die Georgier Gurdschy und ihr Land Gürdschistan, wahrscheinlich nach dem Kur-Flusse, dem Cyrus der Alten, von dem auch der Name Georgien, Grusien der Russen, abzuleiten ist; bei den Oßeten, die ihre nördlichen Gränznachbarn sind, heißen die Georgier Aß, bei den Armeniern, ihren südlichen Nachbarn Virk, ein Name, welcher vielleicht von gleichem Ursprung ist wie der Alten Iberi, welche als Vorfahren der heutigen Georgier anzusehen sind. Mit

1. den eigentlichen Georgiern, oder Kart'uhli,

welche die Landschaften Kartli, Kacheti und Imerethi, westlich bis zum Flusse Zchemiß-zkali bewohnen, und zu denen die Pschawi und Tuschi im hohen Kaukasus, östlich vom Flusse Aragwi, annähernd gehören, sind folgende Völker durch verwandte Dialekte verbunden: —

2. Die Mingrelier in Mingrelien, dem westlichen Theil von Imerethi, und im Guria oder Guriel, mit deren Sprache die —

3. der Lasen, welche sich längs des Schwarzen Meeres von Guriel bis Trebisonde erstrecken, ein verschwisterter Dialekt ist, indeß die Flexionen der Sprache —

4. der Suanen, die sich selbst Zoa oder Schnau nennen, eine bedeutende Verschiedenheit von denen der übrigen Glieder des Georgischen oder Altiberischen zeigen; ja selbst die Radikalen lassen auf eine frühere Trennung schließen. Diese Suanen wohnen im westlichen Theile des georgischen Kaukasus nördlich über Mingrelien.

Die Lasen und Suanen sind rohe, räuberische Barbaren und nur die eigentlichen Georgier ein gebildetes Volk, zugleich der größte Zweig der Nation. Seine Sprache muß, obwol sie mit indoeuropäischen und nordafrikanischen Sprachen entfernte Aehnlichkeiten hat, doch als eine selbstständige Stammsprache angesehen werden, die in den Wurzeln und der Grammatik von allen bekannten Idiomen verschieden ist. Sie ist zur Schrift- und Büchersprache ausgebildet, und besitzt eine ziemlich reiche Literatur.

XI. Kaukasier. Unter diesem Namen werden all' die Völkerschaften zusammengefaßt, die seit den historischen Zeiten ihre Wohnsitze im Kaukasus gehabt, seit lange aber alle Spuren gegenseitiger Verbindung verloren haben, diejenige ausgenommen, welche eine genaue Vergleichung ihrer Dialekte darbietet. Denn man findet in diesen, obwol sie bedeutend von einander abweichen, doch eine gewisse Familien-

Aehnlichkeit und manche Berührungspunkte, die uns einiger Maßen berechtigen, sie unter Einer Gruppe zu vereinigen. Merkwürdig aber ist es noch im Besondern, daß sie eine Menge ähnlicher Wörter besitzen, die sie mit nordasiatischen Sprachen, vorzüglich finnischen und samojedischen, gemein haben. Die Kaukasier zerfallen in drei Abtheilungen:

1. Ost-Kaukasier oder Lesgi, die Bewohner derjenigen Kaukas-Gegenden, welche von den Persern und Turken Dagestan, d. i. Bergland, oder Lesgistan, d. i. Land der Lesgi genannt werden. Lesgi ist nicht ein eigentlicher Volksname, sondern ein Appellativum unbekannten Ursprungs, was vielleicht Männer oder Leute bezeichnet, und nur von den Nachbarn gebraucht wird. In Lesgistan werden vier Hauptsprachen gesprochen:

1) Awarisch in sehr abweichenden Dialekten;

2) Akuschinisch;

3) Kasikumukisch, welches mit der akuschinischen Sprache viele Wörter gemein hat, von den übrigen Lesgischen Sprachen aber sehr verschieden ist, und das Tabaßeranische zum Dialekte hat, den man auch als eine besondere Sprache anzusehen pflegt.

4) Küränisch im südlichen Theil von Dagestan am ganzen Samurfluß.

2. Mittel-Kaukasier, Mizdschegi oder Kisten, von ihren Nachbarn, den Awaren, Tscherkessen und Turken, also; von den Russen aber Tschetschenzen genannt, wohnen auf der Westseite der Lesgi, bis an den obern Terek rc., und bestehen aus vier großen Stämmen:

1) den Galgai, Hälha, Inguschen oder Kisten, die sich selbst Lamur nennen;

2) den Karabulak, Arschte, Arischtojai;

3) den Tschetschenzen, und

4) den Chewsuren. Der Dialekt der Pschawi und Tuschi ist mit vielen georgischen Wörtern vermischt (S. 61).

3. West-Kaukasier, die vom obern Kuban bis zum Schwarzen Meere ausgebreitet sind, bestehen aus den zwei sprachverwandten Völkern —

1) der Tscherkessen und
2) der Abasen, deren Sprachen, als ein gemeinsames Idiom betrachtet, durch den suanischen Dialekt mit dem georgisch-iberischen Stamme in enger Verbindung stehen, während die kistischen Sprachen ihnen nur entfernt angelehnt, und das Ossetische (s. oben **I. 7.**) gar keine Berührungspunkte zeigt.

Die Tscherkessen, welche den westlichsten Theil des Kaukasus inne haben, nennen sich selbst Adige. Den in Europa gewöhnlichen Namen, welchen man gemeiniglich, obwol unrichtig Cirkassien ausspricht, haben die Adige von den Georgiern und Turken empfangen; bei den Osseten und Mingreliern heißen sie dagegen Kasach; die Russen nennen sie, außer Tscherkessen, auch Gorsky, d. h. Bergbewohner. Die Abasen, welche die Küsten des Schwarzen Meeres und den westlichen Theil des Gebirgs nie verlassen zu haben scheinen, nennen sich selbst Absne, und daraus haben die Turken Abasen, die Georgier Abchaßi gemacht, was Namen sind, welche in Europa, in den manchfaltigsten Schreibarten, geläufig geworden sind. Wie alle Kaukasier in eine große Menge von Stämmen und Horden getheilt, deren jede ihren eignen Namen führt, nennen sich die, zu einer besondern Gruppe vereinigten sechs östlichen Stämme der Abasen Tapanta, während diese Gruppe bei den Tscherkessen Baskech und bei den Turken Alti-Keßek-Abasi heißt. Ueberhaupt laufen die Eigennamen der kaukasischen Völkerschaften bei der großen Manchfaltigkeit der am Kaukasus zusammengehäuften Sprachen bunt durcheinander.

XII. Turken. Sie bilden den Uebergang von den Völkern des kaukasischen Menschenstammes zu denen mit gelber

Hautfarbe; denn es giebt unter ihnen Stämme, die ganz europäisch aussehen, andere, welche entschieden den mongolischen Charakter in ihrer körperlichen Bildung tragen. Die Meinungen sind darüber verschieden, ob die Turken ursprünglich zu den mongolischen Völkern, oder zu dem schönen, Europäer ähnlichen Menschenschlage gehörten; gewiß aber ist es, daß ihr größter Theil seit lange den mongolischen Typus hat; während man muthmaßt, daß einige ihrer Abtheilungen und Horden den ursprünglichen, aber verloren gegangenen europäischen Charakter wieder gewonnen haben, was durch klimatische Einflüsse, vor allen aber durch die Vermischung mit Völkern der weißen Rasse, die auf ihren Wanderungen nach Westen hin Statt gefunden haben, und fortwährend Statt finden, erklärt wird. Unter der Voraussetzung, daß die Urturken wirklich dem kaukasischen Menschenschlage angehörten, läßt sich ihr frühes Hinneigen zur mongolischen Gesichts- und Körperbildung durch die Thatsache rechtfertigen, daß bei der Vermischung der mongolischen Rasse mit andern Menschenstämmen die Gesichtsbildung der erstern bei weitem mächtiger vorwaltet, und die andern in sich auflöst. In Russland hat man oft Gelegenheit, über diesen Punkt Beobachtungen anzustellen. Kinder nämlich, welche aus der Ehe eines Kalmüken mit einer Russin entsprungen sind, haben stets die Gesichtszüge des mongolischen Vaters, und diese bleiben bis in die spätesten Generationen eingeprägt, selbst wenn diese sich wieder mit Russen oder andern Europäern vermischen. Zeugt dagegen ein Russe oder ein anderer Europäer mit mongolischen Frauen Kinder, so walten bei der ersten Generation kaum einige seiner Züge hervor; und mischt sich diese nur mit Kalmüken, so verlieren sie sich gänzlich in den zunächst folgenden.

Die Turken werden schon sehr früh in den Jahrbüchern der Chinesen genannt, und zwar in einem Zeitalter, welches 1134 bis 1736 Jahre vor Christi Geburt gesetzt wird, unter

einem Namen, der in dieser Periode Chiun-ju, in einer spätern Chian-jun, in einer noch spätern, und zwar in der Periode von 256 vor Chr. bis 263 nach Chr. Geb., Chiung-nu, oder, nach anderer Orthographie, Hiong-nu heißt. Alle Geschichtsforscher sind der einstimmigen Meinung, daß diese Hiong-nu Turken waren. Sie hatten ihre Wohnplätze nördlich von China und in den östlichen Gebirgen des Altai-Systems, wo sie ein mächtiges Reich bildeten, das aber von den Chinesen am Ende des ersten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung zerstört wurde. In Folge dessen wurde ihr Land von einer tungusischen Nation, welche die chinesischen Annalen Sian-pi nennen, besetzt, und es erfolgte eine Verschmelzung dieser Sian-pi mit verschiedenen Horden der Hiong-nu zu Einem Volke, oder die älteste Vermischung der europäisch aussehenden Turken durch Völker mit mongolischer Gesichtsbildung. Eine andere Horde floh nach Westen und schlug, unterm Schutz der mächtigen Scheu-schen, einer tungusischen Völkerschaft, ihren Lagerplatz am Goldberge (Altaï im Turkischen) und zwar am Fuß eines Berges auf, dessen Gestalt einem Helme glich, und da in ihrer Sprache ein Helm Tu-kiü genannt ward, so nahm die ganze Völkerschaft diesen Namen an. Hier wurden sie unter ihrem Häuptling Thuman, einem in der Geschichte berühmten Feldherrn wieder ein mächtiges Volk. Dieser Häuptling lebte ums Jahr 545 nach Chr. Geb., und es war bald nach seiner Zeit, nämlich im Jahr 569, daß der Großkhan der Turken oder *Τουρκοι*, welcher Dizabulus hieß, von dem Kaiser Justinius dem Jüngern mit einer Gesandtschaft beschickt wurde. Um die Mitte des 8. Jahrhunderts wurde dieses Reich der Tu-kiü am Altaï von einer andern, ebenfalls von den Hiong-nu stammenden Horde zerstört, die südlich vom Baïkal, an der Selenga und den Zuflüssen des Amur ihre Weideplätze hatte, und bei den Chinesen Anfangs Chuy-che und später Kao-tschang hieß, sich selber aber Uiguren

nannte. Diese bildeten auch ihrer Seits an dem Gebirgslande des Altaï eine große Monarchie, die aber im Jahre 847 von den Chinesen, in Verbindung mit den Kirgisen, ebenfalls über den Haufen geworfen wurde. Wir können hier nicht weiter auf den Gang der politischen Begebenheiten, denen die Turken unterworfen gewesen sind, und die Wanderungen eingehen, die sie von ihrer Urheimath im Altaï-Gebirge gegen Süden und Westen unternommen, und die sie bis in das Herz von Europa geführt haben; wir beschränken uns auf eine Nachweisung ihrer gegenwärtigen Lagerplätze und festen Wohnsitze.

Die Turken sind, nächst den Indogermanen, dasjenige Volk, welches in der Alten Welt den größten Verbreitungsbezirk besitzt. Sie erstrecken sich von Barkul und Khamil, am Ostende des Himmelsgebirges, also vom innersten Hochasien bis an das Adriatische Meer, und von der Vereinigung der Irtuisch- und Ob-Ströme bis auf das Hochland von Iran, dessen Steppen von ihren Nomaden-Horden bewandert werden. In diesem ungeheuern Länderraum bilden sie eine fast ununterbrochene Völkermasse; außerhalb desselben aber sind sie gegen Südwesten hin, in Arabien und dem nördlichen Afrika als herrschendes Volk verbreitet, und im hohen Norden der Alten Welt finden wir sie seit lange angesiedelt, wo sie, am untern Lenastrom eine Insel mitten zwischen anderen Nationen bilden. Nimmt man die auf dieser Turk-Insel herrschende Sprache aus, so zeigen die turkischen Mundarten die merkwürdige Eigenschaft, daß sie, wie groß auch ihr gegenseitiger Raum-Abstand seyn mag, sowol in den Wörtern als im grammatischen Bau sehr ähnlich geblieben sind. Während unter den indogermanischen Nationen der Deutsche die slawischen, oder gar die Hindu-Dialekte erst nach langem Studium erlernen kann, vermag der Turke in Konstantinopel bei langsamem Sprechen den Usbeken, seinen Stammgenossen in Bu-

chara, und den Turken von Kasan und Sibirien zu verstehen; so daß bei den Turken in sprachlicher Beziehung weniger von einer Völker-Familie, als vielmehr von einer einzigen Gesammt-Nation die Rede seyn kann, welche freilich durch geographische Stellung und Verschiedenheit der Lebensart und Sitten in verschiedene politische Körperschaften gespalten ist. In dieser Beziehung lassen sich die folgenden Abtheilungen machen:

1. Uiguren, oder diejenigen Turken, welche unter Chinesischer Herrschaft stehen; in der sogenannten Sijü oder Neuen Gränze (Linie), von der sie die, auf der Südseite des Himmelsgebirgs belegene, Provinz (Thian schan nan lu) entweder ausschließlich, oder gemischt mit indogermanischen Tadschiks, deren Herren sie früher waren, bewohnen. Ungemischt sind sie in Khamil, Barkul, Turfan, Kharaschar, Kutsche; gemischt in Aksu, Uschi, Kaschkar, Jarkiang, Khoten. Nach ihnen heißt dieses Land auch die turkestan'sche oder Linie des Turklandes. Von den Chinesen werden sie gegenwärtig Hoeï-zeu, d. h. Muselmänner genannt. Ihre vormals souverainen Chodschas oder Fürsten sind von der chinesischen Regierung mediatisirt, führen aber unter deren Oberaufsicht und in ihrem Namen die Verwaltung dieser Länder. Diese Turken sprechen den uigurischen Dialekt, doch nicht mehr in seiner ursprünglichen Reinheit, weil er, wie alle Mundarten, mit Einführung des Islam, zu dem sich fast alle Mitglieder des großen turkischen Volksstammes bekennen, eine Menge arabischer, und selbst persische Wörter in sich aufgenommen hat, deren Anzahl jedoch in den westlichen Mundarten weit bedeutender ist, als in diesem östlichen, uigurischen Dialekt. Diese Uigurisch redenden Turken der Neuen Linie, die Nogaï am Schwarzen Meer rc., die Kumük, die sibirischen Turken u. n. a., sind die einzigen ihres Stammes, welche unter der Botmäßigkeit eines fremden Volkes stehen; alle übrigen Turken sind selbst-

ständig und unabhängig und haben sich größtentheils andere Völker unterthan gemacht. Viele Uiguren sind auch in den nördlichen Provinzen von China verbreitet; hier verschwinden sie aber unter der Ueberfülle des Chinesischen Volks. Alle Uiguren führen mehr oder minder ein seßhaftes Leben, und ihr Dialekt, obwol nicht so verfeinert, als der Dschagataï-Dialekt der Usbeken, ist seit uralter Zeit zur Schriftsprache erhoben worden, die auch ihre Literatur besitzt.

2. Turkomannen, Tarekameh, Truchmenen (der Russen) sind ein weitverbreiteter Zweig des Turk-Volkes. Ausschließlich dem Nomaden-Leben ergeben, wandern sie mit ihren Heerden in den Ebenen Turans von Kokan bis zum Kaspischen See, vornehmlich aber in der Wüste Descht Kowar, wo die beständigen Weideplätze ihrer angesehensten Stämme sind, die sich des Dschagataï-Dialekts bedienen. Sie bedecken mit ihren Zelten die Tafelländer von Chorassan und ganz Iran, die Ebenen des Innern von Kleinasien, und reichen von da aus in die westlichen Gegenden von Armenien, und durch das südliche Georgien bis zu den Westkaspischen Landschaften Schirwan und Dagestan, wo sie überall einen Hauptbestandtheil der Bevölkerung ausmachen. Verschiedene Stämme dieser Abtheilung sind über Syrien und den Libanon zerstreut, ja einige derselben haben sich bis in die Wüsteneien Arabiens verbreitet. Aus der Horde Esschar, welche in den westlichen Gegenden von Iran ihre Weideplätze hat, entsprang der wilde Schah Nadir von Persien, und zum Stamme Chadschar gehört die jetzt in Persien regierende Dynastie. So steht das indogermanische Volk der Tadschiks hier in Persien unter einer Turk-Regierung; und eben so in Turan, und zwar in diesem Landstrich unter der Herrschaft der —

3. Usbeken, einer dritten, unmittelbar von den Uiguren am Himmelsgebirg stammenden Abtheilung, von denen sie sich am Schluß des 15. Jahrhunderts getrennt haben, indem sie

nach Westen über den Syr zogen und überall Schrecken und Verwüstung verbreiteten. Sie beherrschen alle Staaten Turan's: Buchara, Kokan, Chiwa, Kunduz und die übrigen kleineren Gebiete, die an das Bolor-Gebirge stoßen, daher diese Gegenden von Innerasien auch das Usbekische Turkenland oder Turkistan genannt werden. Von den Turkomannen unterscheiden sie sich nicht; wie diese sprechen sie den Dschagataï-Dialekt und führen auch dieselbe nomadische Lebensweise.

4. Nogaï. Sie wohnen in den Ebenen westlich vom Kaspischen See und nördlich vom Schwarzen Meer, hier also auf europäischem Boden, nennen sich selbst Mankat, und haben eine Gesichtsbildung, welche eine starke mongolische Beimischung verräth, obwol ihre Sprache von mongolischen Wörtern ziemlich frei geblieben ist.

5. Baßianen. Ihre Wohnsitze sind in den Alpenthälern des nördlichen Kaukasus an und um den Elbrus, den höchsten Gipfel dieses Gebirgs. Sie heißen auch Karatschai-(Schwarzwasser-) Turken (bei den Osseten) und Alan (bei den Suani des iberischen Sprachstamms). Die Baßianen waren ursprünglich Finnen, Stammgenossen der Magyaren oder Ungern, haben aber ihre Sprache gegen die turkische vertauscht. Eben so verhält es sich mit den —

6. Baschkiren, welche seit unvordenklichen Zeiten den südlichen Theil des Ural inne haben, der darum auch der baschkirische genannt wird. Die Verturkung dieser Finnen ist in verhältnißmäßig jüngerer Zeit erfolgt, denn noch um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, als Wilhelm Ruysbroek auf seiner Gesandtschaftsreise nach dem Hoflager der Mongolenfürsten zu Karakorum durch ihr Land kam, sprachen die Pascatir, wie er sie nennt, die Sprache der Ungern.

7. Kumük, ein wirklicher, alt-turkischer Stamm in den nordöstlichen Vorbergen des Kaukasus an den Flüssen Sun-

dschah, Akßai und Koißu. Sie sprechen einen rohen, von den übrigen Turk-Mundarten ziemlich abweichenden Dialekt.

8. Meschtscheräken. Sie sind wahrscheinlich auch ein ursprüngliches Finnen-Volk, das die turkische Sprache angenommen hat. Sie wohnen, als russische Unterthanen, in den Gouvernements Perm und Orenburg.

9. Kasanische oder Wolgische Turken, Ueberreste der Turkvölkerschaften, welche, in den Turkomannen und Usbeken ihre nächsten Sprachverwandten erkennend, aus ihren Wohnsitzen in Innerasien von mongolischen Horden mit fortgerissen zur Bildung des einst mächtigen Tataren- oder Mongolen-Reichs Kiptschak im östlichen Europa mit beigetragen, weshalb man sie auch in Russland, jedoch sehr irriger Weise, Tataren zu nennen pflegt, was auch von den —

10. Sibirischen Turken gilt, die den ganzen südwestlichen Theil von Sibirien bewohnen, wo sie sich seit der frühesten Ausbreitung ihrer Rasse niedergelassen haben, und daher als die ältesten Bewohner dieses Ländergebiets zu betrachten sind. Sie spalten sich in fünfzehn Abtheilungen unter eben so vielen verschiedenen Namen.

11. Teleuten im Altai um den See Altyn (Goldsee), den die Russen den telezkischen nennen. Ihr Dialekt hat viele mongolische Wörter aufgenommen.

12. Die Sojoten, Matoren und Koïbalen, gleichfalls im südlichen oder altaïschen Sibirien, sind ursprünglich Samojeden, haben aber ihre Muttersprache verloren und sprechen jetzt einen verdorbenen Dialekt des Turkischen.

13. Die Jakuten, die sich selbst Socholar nennen, sind die nordöstlichsten Turken, völlig abgesondert von der großen Masse ihrer Stammverwandten. Ihre Wohnsitze sind am Mittel- und Unterlauf der Lena und deren Nebenflüssen. — Kehren wir nach dem westlichen Asien zurück, so finden

wir daselbst einen Hauptzweig des turkischen Völkerstammes, nämlich —

14. Die Kirkis oder Kirgisen in dem Ländergebiet, welches sich von den westsibirischen Marken südlich bis an und auf das Bolor-Gebirge und den Aral-See, und westlich bis an den Ural-Strom und die untere Wolga erstreckt. Die Kirgisen spalten sich in zwei Haupt-Abtheilungen:

1) Die Burut oder Kara- (d. h. schwarze) Kirgisen, die den östlichsten und südöstlichsten Theil des Gebiets, vom oberen Irtuisch bis zum Bolor inne haben, und theils unabhangig, theils der Botmäßigkeit des Russischen und Chinesischen Reichs, und des Usbeken-Chans von Kokan unterworfen sind.

2) Die Kirgis-Kasak, oder westlichen Kirgisen, welche ebenfalls theils frei sind, theils unter Russland und China stehen, zerfallen in drei Dshius oder Horden: die große Horde, Koerger, d. i. Leute der Wildniß, auch Brut-Erdenä genannt, im östlichsten Theile des Steppengebiets; die mittlere Horde, Urta-Dshius, bis zum Aksa-Kul, und von da aus bis zur Wolga ꝛc. die kleine Horde. Die beiden zuletzt genannten Horden heißen zusammengenommen Kir-Kasak, d. i. Steppenkähne. Auf der Südseite gränzen die Weideplätze dieser Kir-Kasak mit denen der —

15. Kara-Kalpak, d. i. Schwarz-Mützen, am Aral und in den unteren Gegenden der Flüsse Syr und Kuwan. Einige von ihnen stehen unter russischem Schutze, andere sind dem Usbekenfürsten von Chiwa unterthan und leben unter hartem Druck. Die letzte Abtheilung der Turk-Nation endlich bilden —

16. Die Osmanen, die Beherrscher des nach ihnen benannten Reichs, das sich über drei Erdtheile: Europa, Asien und Afrika, ausbreitet. Sie sind eben dieses Reiches wegen,

das wir gewöhnlich das Türkische Reich nennen, der wichtigste Zweig der Nation. Im europäischen Theil des Reichs nicht sehr zahlreich, und hier meist nur als Handwerker, tüchtige Gewerbs- und ehrliche Kaufleute in den Städten angesiedelt, ist der Hauptsitz der Osmanen auf dem Tafellande von Kleinasien, wo sie fleißige Ackerbauer sind. Von da sind sie östlich bis nach Armenien, und südlich bis in die Ebenen des Euphrat und Tigris und des syrischen Plateaus verbreitet; in den afrikanischen Bestandtheilen ihres Reichs aber finden sie sich nur in geringer Zahl, meist nur als Regierungsbeamte.

Die Gelben oder die Völker des Mongolischen Menschenstammes.

XIII. Mongolen. Das mongolische Volk müssen wir hier obenan stellen, — von Rechtswegen, weil es dem ganzen Menschenschlag seinen generischen Namen gegeben hat. Es erfüllt mit seinen nomadisirenden Horden vornehmlich die Steppen und Wüsteneien des innern Hochasien zu beiden Seiten der Gobi von den Gränzen China's und Tübets bis zu denen des Russischen Reichs in Sibirien, die es im Gouvernement Irkuzk überschreitet, um sich bis an den Baïkal-See, und selbst über diesen hinaus in die Quellgegenden der Lena und an der Angara zu verbreiten. Auch im westlichen Sibirien haben die Mongolen die russische Gränze überschritten, nämlich vom Ober-Irtuisch aus bis an die Katunja, einen der Quellflüsse des Obi-Stroms; und einen Vorposten haben sie weit im Westen stehen, und zwar in den Steppen, die sich im untern Wolgagebiet, von diesem Strome gegen den Don erstrecken. Mit Ausnahme dieses Vorpostens gränzen die Mongolen gegen Süden an die Chinesen und Tübeter, gegen Westen an die indogermanischen Tadschiks und an die Turken, und gegen Norden haben sie die samojedischen und die tungusischen Völkerschaften zu Nachbarn, mit welchen letzteren sie auch auf der Ostseite gränzen.

Ihre ursprüngliche Heimath, in der sie auch gegenwärtig noch ihre Lagerplätze haben, sind, so weit sich ihre Spur

historisch verfolgen läßt, die Gegenden um den Baïkal-See im östlichen Sibirien, von deren hohen Gebirgen sie herabgestiegen zu seyn scheinen, um sich gegen Süden und Westen auszudehnen, in welch letzterer Richtung sie einst mit ihren wilden Reuterschaaren selbst Europa überschwemmt haben, indem sie um die Mitte des 13. Jahrhunderts bis auf's linke Ufer der Oder vorgedrungen sind. Sie kamen unter dem Namen der Tataren nach Deutschland, den sie vier Jahrhunderte früher nach dem Namen eines ihrer heldenmüthigsten Stämme angenommen hatten; und diesen Namen Ta ta oder Ta tar, verdrehte man in Tartaren, wie man glaubt, in Folge eines Wortspiels, dessen sich König Ludwig IX. von Frankreich bediente, indem er die Tataren mit den Dämonen des Tartarus, als einer Zuchtruthe der europäischen Völker, verglich. Mongolen und Tataren sind gleichbedeutende Namen, die sich auf ein und dasselbe Volk beziehen, aber keiner seiner Stämme führt jetzt mehr weder den einen, noch den andern dieser Namen; alle Mongolen aber sind unter diesem Namen in der chinesischen und Mandschu-Sprache bekannt; bei den Tübetern heißen sie Chor, oder Chor-ba. Durchaus unrichtig aber ist es, gewisse Zweige des Turk-Volkes Tataren zu nennen, wie es u. a. mit den unter russischer Herrschaft stehenden Turken in Sibirien geschieht (s. oben XII.,), die man wol nur um deswillen so genannt hat, weil sie unter der Anführung tatarischer oder mongolischer Häuptlinge und in Gemeinschaft mit deren Horden nach den jetzt unter russischer Botmäßigkeit stehenden Ländern gekommen sind, und daselbst ein selbstständiges Reich bildeten, welches sich zu Ende des 15. Jahrhunderts in mehrere selbstständige Staaten aufgelöst hat, welche später den Slawen anheim gefallen sind.

Das nomadisirende Mongolen- oder Tataren-Volk besteht aus einer sehr großen Menge Horden, davon einer jeden ein bestimmter Aïmak, d. h. Landbezirk, zum Weideplatz angewiesen ist.

Die Organisation des Volks ist rein militairisch; in Folge dessen jeder Aïmak, der einen Wan oder Erbfürsten zum Oberhaupt hat, in eine gewisse Anzahl von Choschunen (Banner, Fahnen, Divisionen), Dsalanen (Regimenter) und Ssomunen (Schwadronen) abgetheilt ist. Von der ältesten Zeit an scheint aber das mongolische Volk in drei Hauptstämme getheilt zu seyn, die sich durch Dialekt-Verschiedenheit unterscheiden. Diese großen Stämme sind folgende: —

1. Die eigentlichen Mongolen auf der Südseite und Nordseite der großen Wüste Gobi. Die längs der Chinesischen Gränze weidenden Horden sind in 25 Aïmaks abgetheilt. Nördlich von der Wüste lagern die Chalcha, gegenwärtig die bedeutendste und mächtigste unter den tatarischen Völkerschaften, welche den ganzen Süden des sibirischen Rußlands berühren. Die am Gebirge Kuen lün und den Angränzungen von Tübet und der Neuen-Gränze nomadisirenden Mongolen nennen sich Scharaigol. Ein kleiner Theil der Chalcha steht unter russischer Herrschaft und weidet südlich vom Baïkal in den Gebirgsthälern der Jablonnoi Chrebet.
2. Die Buriät, zum größten Theil unter russischer Herrschaft im Norden und Süden des Baïkal-Sees; dort bis in die Gegend von Nischne-Udinsk, wo sie von den Russen Brazken genannt werden; hier bis in den Distrikt von Nertschinsk, wo die Horden der Chorin-Buriät, Chorinzen der Russen, ihre Weideplätze haben. Auf chinesischem Gebiet giebt es einen Aïmak Buriät am rechten Ufer des Flusses Arguin, östlich von den Chalcha.
3. Die Ölöt oder Kalmüken bestehen aus den vier Stämmen Dsungar, Torgod, Choschot und Dürbed, und nennen sich darum gemeiniglich Mongol-Dirad, oder Durban Dirad, d. h. die Mongolischen oder Vier Verbündeten. Bei den Chinesen heißen sie Wa-la, bei den Tübetern

Ensa. Der Name Kalmük ist nicht tatarisch, sondern von dem turkischen Wort Chalimak verderbt, was so viel als Familie bedeuten soll. Die Weideplätze dieser Mongolen sind, unter Chinesischer Herrschaft, theils in den Gebirgs-Einöden am Schuchu-noor (Blauen See), wohin die Ölöt selbst ihr uraltes Vaterland setzen, bis gegen den Tenggri-noor hin, und in den zunächst an China gränzenden Gegenden der Mongolei, theils in dem Gouvernement Ili der Neuen-Gränze (Thian schan pe lu), wo vornehmlich die Dsungar nomadisiren, woher diese Gegenden den Namen der Dsungarei führen. Nordwärts davon erstrecken sich Kalmüken ins russische Gebirge des Altaï. Die Mongolen an der untern Wolga sind Ölöt oder Kalmüken von den drei Stämmen Choschod, Torgod und Dürbed und daselbst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts eingewandert. Sie sind rings von Slawen und Turken umgeben, und eine kleine Abtheilung derselben findet sich an der mittleren Wolga, da wo sich die Samara in diesen Strom ergießt.

Die mongolische oder tatarische Sprache wird am reinsten von den eigentlichen Mongolen gesprochen, ihre Zischlaute werden im Buriätischen Dialekt sehr oft zu Kehllauten, was diesem eine große Rauhheit giebt. Große Abweichungen dagegen zeigt der ölötische Dialekt. Außer diesen drei Hauptmundarten giebt es noch eine Menge von Nebenmundarten, die aber sämmtlich durch die mongolische Schriftsprache, welche auch ihre Literatur besitzt, zusammen gehalten werden, so daß der Kalmük an der Wolga ohne Schwierigkeit den Mongol von der Chinesischen Mauer zu verstehen im Stande ist. Das Tatarische hat in Absicht auf Radikalen und den grammatischen Bau der Sprache viele Aehnlichkeit mit dem angränzenden Turk- und Tungusischen, was den Beweis liefert, daß zwischen diesen drei Volksstämmen seit den ältesten Zeiten

häufige Vermischungen Statt gefunden haben. Auch andere Sprachen Asien's, und selbst Europa's, zeigen Spuren von Uebereinstimmung mit tatarischen Wurzelwörtern.

XIV. Chinesen, die Bewohner China's, das mächtigste, zahlreichste und gebildetste Volk des mongolischen Menschenschlags, das gesittetste unter allen Nationen von Asien. Der Anfang ihres gewaltigen Reichs ist im nördlichen China gewesen, wohin sie aus einer westlicheren Gegend ausgewandert sind; denn der Schauplatz ihrer Mythologie wird auf das hohe Schneegebirge gesetzt, welches sie Kuen län, die Mongolen aber Kulkun nennen. Das ist das Land der Fabel und Romantik; da stand die Wiege des Menschengeschlechts, da ist der Wohnsitz von Helden und Halbgöttern. Dieses Paradies der Chinesen hat ihre ausschweifende Kosmographie mit fabelhaften Ungeheuern aller Art bevölkert, mit Fischen und Vögeln, die menschliche Köpfe haben, mit geflügelten Menschen, die Vögelkrallen oder Pferde- und Ochsenfüße haben, kopflos sind und das Gesicht auf der Brust tragen. Hier wohnten die Centauren und Arimaspier der Chinesen; und hierher verbarg sich der Patriarch Lao-zeu auf einem hohen Berggipfel vor den Augen der Menschen. Die Wanderung der Chinesen fand in einer frühen, doch unbekannten Periode Statt, von der man nur die Vermuthung hat, daß sie mehr als zweitausend Jahr vor den Anfang unserer Zeitrechnung fällt. Ihr Eintritt in's heutige China soll längs des Stromthals des Hoang ho durch die Provinz Kan su erfolgt seyn. In ihren neuen Wohnsitzen fanden sie die Miao vor, welche wahrscheinlich Tübeter waren, die von den neuen Ankömmlingen theils ausgerottet, theils mit diesen verschmolzen wurden. Nur langsam erweiterte sich der chinesische Staat, denn erst am Ende des 3. Jahrhunderts wurden die südlichen Gegenden unterworfen, wo damals die Man-Barbaren hausten, welche muthmaßlich Stammverwandte der Miao waren. Auch

diese haben sich in dem erobernden Volke aufgelöst, und sind vollständig zu Chinesen geworden, deren Sprache sie angenommen und die ihrige vergessen haben. Auch Turken, Mongolen und Tungusen, welche in China als Eroberer aufgetreten sind, und sich daselbst für Jahrhunderte lang niedergelassen haben, sind auf die Vermischung des chinesischen Volks nicht ohne Einfluß gewesen; nichts desto weniger aber sind die Chinesen, in ihrem Charakter und ihrer Denkungsart sich ziemlich gleich geblieben, und ihre uralte Gesittung hat, wie es die Civilisation überhaupt zu thun pflegt, den Triumph gefeiert, jene einbrechenden, rohen Barbaren zu verschlingen und sie zu Chinesen umzumodeln. Diese Chinesen selbst haben keinen eigenthümlichen National-Namen, sondern nennen sich entweder nach der herrschenden Dynastie ihrer Kaiser, daher mit dem Wechsel derselben sich auch der Name verändert hat, oder sie legen sich bedeutsame Ehrennamen bei, die größtentheils auf ihren Stolz gebaut sind, oder auf die Vortrefflichkeit ihres Landes Bezug haben. So nennen sie sich gewöhnlich —

Tschung kue schin, d. h. Leute des Mittelreichs,

Tschung chua schin, Leute der Blume der Mitte, oder

Zing schin, Leute des Hauses Zing, der jetzt in China regierenden Dynastie, die aber nicht chinesischen, sondern tungusisch-mandschuischen Ursprungs ist.

Die Namen China und Chinesen, die wir Dentsche eigentlich Tschina und Tschinesen aussprechen sollten, weil er uns durch Spanier und Portugiesen zugekommen, stammt allerdings auch aus China selbst, und zwar von der Dynastie Zin, Thsin, d. h. große Reinigkeit, welche drittehalb Jahrhundert vor Chr. Geb. in China geherrscht hat. Er ist durch Vermittlung der Malayen, Indier, Araber nach Europa gelangt und wird auch gegenwärtig von den Hindus, Arabern, Persern und anderen mohammedanischen in den wechselnden

Schreibarten von Tschin, Dschin und Sin gebraucht. In den Hindu-Dialekten überhaupt wird das Land Maha-Tschina oder abgekürzt Matschin, d. h. Groß-China genannt. Unter den europäischen Nationen sind die Russen die einzigen, welche sich des Namens China nicht bedienen. Sie nennen Land und Volk Kitaï und Kitajez, nach den Chitan, einem mongolisch-tungusischen Volke, welches in alten Zeiten vorübergehend den nördlichen Theil von China beherrscht hat. Die übrigen Slawen, mindestens die Polaken, haben den Namen China 2c. angenommen, denn im Polnischen heißen Land und Volk Chiny und Chinczyk. Auch die Mongolen haben den Namen der Chitan auf die Chinesen übertragen. Diese heißen im Tatarischen Kitat, auch Nanggiat; im Mandschuischen Nikan; im Tübetischen Dschanag, d. h. die schwarzen Dscha (im Gegensatz zu den Dscha gar, oder weißen Dscha, was die Hindus sind).

Die Chinesen sind die Beherrscher des ganzen Hochlandes von Hinterasien. Sie haben die Tübeter und die Mongolen unterworfen und einen Theil der Turken und, von den Indogermanen, einen Theil der Tadschiks ihrem Reiche einverleibt. Sie haben aber auch Kolonien gegründet und gründen sie noch, gegen Westen bis Turan und selbst bis Armenien, gegen Osten in Korea, auf Formosa, auf den Lieu-Khieu-Inseln und in Japan; vor Allem aber sind ihre Auswanderungen nach dem Süden gerichtet, nach Siam, den Philippinen und den Sunda-Inseln, wo auf Borneo, Sumatra, Java, Bangka, Sincapore, Riouw u. s. w. der betriebsamste Theil der Bevölkerung aus Chinesen besteht; ja, in neuester Zeit haben sie sich sogar in die Neue Welt, nach Brasilien verpflanzt.

Die chinesische Sprache ist sehr wahrscheinlich noch eben dieselbe, welche die Wanderer vom Kuen lün sprachen. Sie theilt sich in die gelehrte, die gewöhnliche Umgangssprache der

gebildeten Stände, und die Volkssprache, welche in eine unbekannte, jeden Falls aber sehr große Anzahl von Mundarten gespalten ist. Die Kuan hoa, oder Gelehrten-Sprache der Chinesen, auch gewöhnlich die Mandarinen- oder Regierungs-Sprache genannt, ist in den Wurzeln höchst abgeschliffen, und läßt am Ende einer Sylbe keine anderen Konsonnanten zu, als n und ng, daher auch alle Sylben, die diesen Schluß nicht haben, mit einem Vokale endigen; in den Volksmundarten dagegen schließen dieselben Wurzeln, die in der Gelehrten-Sprache auf einen kurzen Vokal ausgehen, mit b, k, l, m, r und anderen Konsonnanten, und in dieser Form, welche unzweifelhaft der ursprüngliche Zustand der chinesischen Sprache ist, zeigt sie oft auffallende Aehnlichkeiten mit Wörtern in anderen asiatischen und selbst europäischen Sprachen; Analogien, die man ihr ganz abgesprochen hat. In dieser Gelehrten-Sprache sind alle Werke der chinesischen Literatur geschrieben, die sich, außer den reinen Gebilden der Phantasie, auf alle Zweige des menschlichen Wissens, besonders aber der historischen Wissenschaften ausgedehnt hat. Minder ergiebig ist das Feld der Spekulation angebaut, was wahrscheinlich von der Unvollkommenheit der Sprache und der Unbehülflichkeit der Schriftzeichen herrührt. Diese Kuan hoa ist in den Provinzen Kiang su und Ngan hoeï entstanden, wo die Kaiser in früheren Zeiten ihren Sitz hatten; und sie ist in diesen Provinzen auch jetzt die gewöhnliche Umgangs-Sprache. Wie aber die chinesische Zunge bis jetzt nur das Eigenthum sehr weniger Europäer ist, so weiß man noch weniger von ihren Dialekten, Hiang tan im Chinesischen; doch so viel, daß es außer den zwei Hauptdialekten des Nordens und Südens in jedem Distrikt und in den benachbartesten Ortschaften oft die abweichendsten Mundarten giebt. Am bekanntesten ist die Tschin-tscheu oder Mundart von Fu kian und die von Kuang tung (Kanton), welche beide außer in den genannten zwei

Provinzen auch in den chinesischen Kolonien auf den Sunda-Inseln, in Siam, Manila 2c. gesprochen werden. Ueberhaupt aber hat man allen Grund zu der Vermuthung, daß die Mundarten der verschiedenen Provinzen des Chinesischen Reichs, seyen sie im hohen Norden, oder im tiefen Süden, nicht mehr von der Kuan hoa, oder Gelehrten-Sprache abweichen, als das Platte der niederdeutschen Mundarten von unserer hochdeutschen Schrift- und Büchersprache. Und so bietet die chinesische Sprache das höchst merkwürdige Beispiel dar, ein Beispiel, welches in der Geschichte der Menschheit nicht seines Gleichen aufzuweisen hat, daß sie nämlich von einer Volksmenge gesprochen wird, die beinah' den dritten Theil des gesammten Menschengeschlechts ausmacht.

XV. Tübeter ist der, von Turken, Mongolen und Chinesen und, ihrem Beispiele folgend, von den Europäern verderbte Name eines Volks, welches sich selbst Bod-gschi oder Bod-ba, d. h. Menschen oder Einwohner von Bod, nennt und von den Hindus in etwas veränderter Aussprache Bhotijah genannt wird. Die Tübeter bewohnen nicht allein ihr Land Bod, welches bei uns Tübet heißt, — jenes wahrscheinlich höchste Plateau von Innerasien, das sich an den nördlichen Fuß des Himalaya lehnt und von dem obern Indus, wie vornehmlich von dem Zang-bo bewässert wird, — sondern sie sind auch in dem ganzen Himalaya-Gebirge, in dessen nördlichen und südlichen Hochthälern die Urbevölkerung*), und es leidet keinen Zweifel, daß sie, wie schon oben angedeutet wurde (s. XIV.), die ursprünglichen Bewohner des nördlichen und westlichen China waren, welche die Chinesen

*) Es verdient hier angemerkt zu werden, daß die Engländer in Indien alles Land jenseits der Berge, oder auf der Nordseite des Himalaya, die Chinesische Tartarei, und die Bewohner des Hochgebirges Indo-Tartaren nennen; eine seltsame Verwechslung und Vermengung geographischer und ethnographischer Begriffe!

Kiang, d. i. Hirten nannten, und wo noch gegenwärtig mehrere ihrer Stämme theils in kompakter Masse, theils zerstreut unter den Chinesen, angetroffen werden. Eben so ist sehr wahrscheinlich, daß die große Mehrheit der Völkerschaften, welche, unter den verschiedensten Namen, die Gränzlandschaften zwischen Tübet und den nördlichen Gegenden der Hinterindischen Halbinsel bewohnen, zu diesem tübetischen Volksstamme gehören.

Die tübetische Sprache hat in ihrem Bau eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Chinesischen und den mongolischen und turko-uigurischen Dialekten, zwischen denen sie gleichsam als ein Verbindungsglied steht. Die gebildetste ihrer rauhen Mundarten ist, seitdem die Buddhaistische Civilisation im Verlauf des 7. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung in Tübet festen Fuß erlangt und das Sanskrit als Kirchensprache daselbst eingeführt hat, der Dialekt von H'lassa, der zur Schriftsprache ausgebildet worden ist, bei der man sich Charaktere bedient, welche von der Dewa-nagari-Schrift der Sanskrita-Sprache entlehnt sind. In diesem Dialekt besitzt die tübetische Sprache eine Literatur, deren Wesen auf den Bhuddaglauben gestützt ist, und durch die Kunst des Buchdrucks vervielfältigt wird.

Folgende Länder und Völkerschaften müssen entschieden, oder doch sehr wahrscheinlich unter dem tübetischen Sprach- und Völkerstamme gruppirt werden:

A. Südlich von Tübet.

1. Die **Bhotijahs** im Königreich Tassisudon oder demjenigen Lande, welches die europäische Geo- und Ethnographie seit lange unter dem Namen Bho-tan oder Bu-tan kennt, und welches diejenigen Gebirgsgegenden des Himalaya enthält, die sich östlich vom Tistathale über dem Hindu-Lande Bengal erheben. Die Bhotijahs sind, wie schon ihr Name sagt, ganz bestimmt Tübeter, deren Sprache sie in einem

modifizirten Volksdialekt reden, sonst aber an der tübetischen Schriftsprache und deren Literatur Theil nehmen.

2. Die Bewohner von Nipal oder derjenigen Landschaften des südlichen Himalaya, welche den Tista-Fluß im Osten und den Kali-Fluß im Westen zur Gränze haben. In diesem Gebirgsstriche leben acht Stämme, welche unter verschiedenen Namen aufgeführt, aber als ursprüngliche Bewohner des Himalaya angesehen werden. Diese Stämme sind, von Osten nach Westen gezählt, folgende;

1) Laptschas,	5) Newaris,
2) Limbus,	6) Dscharijos,
3) Kirats,	7) Gurungs,
4) Murmis,	8) Magars.

Obwol diese Urstämme der Gebirgsbevölkerung verschiedene Sprachen reden sollen, so ist es doch sehr wahrscheinlich, daß ein genaueres und kritisches Studium ihrer Idiome diese Sprachverschiedenheit auf bloße Dialekt-Unterschiede zurückführen werde. Im Besondern zeigt sich dies schon jetzt beim Newari, dessen Wörterschatz sehr viel Gemeinsames mit der Sprache von Bod oder Tübet hat; dabei aber auch, weil er der ärmere Dialekt ist, und das Volk, welches ihn spricht, von jeher mit den Hindus in vielem Verkehr gestanden, Manches aus der Muttersprache von Hindustan, dem Sanskrit, in sich aufgenommen hat. Der Newari-Dialekt ist, wie der H'lassa-Dialekt, zur Schriftsprache ausgebildet und hat seine Schriftzeichen ebenfalls von der Dewa-nagari entlehnt. Auch er besitzt eine Literatur, welche durch den Buchdruck vervielfältigt wird.

3. In den Hochthälern der, zum Indo-Britischen Reiche gehörigen Himalaya-Provinz Kemaon (Kumaon, Kumaun) leben einige Ueberreste der ursprünglichen Einwohner, welche Rawats oder Radschis genannt werden. Man weiß von ihnen zwar nur wenig; allein es scheint keinem

Zweifel zu unterliegen, daß sie zum Bod-Stamme gehören. Eben so lebt im obern Gerhwal und in dem Distrikt Kunawar, dem nördlichen Theile der Provinz Bisahar eine Völkerschaft, welche sich von ihren Nachbarn in den südlichen Gebirgsthälern, den Hindus, wesentlich unterscheidet; man nennt sie auch hier Bhotijah, daher zur tübetischen Familie gehörig.

B. Oestlich von Tübet.

4. Si fan; so nennen die Chinesen gewisse Bergvölker, welche die Alpen-Landschaften westlich von den China-Provinzen Schen si und Sse tschuan als nomadisirende Hirten bewohnen. Ihr Name bedeutet so viel als westliche Barbaren oder Fremdlinge des Abendlandes. In früheren Epochen der Geschichte hießen sie bei den Chinesen Khiang, später aber Tu fan. Diesen Namen kann man aber auch Tu po oder Tu bo lesen, und dann stimmt er sehr gut mit Tubet, das auch Tobbot genannt wird, überein. Die Könige dieser Tu bo, welche ganz Tübet beherrschten, wurden in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts Vasallen von China. Die Chinesen theilen diese Völkerschaft in —

1) Ha Si fan oder schwarze, und

2) Hoang Si fan oder gelbe Barbaren des Abendlandes, nach der Farbe ihrer Zelte. Beide Abtheilungen sprechen verschiedene Mundarten der tübetischen Sprache, deren Bücher von ihren Priestern gelesen werden. Auch sind diese des Schreibens kundig.

5. Miao. Unter diesem Namen, der entweder allein, oder mit der Zusatzsylbe ze, sse, tseu, zeu gebraucht wird, leben in verschiedenen Provinzen von China, namentlich in Se tschuan, Koeï tscheu, Hu kuang und Kuang si, und auf den Gränzen von Kuang tung, die Reste eines Volks, welches bereits oben (XIV.) als die Urbevölkerung von China bezeichnet wurde, und das vermuthlich von eben demselben

Volksstamme war, als die Tübeter, indem die chinesischen Geschichtschreiber die Khiang, oder die östlichen mit China gränzenden Tübeter, für Nachkommen der vertriebenen Miao erklären. In einer der ältesten von den heiligen Schriften der Chinesen werden gewisse barbarische Völkerstämme unter dem Namen Man und Y aufgeführt. Von diesen sind die Man die alten Bewohner des südlichen China, bevor dieser Theil des Landes dem Reiche unterworfen und von den Chinesisch sprechenden Stämmen kolonisirt wurde. Noch heutiges Tages nennt man Man-zü die Chinesen der, im Süden der langen Gebirgskette Nanling liegenden Provinzen. Hiernach scheint es, daß Man nur ein andrer Name für Miao ist.

6. Li heißen im Chinesischen die Urbewohner des Innern der Insel Hai nan, welche möglicher Weise zum tübetischen Völkerstamme zu rechnen sind. Sie unterscheiden sich in In Li die civilisirten, welche ein uraltes Kulturvolk seyn sollen, und in die Sang Li, Wilde und Barbaren.

Im Innern des tübetischen Hochlandes giebt es noch sechs nomadische Horden, nämlich die Gakbu, Gungbu, Saga, Dschoschut, Dschebu und Lo, von denen man nicht weiß, zu welchem Völkerstamme sie zu zählen sind, da uns ihre Sprache nicht bekannt geworden ist.

XVI. Koreaner. Die große Halbinsel Korea, Japanisch Kooraï, Chinesisch Kao-li oder Tschao sian, Ziao san, wird von den Nachkommen zweier Nationen bewohnt, davon die eine, die Siän pi den nördlichen, die andere, welche man als die Urbewohner der Halbinsel zu betrachten pflegt, den südlichen Theil bewohnten, nämlich die San han, oder die drei Han-Stämme. Die Siän pi, welche aus der Geschichte längst verschwunden sind, hatten ursprünglich das Land im Norden der heutigen China-Provinz Tschy li inne, erstreckten sich bis an den obern Sunggari und waren in Besitz der

heutigen Provinz Schin king (Liao tung, Mukden). Noch gegenwärtig heißen die Koreaner bei den Japanern Siän pi, so wie sie auch bei diesen und den Chinesen den Namen Kirin, Ghirin, Ki lin nach dem Gebirge dieses Namens führen, wo die alten Siän pi ihren Hauptsitz hatten. Diese Siän pi und die San Yan, welche zwei besondere Sprach- und Völkerstämme bildeten, waren lange Zeit zuerst den Japanern, und in der Folge den Chinesen unterworfen, und haben sich jetzt vollständig gemischt und vermengt, um eine selbstständige Stammsprache, die koreanische, zu bilden, in der sich jedoch viele Wörter aus dem Chinesischen und Japanischen und manche andere finden, die sie mit den nordsibirischen Idiomen gemeinschaftlich hat. Sie ist zur Schrift- und Büchersprache ausgebildet, besitzt ihre eigenen Schriftzeichen und ihre eigene Literatur. Doch bedienen sich die Koreaner auch der chinesischen Sprache und deren Charaktere für ihre eigene Sprache.

XVII. Japaner, die Bewohner der drei großen Inseln Nippon, Sikok und Kiu siu, so wie einer Menge anderer kleinerer Inseln, mit Einschluß der Gruppe Lieu khieu (Chinesisch) oder Riu kiu (Japanisch), auch Oki no sima genannt, die zusammen genommen das Reich Japan bilden, ein Name, welcher aus dem Chinesischen stammt, und eigentlich Schi-pen, d. i. Sonnen-Ursprung heißt. Er kommt schon bei dem ältesten europäischen Reisenden in Hinterasien vor, nämlich beim Marco Polo, in der Form Zi pan gu, d. i. Schi pen kue, Reich des Sonnen-Ursprungs. In den südchinesischen Dialekten wird aber das Wort Schi wie Ja oder Jat ausgesprochen, daher die ersten Europäer, welche nach China kamen, diesem Gebrauche folgten, und statt Schi pen Japan sprachen, ein Name, der aber von den Japanern selbst Ni fon oder Nippon ausgesprochen wird, daher wir uns daran gewöhnt haben, die größte der japanischen Inseln, Daï Nippon, d. i. Groß-Nip-

pan, so zu nennen, obwol der Name dem ganzen Reiche zukommt.

Das Japanische Volk, nächst den Chinesen das gebildetste unter allen Völkern Asien's, ist seit undenklichen Zeiten im Besitz seiner Inseln, aber nicht, wenigstens nicht in allen Theilen, ihre Urbevölkerung. Die japanischen Geschichtsschreiber gedenken verschiedener Barbaren-Horden, die mit ihren Einbrüchen die Landschaften der civilisirten Einwohner verheerten; so der Nan ban, Barbaren des Südens; der Seï siu, Wilden des Westens, und des gleich wilden Volkes der Suzuga jama in der Landschaft Oomi. Den Reichs-Annalen zufolge waren schwarze Wilde einst in Japan sehr mächtig, zuletzt aber wurden sie theils unterjocht, theils aus dem Lande getrieben. Aus der eigenthümlichen Gesichts- und Körperbildung, aus dem krausen Haar und der dunkeln Hautfarbe, die man bei den Bewohnern der südlichen und südöstlichen Küsten von Japan hin und wieder wahrnimmt, kann man den Schluß ziehen, daß diese wilden Stämme im Reiche von Daï Nippon muthmaßlich mit den pelagischen Negern, deren nächste man auf Formosa und Luzon findet, oder mit der Alfora-Rasse, die ebendaselbst vorkommt, in einem gewissen Grade der Verwandtschaft standen.

Die japanische Sprache ist nicht allein in ihrem Wörtervorrath, sondern auch in ihrer grammatischen Struktur eine selbstständige, und durchaus unabhangig von der chinesischen, aus der sie nur diejenigen Wörter entlehnt hat, welche mit den Fortschritten der Künste und Gesittung in Verbindung stehen. Doch zeigen sich in ihm Anklänge von Wort-Aehnlichkeiten mit mongolischen, finnischen und selbst hindischen Dialekten, noch entferntere Spuren von Aehnlichkeit mit tungusischen Mundarten. Die Japaner, die gleich den Chinesen eine sehr ausgebreitete Literatur besitzen, bedienen sich, außer einer doppelten, aus abgekürzten chinesischen Buchstaben beste-

henden Sylbenschrift, auch der chinesischen Charaktere, die sie aber nach ihrer Sprachweise lesen. Zahlreich sollen die Volksmundarten seyn.

XVIII. Annamer, die Bewohner von Tong king und Cochinchina, jener langgestreckten Hinterindischen Küstenländer am Chinesischen Meere, welche zusammengenommen in der Landessprache An nam, auf Chinesisch Ngan nan heißen. In beiden Ländern wird dieselbe Sprache gesprochen, die auch über den größten Theil desjenigen Landstrichs, welchen wir Kambodscha nennen, in abweichenden Dialekten gebräuchlich ist. Die Bewohner dieser Länder zeigen in der Gesichtsbildung eine große Aehnlichkeit mit den Chinesen, und in ihre Sprache sind viele chinesische Wörter aufgenommen, obgleich sie für dieselben Begriffe auch eigenthümliche, von den chinesischen gänzlich abweichende Wurzelwörter haben. Die Dialekte von Tongking und Cochinchina weichen nur wenig von einander ab. Die Annamer sind seit lange ein civilisirtes Volk, aber der Zustand ihrer Gesittung ist weit davon entfernt, den Vergleich mit der chinesischen und japanischen Kultur auszuhalten. Ihre Sprache ist zwar eine Schriftsprache, aber sie hat keine eigenthümlichen Charaktere, sondern bedient sich der chinesischen; so ist auch ihre Literatur von der chinesischen erborgt und nicht, wie es bei den beiden andern Hauptvölkern Hinterindiens, den Siamern und Birmanen der Fall ist, von der hinduischen des Buddhaismus, weil nämlich nur ein kleiner Theil der Annamesen oder Annamer in Buddha seinen Messias verehrt, und der größte Theil der Nation dem alt-chinesischen Kult, wenigstens seinen Formen treu geblieben ist.

XIX. Siamer ist der bei uns übliche, aber verderbte Name eines Hinterindischen Volks, das sich selbst Thaï nennt, bei den Birmanen aber, seinen westlichen Nachbarn, bei den Chinesen, den Kameh und Malayen Schan, oder, in etwas andrer Aussprache, Siüan oder Tschiam heißt, was

von den Portugiesen, den ersten Europäern, welche an den Hinterindischen Küsten landeten, zwar eben so ausgesprochen, aber der Orthographie ihres Dialekts zufolge Siao geschrieben wurde. Das Thaï-Volk ist unter den Hauptnationen der Hinterindischen Halbinsel das ausgebreitetste; denn es ist, die Mitte des genannten Ländergebiets erfüllend, von der Malayischen Halbinsel gegen Assam hin und diejenigen chinesisch-tübetischen Gränzländer verbreitet, welche für uns Europäer noch verschleiert sind. Die Thaï, ein Name, der so viel als Freie, daher Franken bedeutet, bilden, wie die Annamer, zwar ein selbstständiges Reich, Muan Thaï, unter chinesischer Suzerainetät, aber einige ihrer Zweige sind auch dem Chinesischen Reiche unmittelbar unterworfen, nämlich in Jün nan, der südwestlichsten Provinz von China, wo sie, mit den Annamern und den Tübetern, den größten Theil der Bevölkerung ausmachen.

Die Siamer, oder Siamesen, sind seit lange ein Kulturvolk, das vom Buddhaglauben der Gesittung entgegen geführt worden ist. Darum wird auch ihre Sprache mit dem Alphabet der Pali-Sprache (s. oben I. 12) geschrieben, die überdem die heilige Sprache der Thaï, wie der Maramas ist. Sie ist, mit der Verehrung Buddha's, der in Hinterindien Gautama heißt, dem allgemein herrschenden Glauben zufolge, von Ceylon her eingeführt worden. Beide haben, innerhalb des Thaï-Sprachgebiets, zuerst in Laos festen Fuß gefaßt, wo sich auch jetzt noch, auf Hinterindischer Erde, die meisten heiligen Orte des Buddhakultus finden. Auch sind im Laos-Dialekt die meisten Bücher, Uebersetzungen aus dem Pali, geschrieben.

Die Thaï-Sprache ist eine durchaus selbstständige und weicht in den meisten ihrer Wurzelwörter von der chinesischen und allen benachbarten Sprachen sehr bedeutend ab. Sie spaltet sich in mehrere Mundarten, die aber keine großen

Abweichungen von einander zeigen, so daß wir es auch hier bei den Siamesen, wie bei den Annamesen ꝛc., mit einer einzigen Nation, nicht mit einer Völkergruppe oder Sprachfamilie zu thun haben. Von Mundarten geben unsere Berichterstatter zuerst zwei Hauptdialekte an, nämlich den Dialekt (Bhasa) der Thaï-jai oder Groß-Thaï, welche ihre ursprüngliche Heimath zwischen den Strömen Me khong und Me nam hatten und der herrschende Volksstamm waren, und einen andern Dialekt, welchen der Ueberrest der Nation spricht. Demnächst finden sich aber auch sieben bis acht Mundarten aufgeführt, und zwar: Thaï-noi, im eigentlichen Siam, d. i. im Deltalande und am Unterlauf des Me nam ꝛc.; Thaï-jai, oder der Dialekt der Laos oder Lau, welche in Lau-pang-kah oder weiße Laos, und Lau-pang-dun, oder schwarze Laos (meistens nach ihrer Hautfarbe so genannt) zerfallen; Moi-thaï und Thaï-lung als Neben-Dialekt des, auch auf der Westseite des Irawaddi in den Juma- und den Gebirgen von Rakhain weit verbreiteten Barbaren- oder halbwilden Volks der Khiän, die sich aber selbst Thaï lung nennen und wozu auch die Ka-khiän zu gehören scheinen; Lok-thaï, Dialekt der von den Chinesen Pe i genannten Siamesen; der Dialekt der, in der chinesischen Provinz Jün nan wohnenden Lo lo, die die genannte Provinz Muong tsche nennen und von den Chinesen Pa pe genannt werden; der Dialekt der hoch im Norden, an den unbekannten tubeto-chinesischen Gränzen, im Quellsande des Irawaddi wohnenden Khamti oder Kangtis, davon die Vor- und die Munglang-Kangtis Zweige sind; endlich der ausgestorbene Dialekt der Ahoms, welche, mit Hindu-Völkerschaften, das heutige Volk von Assam gebildet haben (s. oben I. 12) und sehr wahrscheinlich vor der Einführung des Buddhaglaubens in Hinterindien, aus ihrem Vaterlande nach dem Brahmaputra-Thale ausgewandert sind und Assam erobert haben.

XX. Marama, Mran-ma, oder, weich ausgesprochen Mian-ma ist der Name des Volks, welches die Europäer, durch eine seltsame Auffassung der Laute, in Biamma und eine unzählige Menge anderer Umschreibungen, zuletzt bei uns gewöhnlich in Birmanen verdreht haben. Die Marama sind auf einen viel engeren Verbreitungsbezirk beschränkt, als die Annamer und Siamer. Ihre Hauptsitze sind im mittleren Theil der Irawaddi-Landschaften, im Küstenlande Rakhain, welches wir Aracan nennen, und an der, jenseits der Saluän-Mündung liegenden Küste Tänansari, von uns Tenasserim genannt. Im Irawaddi-Thal bilden sie ein selbstständiges Reich, das seine Macht über mehrere Zweige der Thaï-Nation und über die Mon ausdehnt; in den beiden Küstenlandschaften sind die Maramas Unterthanen des Indo-Britischen Reichs. Ihre Sprache weicht von der Thaï bedeutend ab, zeigt aber in den Wurzeln manche Aehnlichkeit mit der tübetischen. Sie zerfällt in vier Hauptdialekte, davon die Mundart —

1. Der Rukheng, oder der Einwohner von Rakhain oder Jakhain, weil sie in alten Zeiten einen Theil des Magadha-Reichs ausmachten und lange in sehr engem Verkehr mit Indien standen, am frühesten ausgebildet worden ist. Die eigentlichen Birmanen leiten ihren Ursprung in der That von den Rukheng oder Eingebornen von Aracan ab, die sie auch allgemein Mranma Kyi, d. i. Große Marama nennen, und halten den Rukheng-Dialekt für die älteste und Urmundart der birmanischen Sprache. Diese Meinung wird auch durch die Sprache selbst bestätigt; denn das Rukheng ist am wenigsten durch fremde Beimischungen verderbt und hat seine hauptsächlichsten Veränderungen nur durch das Pali empfangen. Seine Aussprache ist bestimmter, obschon rauher, als die der anderen Marama-Mundarten und es behält den Buchstaben r, den andere Sprachen, welche unter dem Einfluß chinesischer Verfeinerung

standen, eingebüßt haben. Diese Rukheng werden aber auch **Mugs** oder **Magahs** genannt, mit deren Sprache der Dialekt einer barbarischen, halb wilden Völkerschaft übereinstimmt, welche unter den manchfaltigsten Namen, als **Kukies**, Kungkis, Cucis, Tschumias, Lingtas, Leuctas, Langaeh, Zou, oder **Nagas**, die nordwestlichen Gegenden von Hinterindien bis gegen Assam hin, bewohnen. Zu ihnen gehören eilf, rings um Munipur wohnende kleine Völkerschaften mit verschiedenen Mundarten eines und desselben, also des Mug- oder Rukheng-Dialekts. Diese Völkerschaften heißen:

Songpu,	Tschamphung,	Nördliche Tangkul,
Kapewi,	Lechuppa,	Mittlere —
Koreng,	Kheibu,	Südliche —
Narem,	Maring,	

und gelten für den Ursprung nicht allein des Rukheng-, also Marama-Volks im Allgemeinen, sondern auch der **Munipuris**, Kasi, Cassay, die jedoch in ihrem Aeußern weniger den Maramas als den Hindus gleichen, von denen sie Maggalus genannt werden.

2. **Die eigentlichen Marama** oder Birmanen, das dominirende Volk, im Irawaddi-Thale, von allen großen Nationen Hinterindiens aber die roheste und ungebildetste.
3. Die **Ro, Jo** oder **Jau**, welche das Land zwischen Rakhains Juma-Gebirgen und dem Irawaddi-Thale bewohnen, und ursprünglich ein Khiän-, daher ein Thaï-Volk gewesen seyn sollen.
4. Der Dialekt von **Tänansari** oder Tenasserim, von der Hauptstadt dieses Namens so genannt.

Alle diese Mundarten, die noch durch die Namen einiger anderen, doch minder beglaubigten vermehrt werden könnten, zeigen gegenseitig nur wenige und schwache Abweichungen. Die Marama-Sprache hat, wie die der Thaï, ihre profane,

obwol sehr beschränkte Literatur, in der die heiligen Legenden Indien's das Lieblingsthema bilden. Die religiösen Schriften sind bei beiden Nationen in der Pali-Sprache geschrieben.

XXI. Mon, Moan, Man ist der Name des hinterindischen Volks, welches wir nach seinem Lande Beguh gewöhnlich Peguer nennen, und das von den Maramas Talain genannt wird. Seine Wohnsitze sind in dem großen Delta des Irawaddi-Stroms und den angränzenden Landschaften bis zur Mündung des Saluän, rings von Maramas umgeben. In den frühesten Portugiesen-Berichten wird es Pandalus von Mon genannt. Die Mon waren ehedem sehr mächtig und Pegu's wie Siam's Größe bildet einen Glanzpunkt in der Geschichte Indien's während des 16. und 17. Jahrhunderts. Beide Staaten sind aber bei der Ausdehnung der Marama-Waffen und des Emporblühens des Awa-Reichs so in Verfall gerathen, daß namentlich das unterjochte Volk der Mon dem Erlöschen, mindestens seiner Sprache auf eine Weise entgegengeht, daß schon jetzt das Idiom, welches im Irawaddi-Thale gesprochen wird, kaum mehr denn als ein Dialekt der Marama-Sprache angesehen werden kann. Diese Erscheinung ist um so eigenthümlicher, als die, durchaus selbstständige, mit den Nachbarsprachen in gar keinem verwandtschaftlichen Verhältniß stehende Mon-Sprache als die älteste unter allen hinterindischen Idiomen angesehen werden muß. Die Mon oder Peguer bedienen sich zum Schreiben ihrer alten Sprache desselben Alphabets, wie die Maramas; diese aber haben es ohne Zweifel von jenen empfangen, denn das Pali-Alphabet kam von Ceylon sicherlich zuerst nach dem Irawaddi-Delta, von wo es den Strom aufwärts stieg.

XXII. Khohmen, Kameh, Kammer, die wir Kambodschaner nennen, wohnen in dem Lande dieses Namens, den wir auch Cambodia schreiben, am Strome Me-khong, Meinam-kom, oder dem Strome von Kam-bu-tschat, von wel-

chem Worte der Name stammt, welchen die Europäer dem Lande und Volke beilegen. Dieses Volk soll von dem kriegerischen Bergvolk der Kho, der Gueos der ersten portugusischen Geschichtschreiber über Indien, entsprungen seyn, und noch heut zu Tage ihre alten Gebräuche des Bemalens und Tättowirens des Leibes beibehalten haben. Nichts desto weniger hält man die Khohmen für ein altes Kulturvolk, von dessen Sprache man aber nur so viel weiß, daß sie von der Sprache der Thaï und Annam ganz verschieden ist. Diese beiden Völker haben sich von jeher um den Besitz des Landes Kambodscha gestritten; gegenwärtig ist es unter beide getheilt.

Außer diesen fünf Hauptvölkern Hinterindiens leben in den Gebirgsländern dieser Halbinsel noch viele andere kleine Volksstämme, über deren sprachliche Stellung man im Ungewissen ist, da ihre Idiome entweder gar nicht, oder nur ungenügend studirt worden sind. Mehrere dieser Völkerschaften können, nach der geographischen Lage ihrer Wohnsitze, so wie auf Grund ihrer körperlichen Beschaffenheit, in zwei Gruppen vereinigt werden, davon die erste, die —

XXIII. Gruppe der indo-chinesischen Völkerschaften in den nördlichsten Gegenden von Hinterindien zu beiden Seiten des großen Brahmaputra-Thals von Assam seßhaft ist, und deren Glieder meistentheils bald den Hindu-, bald den chinesischen Typus in der körperlichen Beschaffenheit an sich tragen. Sie spaltet sich in eine südliche und nördliche Abtheilung.

1. Zur südlichen Abtheilung gehören:

1) Die Garos, welche in ihren nördlichen Stämmen auffallend chinesische Gesichtszüge haben, in den südlichen dagegen mit — Kafer-Gesichter verglichen werden;
2) die Khyi, Khassies, Cacies, Cossyahs;
3) die Katschharis, bei denen sich der chinesische Typus wiederholt, und die, so wie die Khyi die einzigen halb-

aufgeklärten Glieder dieser Völkergruppe sind, während alle übrigen in Barbarei oder halber Wildheit verharren, so namentlich

4) die Singphos und Dschilies, welche weit im Osten von den drei genannten Stämmen wohnen und von diesen durch zwischenliegende Maramas und Siamer getrennt sind.

Diese vier Völker glaubt man als Aeste eines und desselben Sprachstammes, mit vier verschiedenen Dialekten, betrachten zu dürfen, und es heißt, daß diese Sprache früher einen weit größern Verbreitungsbezirk gehabt habe als gegenwärtig.

2. Zur nördlichen Abtheilung sind die auf der Nordseite von Assam theils in den Gebirgsthälern des südlichen Abhangs vom Ost-Himalaya, theils in den angränzenden Thalflächen des Brahmaputra lebenden Völkerschaften zu zählen, und zwar: —

1) die Akas, Abors und Miris, nebst den Doflas;
2) die Mischimis, und die hinter ihnen wohnenden Kolitas oder Kultas; so wie
3) die Muamarias oder Muttahs, welche man von Indien her kennen gelernt hat; unterdeß
4) die H'lok-ba, d. h. Menschen des Südens, als Menschenfresser bekannt; und
5) die Dschuk-ba von Tübet her bekannt geworden sind und entschieden tübetische Namen tragen. Von den Sprachen aller dieser, zur nördlichen Abtheilung gezählten Völker ist bis jetzt nichts bekannt geworden.

Entfernt von diesen Völkerschaften findet man in den östlichen und südlichen Gegenden der transgangetischen Halbinsel wieder andere Stämme, die nicht zu den Hauptvölkern dieses Ländergebiets gehören und die man unter dem Namen etwa einer —

XXIV. Gruppe der kleinen Völker Hinterindiens zusammen fassen kann. Es gehören dahin: —

1. Die Kuan-to, ein altes Volk, wie der Name bezeichnen soll, die Bewohner der Kan bang oder Gebirgskette, welche die Annam-Länder von China trennt. Die Kuan-to sehen sich als Urbewohner von Tong king und Cochinchina an und betrachten die Annamer als eine chinesische Kolonie. Sie haben ihre eigene Sprache, die sie auch zu schreiben verstehen, und zwar thun sie dies mit einem Griffel auf Blättern einer gewissen Pflanze. — Sind diese Kuan-to vielleicht Ueberreste der Miao, daher Tübeter? (s. oben XV. 5.)

2. Die Loi, M'loi, Tri-tri, Tschiem-thanho; so werden von den Annamern die Bewohner des Landes Ziampa oder Tschampa genannt. Sie sind ein Kulturvolk, welches früher einen eigenen Staat bildete, der von den Annamern aufgelös't wurde und lebhaften Seehandel trieb.

3. Die Moi, Namoi, Ke moi, Nguon, Muong, ein hinterindisches Urvolk, wild, mit — afrikanischen Gesichtszügen, in der annamischen Provinz Dongnaï und dem Berglande westlich von Cochinchina; vielleicht identisch mit den Di'ditsch, dem Namen, welchen die Annamer einer Völkerschaft geben, die in denselben Gebirgsgegenden wohnt.

4. Die Tschong, ein gewerbfleißiges Bergvölkchen, unter der Herrschaft der Siamer, im südöstlichen Theile von Siam.

5. Die Ka, d. h. Sklave in der Thaï-Sprache, von den Khohmen aber Panong genannt, ein roher Volksstamm auf den Gebirgen zwischen Laos und Kambodscha. Hierher sind vielleicht auch die Lawa, in denselben Gegenden zu stellen.

6. Die Zabaing auf der Westseite, und die Plau, Plä, Palaun, oder Tong su der Marama, auf der Ostseite des

Irawaddi-Delta, verschieden in der Sprache von den Thaï und Maramas.

7. Die Karian und die dazu gehörigen Kadhu scheinen ein sehr ausgedehnter Volksstamm zu seyn, der nicht allein in den südlichen Bezirken des Birmanischen Reichs besonders an der Seeküste des Irawaddi-Delta, sondern auch im ganzen Westen und Norden von Siam und selbst in der chinesischen Provinz Jün nan angetroffen wird. Zu ihnen gehören die sogenannten Rothen Karian auf den Gebirgen zwischen Awa und Siam.

Die Ethnographie und sprachliche Verwandtschaft aller dieser in der **XXIII.** und **XXIV.** Gruppen enthaltenen Völker, deren Liste noch mit mehreren anderen Namen vermehrt werden könnte, ist noch in tiefes Dunkel gehüllt.

Wir verlassen hier die südlichen Länder von Asien und begeben uns nach dem Norden des Erdtheils, um zunächst den weit verbreiteten Volks- und Sprachstamm der —

XXV. Tungusen kennen zu lernen, der, mit den Koreanern, den Chinesen und Mongolen gränzend, von den unwirthbaren Ufern des Japanischen Meeres bis zu den ewig gefrornen Küsten des arktischen Eismeeres in den Einöden und Wüsteneien Ostasiens und des sibirischen Nordens sich erstreckt. Hier hat er auf der Westseite die Samojeden und Jenisseïer zu Nachbarn, und auf der Ostseite die Jakuten-Abtheilung der Turken und die kleinen Völker des höchsten Nordens von Sibirien, welche er von dem Zugang zum Ochozkischen Meere abhält, das, nach einer seiner Völkerschaften, auch das Lamutische genannt wird.

Der Ursprung des Namens Tunguse ist dunkel und hat zu vielerlei Deutungen Anlaß gegeben. Die wahrscheinlichste ist die, daß er aus dem Chinesischen stammt; und hiernach würde er sehr alt seyn, denn wir finden ihn bei den chinesischen Geschichtschreibern schon zur Zeit der Geburt Jesu Christi

in der Form Tong-hu. Bei den Tungusen selbst ist dieser Name nicht in Gebrauch. Die meisten der in Sibirien lebenden Stämme nennen sich, wie die meisten rohen Barbaren, kurzweg Menschen, oder in ihrer Sprache Boje, Bye; andere geben sich den Namen Dewönki oder Donki, d. i. Leute. Die Anwohner des Ochozkischen Meeres heißen Lamuten von Lamu, oder im Mandschu-Dialekt Namu, d. h. Meer. In die Herrschaft über die Tungusen theilen sich der russische und der chinesische Kaiser. Letzterer ist sogar ein Tunguse, dessen Vorfahren einer, allen unter seiner Herrschaft stehenden tungusischen Stämmen, im 16. Jahrhundert, den gemeinschaftlichen Namen Mandschu beigelegt hat. Diese Stämme, welche die Völkerschaften der Wasser-Niü-dschi und friedlichen Niü dschi bildeten, wurden im Anfange des 17. Jahrhunderts vom Kaiser Tai-dsu zur Nation vereinigt, die bald mächtiger ward, immer mehr um sich griff, und 1644 ihre Fürstenfamilie auf den chinesischen Thron setzte, den sie noch inne hat. Das Vaterland dieser Familie und des ersten Kerns des Mandschu-Volks sind die Gegenden am Gränzgebirge gegen Korea, und die gedachten Niü dschi die wahren Vorfahren der Mandschu, die von den Russen Bogdoi oder Boboizen genannt werden, und gegenwärtig in ihrer Heimath bis etwa zum 46° nördl. Breite verbreitet, wo sie im Westen durch die chinesische Pfahlgränze und den Sunggari von den Mongolen getrennt sind. Sie, diese Mandschu, sind als Staatsbeamte über das ganze Chinesische Reich verbreitet und dieses hat ein eigenes Mandschu-Kriegsheer in seinem Solde. Sie sind Theilnehmer an der chinesischen Civilisation geworden, während ihre Brüder, die übrigen Tungusen, welche sie allgemein Orotschon oder Rennthierhalter nennen, Nomaden geblieben sind.

Die tungusischen Dialekte, deren man bald vier, bald sechs, bald sogar zwölf aufzählt, unter denen der Mandschu-

Dialekt der zur Schriftsprache ausgebildete und verfeinertste, und neben der Chinesischen die Regierungssprache von China geworden ist, zeigen mit den mongolischen und turkischen Dialekten einen sehr auffallenden Zusammenhang; noch merkwürdiger aber ist die große Aehnlichkeit, welche zwischen Mandschu-Wörtern und den gleichbedeutenden Wörtern in europäischen Wörtern Statt findet.

Die an dem untersteinigen Tungusen-Fluß nomadisirenden Stämme heißen Tschapogiren, die an dem untern Tungusen-Fluß weidenden Horden führen den Beinamen Orotong, d. i. im dortigen Dialekt (im Mandschu-Dialekt Orotschong) Rennthier-Tungusen. Ueberhaupt theilt man in Russland die Tungusen nach ihrer Lebensweise in Pferde-, Rennthier- und Hunde-Tungusen, je nach dem sie das eine oder andere dieser Thiere zum Gespann gebrauchen, oder in Fußgänger-Tungusen, welche die armseligsten unter der ganzen Nation sind.

XXVI. Samojeden, die westlichen Nachbarn der Tungusen, und die nördlichen der Mongolen und Finnen, zerfallen, ihren Wohnsitzen nach, in zwei Abtheilungen, eine südliche, im Gebirge des Altaï-Systems, und hier zum Theil unter chinesischer Oberherrlichkeit; und eine nördliche Abtheilung in den flachen Wüsteneien am arktischen Eismeer zwischen der Chatanga und dem Flusse Mesen, der sich ins Weiße Meer ergießt, unter russischer Botmäßigkeit, an der auch ein Theil der südlichen, oder Berg-Samojeden Theil nehmen.

Auch der Name Samojed hat zu vielerlei Muthmaßungen Anlaß gegeben; die wahrscheinlichste Wurzel ist in dem finnischen Worte Suoma, Sumpf, zu suchen. Sie selbst haben für die ganze Nation keinen gemeinsamen Namen; diejenigen ihrer Stämme, welche am westlichsten wohnen, nennen sich Nienez, d. i. Leute, oder Chaßowo, d. i. Menschen.

Obwol die Samojeden von allen Nationen in Asien und Europa auf der niedrigsten Stufe körperlicher, wie mo-

ralischer Bildung stehen, so scheinen sie doch eines der ältesten Völker der Alten Welt zu seyn, das eine sehr große Verbreitung hatte. Die Chaßowo am untern Ob und dem Weißen Meere nomadisiren daselbst zwar schon seit mindestens achthundert Jahren, aber sie sind nicht die Ureinwohner dieses Landstrichs, sondern Eingewanderte, von Süden her, aus dem Gebirgslande des Altaï-Systems, wo wir die Urheimath der Samojeden zu suchen haben, am obern Jenissei, den nördlichen Abhängen des Tangnu und am Sajanischen Schneegebirge. Dort haus't auch jetzt noch der größte Theil der Samojedischen Nation in der —

1. Südlichen Gruppe, die von dem ersten ihrer Stämme gebildet wird, welcher einen Hauptdialekt der gemeinsamen Sprache redet, und zu dem folgende unter verschiedenen Namen bekannte Stämme gehören: —
   1) Die Sojoten oder Sojeten, nach einem ihrer früheren Häuptlinge also genannt, Uliang hai oder Uriang chai, d. h. Rennthierjäger bei den Chinesen, Mongolen, Mandschu, aus fünf Horden bestehend;
   2) die Mati, von den Russen Matorzen oder Modori genannt;
   3) die Koïbalen, aus neun kleinen Horden bestehend;
   4) die Kara-kosch, und
   5) die Kan-manaschen, Kamaschen, Kangmaschen, Kamaschinzen der Russen.
2. Nördliche Gruppe. Zu ihr sind acht verschiedene Geschlechter mit Neben-Dialekten zu zählen; und zwar
   6) die Turachaner;
   7) die Karaßen, beide am Jenissei;
   8) die Tawgis, bis gegen die Lena;
   9) die Mokaße am Tas;
   10) die Jurazen an der Küste zwischen Ob und Jenissei;

11) die Wanoïta, am Mesen, Petschora;
12) die Tyßja Ilazei, im Innern von Archangel;
13) die Chyrjutschi bei Beresow, Obdorsk.

Endlich finden sich noch Samojeden als Exclaren auf türkischem, finnischem oder jenisseïschem Gebiete um Tomsk, wo sie fälschlich Ostiaken genannt werden, am Ket, Tym und bei der Stadt Narym.

Die ganze Gegend, welche die Samojeden diesseits des Ural inne haben, zeigt Spuren eines alten Volks, welches vor ihnen da gewohnt hat. Man findet dort in großer Menge unterirdische Wohnungen, die von den Russen allgemein Tschudische genannt werden. Nach der Meinung der Samojeden gehören diese Höhlen unsichtbaren Wesen, die sie Sirte nennen, und von denen sie glauben, daß sie ungesehen auf die Jagd gehen und nur ihren Zauberpriestern oder Tadibei bekannt wären. Dergleichen Denkmäler verschiedener Art, als Grabmäler (Kurgane), Schachte, Ruinen, Wälle 2c. sind auch über ganz Nordasien von der Wolga und dem Ural über den Irtuisch und Jenissei bis an die Selenga und den Amur, zwischen dem 58° und 45° nördl. Breite, verbreitet, und legen ein deutliches Zeugniß für die ehemalige Anwesenheit irgend eines mächtigen und gebildeteren Volkes ab. Die heutigen Völker dieser Gegenden sagen aus, daß diese Denkmäler nicht von ihren Vorfahren herrühren, sondern von einem unbekannten Urvolke, von dem das Gedächtniß längst erloschen ist. Die Sprache der Samojeden ist sehr kurz im Ausdruck und wenig zusammenhangend ihr Periodenbau. Schnell und hart wird sie, meistens durch die Kehle, gesprochen. In den Wurzelwörtern zeigt sie große Aehnlichkeit mit andern asiatischen Sprachen, ganz besonders aber mit der finnischen, ja diese Aehnlichkeiten erstrecken sich sogar bis zum Slawischen, dem Keltischen und der Muttersprache der romanischen Dialekte. Die Samojeden haben keine Schrift, doch bedienen sie sich,

um ihren Namen zu unterzeichnen, eines gewissen Handzeichens, das geschrieben oder eingeschnitten wird.

XXVII. Jenisseïer. In der Mitte zwischen den beiden Samojeden-Gruppen; auf der Ostseite von Tungusen, auf der Westseite von Finnen und Turken begränzt, wohnen mehrere Nomaden-Horden, die man früher mit dem unbestimmten Namen der Ostiaken des Jenisseï belegt hat, was an Finnen erinnert, die aber einen unabhangigen, für sich bestehenden Völker- und Sprachstamm bilden, der nach dem Jenissei, an dessen beiden Ufern seine Glieder nomadisiren, benannt worden ist. Seinen Ursitz hatte dieser Stamm sehr wahrscheinlich ebenfalls in den Gebirgen des Altaï-Systems, von wo er nach Norden herabgestiegen ist längs des Stromthals des Jenissei, wo er aber seinem Erlöschen durch Vermengung mit andern Völkern, oder wenigstens durch Annehmen ihrer Sprachen, namentlich der Turk-Dialekte, so wie auch durch Aussterben, mit starken Schritten entgegen geht. Es gehören zu diesem Jenisseischen Volks- und Sprachstamm folgende Wanderhorden, die sich durch Dialekt-Verschiedenheit unterscheiden: —

1. Die Könnixeuz bei Turuchansk und Inbazk, von den Russen Sirjän genannt.
2. Die Pumpakalischen Jenisseier am Ket-Flusse.
3. Die Aßßamen werden so von den Arinern genannt; sie spalten sich in zwei Stämme:
   1) Kottuen, wie er sich selbst nennt, und woraus die Russen Kotowzen gebildet haben, indeß sie diesen Stamm nach dem Flusse Kan auch Kansken nennen;
   2) Kongroitschien, in der eignen Sprache des Stammes, bei den Russen und Turken Koibalen (nicht zu verwechseln mit der samojedischen Horde gleiches Namens).
4. Die Deng oder Denka, auch Deadh-Ostiaken, d. i. Zobel-Ostiaken.
5. Die Ariner, von den Turken so genannt, bei den Russen

Arinzen, einst eine mächtige, kriegerische Horde, die aber gegenwärtig ganz ausgestorben ist.

XXVIII. Finnen. So ist der uralte deutsche, schon in den Schreibarten der Alten, eines Tacitus, Ptolemaios ꝛc. vorkommende Name für eine Völkerfamilie, welche von den Russen und Slawen überhaupt die tschudische genannt wird (ein Name, der sich jedoch in gräcisirter Form Σκύδης bereits bei Herodot, und in der Form Skythen bei allen Autoren des Alterthums findet), die man aber in neuester Zeit angefangen hat, die Uralische Völkerfamilie zu nennen, weil sie, allen Zeugnissen der Geschichte zufolge, auf und an dem Ural-Gebirge ihre Urheimath hat; von wo ihre Völker nach Osten und Westen herabgestiegen sind, in welch' letzterer Richtung, nämlich in Europa, sie indeß zu den ältesten Bewohnern des Erdtheils gehören. Es scheint in der That, als ob in vorhistorischer Zeit, vor der Ausbreitung des indoeuropäischen Stammes, ein großer Theil von Europa vom Weißen Meer bis über den Kaukasus hinaus, bis zur Elbe, bis Gallien und Britannien, von Stämmen der finnischen Nation zuerst besetzt und lange Zeit bewohnt war, die später von Völkern indoeuropäischer Abkunft, namentlich von Kelten in Gallien und Britannien, von Germanen in Deutschland und Skandinavien, von Slawen in den hinterkarpatischen Ländern zum Theil vernichtet, zum Theil verdrängt und in die nördlichen Länder verjagt wurden. Die Finnen unserer Zeit lassen sich am passendsten in vier Gruppen bringen: —

1. Die westlichen oder baltischen Finnen; oder die Jötunen, ein Name, der zwar nur in der skandinavischen Mythologie figurirt, von dieser aber, wie sich historisch nachweisen läßt, von dem Finnen- oder Tschuden-Volk hergenommen worden ist. Die Bestandtheile dieser Gruppe sind: —

1) Die Liwen, Liw', in der russischen Ostseeprovinz,

die nach ihnen den Namen führt; mit den nun erloschenen Kreewinen oder Kriwingern.

2) Die Esten, die sich selbst Somelas seth nennen, und in zwei Dialekte spalten, den rewalschen und dörptschen; im Gouvernement Estland.

3) Die Ingerer oder Ishoren, nach dem Flusse Ishora oder Inger genannt, im ehemaligen Ishoren- oder Ingermannland, dem heutigen Gouvernement St. Petersburg, wo sich dieser finnische Volkszweig unter den Russen fast ganz verloren hat. Sie gehören muthmaßlich zu den Kareten (5).

4) Die Suomalai seth, oder die Finnen im Großfürstenthum Finnland, spalten sich in

a) Tawassen, oder Hämälai seth in ihrer eignen Sprache, die, wie die der —

b) Kwänen oder Kajanen, Kainulai seth, nur Nebendialekte der finnischen Sprache sind, welche im Großfürstenthum geschrieben und gedruckt wird, wie es auch mit dem estnischen Dialekt der Fall ist.

5) Die Karjalai seth, Karelen, Karelier oder Kyrialien, die sich selbst aber auch Somaeme jes nennen.

6) Die Same latjeh, oder die Lappen, wie wir sie nennen; ein Name, der von den Finnen im Großfürstenthum entlehnt ist, bei denen sie nämlich Lappalai seth, d. i. etwa Gränzer, Gränzvolk, heißen.

2. Die Wolgaischen oder Bulgarischen Finnen, so genannt, weil sie die Ueberreste der alten Bevölkerung von Groß-Bulgarien sind, unter welchem Namen man die Länder zusammen fassen kann, welche an der Wolga und der untern Kama liegen und sich über die Steppen bis ans Schwarze und Kaspische Meer erstrecken. Die Hauptmasse dieser Finnen hat sich frühzeitig mit den Turken vermischt, und ist endlich zu einem slawischen Volk geworden,

das wir in unsern Tagen unter seinem ursprünglichen Namen auf der Südseite der Donau kennen. Die finnischen Ueberreste dieser Gruppe sind, in den Gouvernements Nischne-Nowgorod, Kasan, Simbirsk und Pensa, bis gegen Saratow und Pensa hin: —

7) Die Tschuwaschen,

8) die Tscheremißen, die sich selbst Mari oder Männer nennen; und

9) die Mordwinen, welche in die Stämme

a) der Mokscha,

b) der Erda oder Ersad, und

c) der Koratag zerfallen.

10) Die Teptiären, ein Gemisch von Finnen verschiedener Stämme, mit Turken gemischt, daher sie einen eigenthümlichen Dialekt reden.

Ueberhaupt weichen die Mundarten der wolgaischen Finnen von denen der baltischen Finnen nicht unwesentlich ab; es zeigt sich in ihrem Wörterschatz viel Aehnlichkeit mit Turkischen Wurzeln, was darauf hindeutet, daß sie ein Verbindungsglied zwischen der finnischen Sprache und der turkischen bilden.

3. Die Permischen Finnen, die zwischen der Wolga und dem Ural ihre Wohnsitze haben, bestehen aus —

11) den Wotiaken, oder Woten bei den Russen, Ari bei den Turken, die sich aber selbst Uhd-murd, d. h. Gastfreie Menschen nennen. Sie wohnen in dem Lande zwischen den Wiatka und Kama. Sprachlich eng verbunden sind

12) die Syriänen oder Komi-murd, und

13) die eigentlichen Permier oder Komi-ulir, die sich zusammen genommen Suda oder Sudani nennen.

4. Die Ugorischen oder Ugrischen Finnen. In diese Gruppe gehören:

14) Die Wogulen, oder Wogulitzen der heutigen, Jugoren der älteren Russen, nennen sich selbst Mansi oder Mansi kum und wohnen auf und an beiden Seiten des Ural von der Kama bis zur Soßwa. Mit den finnischen Dialekten an der Wolga und um Perm in unzweifelhafter Verwandtschaft stehend, unterscheidet sich ihre Sprache doch in einem Maaße, daß man sie für ein besonderes Idiom halten könnte. In ihr giebt es vier Mundarten bei den Tschiußowajischen, den Werchoturischen, den Tscherduimschen und Beresowschen Wogulen.

15) Die Obischen Ostiaken am Ob und seinen Nebenflüssen. Sie selbst nennen sich Aß-jach, d. h. Ob-Leute, und daraus scheint der Name Ostiak entstanden zu seyn; von den Syriänen werden sie Jögra-jaß, d. i. jugrische, ugorische, ungernsche Leute genannt. Es giebt sechs verschiedene Mundarten, die stark von einander abweichen.

Das letzte der heutigen Glieder in der langen Kette der finnischen Völker, zugleich das wichtigste nach Volksmenge, Bildung und Gesittung und politischer Bedeutung sind —

16) die Ungern oder Magyaren, mitten in Europa, in dem Königreich Ungern und in Siebenbürgen, wo die zu ihnen, vielleicht von Anfang an gehörigen Sekler wohnen. Die Ungern, im 9. Jahrhundert in ihre gegenwärtigen Wohnsitze eingewandert, stammen vom südlichen Ural, wo die noch jetzt seßhaften Baschkiren ein ursprünglich finnisches, nunmehr aber verturktes Volk ihre nächsten Stammverwandten sind. In der Mitte des 13. Jahrhunderts sprachen die Baschkiren noch dieselbe Sprache, wie die heutigen Ungern, ein

Name, der aus Ugern, Ugorn entstanden ist; und gleichwol der magyarische Dialekt der finnischen Sprache, wie er in unsern Tagen gesprochen wird, sehr viel Wörter aus andern asiatischen und osteuropäischen Sprachen entlehnt hat, so steht er dennoch in der allernächsten Verwandtschaft mit den Idiomen der Wogulen und der Ostiaken, ganz besonders mit dem der zuletzt genannten Völkerschaft.

Aus dem Westen der Alten Welt, wohin wir durch Nachweisung des magyarischen Volks geführt worden sind, versetzen wir uns nach dem Osten des Asiatischen Erdtheils, um noch die daselbst lebenden kleinen Völkerschaften, welche, weil sie im hohen Norden ihre Wohnsitze haben, die hyperboräischen genannt zu werden pflegen, kennen zu lernen. Alle sind sie rohe, unaufgeklärte Barbaren, ohne Kultur, nur von dem Ertrag der Jagd oder des Fischfangs, höchstens von dem ihrer Rennthiere lebend. Dahin gehören zunächst die —

XXIX. Aino oder Kurilen, Benennungen, die beide in der Sprache dieses Volks so viel als Mensch bedeutet. Bei den Chinesen heißen sie Yia-hi und bei den Japanern Jeßo, was in den Sprachen beider Nationen zu Deutsch Seekrebs-Barbaren heißt. Die Japaner nennen sie aber auch noch Morin, was behaarte Leiber bedeutet. Die Kamtschadalen nennen die Aino Kuschi, d. h. Tanzende und Springende; die Koriäken Kuinala. Die Aino bewohnen den Ostrand des Kontinents von Asien zu beiden Seiten des untern Amur-Stroms, die großen Inseln Tarakai oder Karafto und Jeßo, und die lange Inselkette Kuro Muschiri, d. i. im Aino: Inseln der Kuro, oder Menschen-Inseln, die Kurilischen Inseln, so wie die Südspitze von Kamtschatka um das Kap Lopatka. Hier sind sie jedoch nicht echte Aino, sondern mit Kamtschadalen stark gemengt.

XXX. Kamtschadalen sind der vornehmste, obwol

jetzt seinem Erlöschen entgegen gehende Volksstamm auf der Halbinsel Kamtschatka, die ihren Namen muthmaßlich von Kontschala, dem koriäkischen Namen derselben bekommen hat. Die Kamtschadalen nennen sich aber blos Menschen, Kroschscha, Kroschschuga, oder auch Landeseinwohner, Itälmen. Ihre Sprache ist eine selbstständige, die mit der mongolischen wenig oder nichts gemein hat. Die meisten Uebereinstimmungen finden sich noch mit Wörtern in der samojedischen, auch mit einigen in dem ostiakischen Dialekt der finnischen Sprache.

XXXI. Jukagiren oder Arboe-Domni, wie sie sich selbst nennen, wohnen zwischen Jakuten, Tungusen, Korjäken und Tschuwamzen im hohen Norden von Asien, östlich von der Lena, an der Indigirka, und reden eine Sprache, welche eine der abweichendsten ist und nur äußerst wenige Aehnlichkeiten mit Wörtern der tungusischen, samojedischen u. a. Dialekten darbietet. Ueberdem haben sie diese Sprache, ihre Sitten und Gebräuche, ihre Tracht, fast ganz abgelegt, und sind verslawt, indem sie die russische Sprache 2c. angenommen haben. Man wird sie demnach künftig in den Völker-Tafeln löschen können. Aehnlich verhält es sich mit den Tschuwanzen, die, an der Kolima wohnend, eine Abtheilung der Jukagiren bilden, und, wie diese selbst, das frühere Nomadenleben größtentheils aufgegeben haben. Es ist nur noch ein kleines Häufchen von ihnen übrig geblieben. Die Jukagiren waren einst ein mächtiges und zahlreiches Volk, und bestanden, außer den angeführten Tschuwanzen, aus Tscheltieren, den Omoken, den Kudinsern und Konginern, die aber in Folge heftiger Kriege mit dem sogleich zu nennenden Volke, alle ausgerottet worden sind.

XXXII. Korjäken, das nordöstlichste unter den asiatischen Völkern, östlich von den Jukagiren und nördlich von den Tungusen und Kamtschadalen, mit denen sie gränzen,

und das, nach körperlicher Beschaffenheit und moralischen Eigenschaften gleichsam den Uebergang bildet zu den amerikanischen Völkern; denn es findet sich auch in seiner Sprache mancher Klang, der an amerikanische Kehllaute, namentlich in der Koloschen-Sprache erinnern, während andrer Seits die Verwandtschaft mit den asiatischen Idiomen nicht zu verkennen ist, im Besondern mit finnischen Dialekten. Bestandtheile dieser korjäkischen Nation, die unter allen hyperboräischen die volkreichste und mannhafteste ist, sind die, nach ihrer Lebensweise entweder in festen Wohnsitzen, oder nomadisirend lebenden, Stämme der: —

1. Tschauktschu, d. h. Ansessige, am Penschinischen Meerbusen;
2. Tumugutu, d. h. Wandrer, oder Tschautscheva, d. h. Behende, nördlich von den vorigen hausende Rennthier-Nomaden;
3. Kanghichwalo, von den Russen Olutoren genannt, ein seßhafter Stamm am Olutora-Fluß;
4. Korjäken auf Kamtschatka und der Insel Karaga, die ebenfalls feste Wohnsitze haben, und die
5. Tschuktschen, die sich selbst Taina, oder nach anderer Aussprache Tenygk nennen, und theils Jäger und Fischer, theils Rennthier-Nomaden sind.

Diese fünf Abtheilungen des korjäkischen Volks unterscheiden sich auch durch Verschiedenheit der Mundarten, unter denen die der Tschauktschu und Tumugutu nicht sehr von einander abweichen und als diejenigen angesehen werden, welche die Stammsprache bilden sollen.

Die Rothen, oder die Völker der Neuen Welt.

A. Indianer Nord-Amerika's.

XXXIII. Eskimo ist der Name einer Völkerfamilie, welche eine sehr große geographische Verbreitung hat, denn sie erfüllt, wenn gleich in kleinen Horden, den ganzen Norden der Neuen Welt. Die Eskimos erstrecken sich von Grönland und Labrador bis zur Halbinsel Aljaska und haben mit ihren Stämmen außer der langen Kette der Aleutischen Inseln alle Inseln im Berings-Meer besetzt und sogar die Berings-Straße überschritten, wo sie die nordöstlichste Ecke der Alten Welt im sogenannten Tschuktschen-Lande bewohnen. Sehr wahrscheinlich hat das Eskimo-Volk hier in Nordasien seinen Ursprung genommen.

Dieses rohe, unkultivirte Volk nennt sich einfach Menschen, oder in seiner Sprache Innuk; der Name, unter welchem wir es kennen, scheint ein Spottname zu seyn, der ihm von andern benachbarten Völkern beigelegt worden ist; denn Eskimantik heißt in der Algonkin-Sprache Rohfisch-Esser, und in der Sprache der Abenakis bedeutet das Wort Eskimanosik so viel, als Rohfleischesser. Man theilt die Eskimos geographisch in zwei Gruppen, in die östliche und westliche, indem man zur Scheidung eine Linie annimmt, welche mit dem Nordende des Felsengebirgs am Eismeere, oder etwa mit dem 142° westl. Länge von Paris, d. i. westlich von der Mündung des Mackenzie-Stroms zusammenfällt.

1. Oestliche Gruppe. Die Uebereinstimmung der Sprache im Eskimo-Stamme, auf einer so außerordentlichen Ausdehnung von mehr als 140 Längengraden, ist besonders merkwürdig, wenn man sie mit der großen Masse von Idiomen vergleicht, durch die sich die übrigen Völker Amerika's mehr oder minder alle auszeichnen. Diese Uebereinstimmung tritt vorzüglich in der östlichen Gruppe an's Licht; denn man hat die Bemerkung gemacht, daß ein Eskimo von der Hudsons-Bai seinen Landsmann an der Mündung des Mackenzie eben so gut verstand, als den Eskimo von Labrador. Man glaubt in der östlichen Abtheilung der Eskimo-Sprache drei Mundarten unterscheiden zu können, die aber, wie gesagt, wenig Abweichungen darbieten; und zwar:

1) den Dialekt des Westens, welcher an den westlichen und nördlichen Gestaden der Hudsons-Bai, und von da bis über den Mackenzie hinaus gesprochen wird;
2) den Dialekt der Mitte an der Küste von Labrador, welcher von dem vorigen fast gar nicht abweicht; und
3) den Dialekt des Ostens, oder von Grönland, welcher sich wahrscheinlich in zwei Neben-Mundarten theilt, auf der Westküste und Ostküste von Grönland.

2. Westliche Gruppe. Ueber die nördliche Hälfte dieser Gruppe, welche die Eskimos vom Felsen-Gebirge bis zum Kotzebue-Sund enthält, hat man in sprachlicher Beziehung keine sicheren Nachrichten. Reichlicher fließen sie für die südliche Hälfte; und hier unterscheidet man demnach, unter vier Hauptdialekten:

4) die Inkaliten an den Flüssen Kuichpak, Kußkokwim, deren Dialekt ein Gemisch ist von der Aleutischen und andern Mundarten, selbst fremden Völkern des Koloschen-Stammes;
5) die Kuichpaker ebendaselbst und längs der Küste, in acht Unterabtheilungen zerfallend;

6) die Kuskokwimer und Kijaten, welche einen und denselben Dialekt reden sollen;
7) die Ugaschenzen;
8) die Agolegmüten;
9) die Kadjaker oder Konjager, welche mit den Tschugadschen einerlei Mundart haben. Sodann folgen
10) die Aleuten auf den Inseln, deren Dialekt von den übrigen Eskimo-Mundarten sehr bedeutend abweicht;
11) die Namollo und Onkilon diesseits der Beringsstraße in Asien, deren Mundart sich an die aleutische und kadjakische anschließt.

XXXIV. Koloschen. Sie sind die Bewohner des vorzugsweise die Nordwestküste genannten Gestadelandes von Nordamerika und der vorliegenden Inseln, und erstrecken sich vom hohen, unbekannten Norden, wo sie mit den Eskimos gränzen, bis in die Nachbarschaft der Mündung des Columbia- oder Oregon-Stroms. Zu dieser Völker- und Sprachfamilie gehören: —

1. Die eigentlichen Koloschen oder Koljuschen, die sich selbst Tlinkil antukuan, d. h. überall wohnende Menschen nennen, vom Eliasberge bis zur südlichen Gränze des Sprachgebiets reichen, und in zwanzig verschiedene Stämme zerfallen, die sich aber unter vier große Sprachgruppen vereinigen lassen:
1) die Sprache von Sitcha auf der Insel dieses Namens und dem benachbarten Küstenlande;
2) die Nass-Sprache an der Observatoriums-Einfahrt, dem Pitt's Archipelagus und dem Millbanks-Sunde;
3) die Sprache auf der Königin Charlotten-Insel, welche als Verkehrsmittel für den gesammten Koloschen-Stamm benutzt wird; und
4) die Nuitty-Sprache, auf der Nordwestspitze der Vancouver-Insel, am Nutka-Sund.

2. Die Kenajer, die sich selbst ebenfalls Menschen, in ihrer Sprache Tnaina, nennen, leben an der Küste und in den Umgebungen des Kenai-Sundes oder von Cook's Einfahrt. Sie haben ihre eigne Sprache, die in mehrere Mundarten zerfällt. Man kann zu ihnen vielleicht die weiter nördlich und östlich wohnenden Stämme der Ugalenzen, Atnaer, Koltschanen und Inkülüglüaten zählen.

XXXV. Athapascas. So nennt man, nach dem Athapasca-See, der ungefähr in der Mitte ihres Landes liegt, eine Reihe nordamerikanischer Völker, welche sämmtlich verwandte Sprachen reden, und daher als eine selbstständige Völker- und Sprachfamilie angesehen werden können, die auf der Nordseite die Eskimos, auf der Westseite die Koloschen und auf der Südseite die Völker des Innern von Nordamerika im Mississippi-Gebiet zu Nachbarn hat, gegen Osten aber an die Hudsons-Bai stößt. Die Sprachen dieser Athapasca-Völker sind, wie gesagt, alle unter sich ähnlich, und zeigen nur entfernte Klangähnlichkeit mit den Eskimo- und den Algonkin-Dialekten, dagegen scheinen sie in einem genauern Verwandtschafts-Verhältniß zu der kenajischen Sprache der Koloschen-Familie zu stehen. Man zerlegt die Athapasca-Familie in zwei Gruppen:

1. Nördliche Indianer, der östlichste Stamm der Familie, bis an die Hudsons-Bai reichend, und davon die Tschippijaner, die sich selbst Sah-issah-deinnih, d. i. Sonnenaufgangs-Menschen nennen, eine Abtheilung ausmachen. Dialekte der tschippijanischen Sprache reden die
   1) Kupferminen-Indianer, die sich selbst Tantsahhot-Deinnih, Birkrinde-Menschen nennen;
   2) Hundsripp- (Dogrib-) Indianer, eine Uebersetzung ihres eigenen Namens Tleingiha-Deinnih.
   3) Starkbogen- (Strongbow-) Indianer, nennen sich Jotschahta-wuht, d. i. dicker Wald.

4) Gebirgs- (Mountain-) Indianer.
5) Schaaf-Indianer, in der Athapasca-Sprache Ambatha-wuht.
6) Hasen- (Hare-) Indianer, Kantschu in ihrer Sprache.
7) Nohannies.
8) Reißigholz- (Bruschwood) Indianer, Zillahahduht.
9) Biber- (Beaver) Indianer, und die
10) Felsengebirgs- (Rocky-Mountains) Indianer. Die
11) Sussies oder Sursies sollen einen tschippijanischen Dialekt sprechen; gewiß ist dies von den
12) Nauscud-Deinnihs,
13) Sluacus-Deinnihs, und
14) Nogailers.

2. Tacullies oder Taculehes, d. h. Leute, welche auf dem Wasser gehen, heißen auch Carriers oder Führer. Sie wohnen jenseits des Scheiderückens des Felsengebirgs hauptsächlich an den Quellwassern des Fraser-Flusses. Zwei andere Nationen, welche ähnliche Mundarten, wie die der Tacullies reden sollen, sind die —
15) Sicannies, am Oberlauf des Unidschah, und die
16) Natiotitains, westlich von den Tacullies an einem Flusse ihres Namens, der sich unter 53° ½ der Breite an der Nordwestküste in den großen Ocean ergießt.

XXXVI. Digothi ist der Name, den sich eine kleine Völkerschaft giebt, welche von Eskimos und Athapascas rings umgeben, zu beiden Seiten des Mackenzie-Stromes, unfern seiner Mündung wohnt. Ihre Sprache ist muthmaßlich von den Dialekten der Athapascas verschieden; auch unterscheiden sie sich von diesen durch ihre Sitten. Alle Digothi verstehen aber die Eskimo-Sprache und es herrscht bei ihnen die Sage,

daß sie von Westen her, über einen Meeresarm setzend, also von Asien, in ihre jetzigen Wohnplätze eingewandert wären. Es ist dasselbe Volk, welches Zänker (Quarellers) oder Schielende (?) (Loucheux im Französischen) genannt worden ist, obwol keine dieser Eigenschaften auf sie paßt.

Wir haben jetzt eine Völker-Familie nachzuweisen, welche in der Geschichte der Colonisation von Nordamerika durch indogermanische Nationen eine sehr große Rolle spielt; denn sie bildete in ganz Canada und dem nördlichen Theile der Vereinigten Staaten die Urbevölkerung, der der Grund und Boden von den Germanen und Romanen meist mit den Waffen in der Hand, mit Feuer und Schwert abgezwungen werden mußte. Es ist die —

XXXVII. Algonkin-Lenape-Familie, die wir hier hauptsächlich nach dem Zustande schildern, in welchem die ersten Zeiten der Colonisation sie fanden. Der Name Algonkin oder Algonquin wird von den Franzosen gebraucht; in Amerika nennt man diese Völker-Familie in neuerer Zeit Lenape, was mannhafte Männer bedeutet, von Lenno Mensch, und nape männlich. Geographisch zerfällt sie in vier Abtheilungen, in die nördliche, nordöstliche, östliche oder atlantische, und in die westliche.

A. Nördliche Abtheilung.

1. Die Knistinos, Knistinaux, Klistinaux, Kristinaux, Kristénaux, Cristénaux, auch Killistenos. Diese Verschiedenheit rührt ohne Zweifel von verschiedenen Stämmen her, von denen die einen ihren Namen mit einem n, andere mit l und r aussprechen. Die Franco-Canadier sagen Cristinaux, woraus die Engländer, welche die Abkürzung der Wörter lieben, Crees, sprich Krihs, gemacht haben. Man nennt diese Indianer auch Nahetewa, was der Name zu seyn scheint, den sich mindestens einer ihrer Stämme beilegt. Im Allgemei-

nen nennen sie sich selbst „Menschen", in ihrer Sprache Eithinjuk oder Einiriwuk, indem sie zuweilen den Namen ihrer Stämme vorsetzen. So ist der wahre Name

der Monsonies oder Swamp-Indianer, welche am Moose River wohnen, Mongsoa Eithinjuk oder Moosedeer-Leute, sie sprechen einen besondern Dialekt, eben so —

die Muskegons, welches ein Stamm am Winnipek-See ist, dem ursprünglich der Name Knistino beigelegt wurde.

Die Knistinos sind der nördlichste Zweig der algonkinischen Familie. Sie erstrecken sich von der Hudsonsbai bis zum Felsengebirge und dem Athapasca-See. Nördlich haben sie die Athapascas, und südlich die Algonkiner und Tschippiwäier zu Gränznachbarn. Ihre Sprache ist nicht als Dialekt, sondern als Schwestersprache der Algonkinischen anzusehen, die in fünf Hauptmundarten, welche sich wenig unterscheiden, von den folgenden Stämmen gesprochen wird.

2. Die Algonkiner, Algonkins, Algonquins, oder Algoumequins. Es handelt sich hier von den reinen Algonkinern, welche die Franzosen in Canada immer so genannt haben, und noch so nennen. Bei ihrer ersten Niederlassung daselbst nannten sie aber die Algonkiner mehrentheils Montagnards oder Bergbewohner, und zwar diejenigen, welche unterhalb Quebek wohnten, während die am Ottawa-Fluß Algonkins genannt wurden. Zu den letzteren gehörten die Nipissings oder Nipissiriniens am See Nipissing. Die Dialekt-Verschiedenheit zwischen den Montagnards und den Algonkinern ist sehr gering. Die Algonkiner leben in Canada, aber man kann nicht genau angeben, in welchen Gegenden.

3. Die Ottawas, Outawas, Utawas, von den Franzosen Outaouais genannt, hauptsächlich in Michi-

gan und in Canada an dem Flusse, der ihren Namen trägt, auch im Staate Ohio.

4. Die Tschippiwäier, Chippeways, Chippewas, Schippeways oder Odschibwäier, Ojibways. So nennen sich die Algonkiner, welche nördlich und nordöstlich vom Obern-See wohnen, vom See Musquaway östlich bis zu den Quellen von Saguenay und den Gewässern der St. James-Bai. Mit Ausnahme einiger kleinen Abweichungen ist die Tschippiwäische Sprache eine und dieselbe mit der Algonkinischen (2), und sie ist heute das, was letztere vor zweihundert Jahren war, das allgemeine Verständigungs-Mittel der indischen Nationen unter sich, und unter den Wilden Nordamerika's das, was die französische Sprache an den europäischen Höfen ist.
5. Die Potowotamies, im Staate Indiana bei Chicago; in Michigan, am St. Josephs-River.
6. Die Missisagen, Missisagues, Mississagués leben noch in einer kleinen Horde in Canada, und einige derselben sollen neuerlich in die östlichen der Vereinigten Staaten eingewandert seyn.

Die hier aufgezählten nördlichen Algonkin-Stämme können in Rücksicht auf die Sprache als eine einzige Unter-Abtheilung und als der zahlreichste und wahrscheinlich auch als der ursprüngliche Stamm aller anderen verwandten Zweige der nämlichen Familie angesehen werden.

Nach einer Schätzung des Kriegs-Ministeriums der Vereinstaaten beläuft sich die Zahl der Ottawas, Tschippiwäier und Potowotamies nahe auf 22000, wobei wahrscheinlich die in Canada lebenden mit eingerechnet sind. Die Ottawas und Tschippewäier in den Vereinstaaten belaufen sich, nach Schoolcraft's amtlichem Bericht, auf 14000; fügt man einige, hierbei nicht berücksichtigte Ottawas und die Potowotamies hinzu, so lassen sich diese drei Stämme auf eine Volkszahl von

19000 veranschlagen. Mit Einschluß der Knistinos, der Tschippewäier und Algonkiner auf britischem Gebiete kann man die ganze Population dieses nördlichen Zweiges der Algonkinischen oder Lenapischen Völker = Familie auf 35000 bis 40000 Seelen schätzen. Alle übrigen Zweige sind weit schwächer und betragen wol nicht über 25000 Seelen.

B. Nordöstliche Abtheilung der Lenape.

7. Die Skoffies und Shishatapush oder Mountaineers, Gebirgsbewohner, leben in den innern Gegenden von Labrador, und sind mit den Montagnards oder echten Algonkinern von Canada nicht zu verwechseln, von deren Sprache sich der Dialekt der Labrador-Gebirgsbewohner unterscheidet, obwol dieselben auch unter dem Namen der Algonkiner von Labrador vorkommen.

8. Die Micmacs auf der Halbinsel von Neuschottland, auf Cap Breton und mehreren andern Inseln des St. Lorenz = Busens und an allen Flüssen, die sich südlich von Gaspe von Westen her in diesen Golf ergießen. Ein Stamm der Neuschottlands = Indianer, in der Nähe von Annapolis an der Fundy-Bai, mit dem die Franzosen zuerst bekannt wurden, hieß Suriquois oder Surikesen. Von der Sprache der Micmacs (was ein generischer Name zu seyn scheint, der den Indianern dieser Gegenden von den Franzosen beigelegt wurde) kennt man drei Mundarten, die —

1) der Micmacs von Neuschottland,
2) der von Neufundland, und der Dialekt
3) der Micmacs von Miramischi, welche ehedem an der Bucht dieses Namens im britischen Gouvernement Neu = Braunschweig wohnten.

Die Franzosen nahmen die Namen an, welche die Souriquois oder Micmacs den benachbarten Stämmen gaben, nämlich: —

9. Die Etchémins, Etscheminer, was Kanoe-Leute bedeutet, worunter die Indianer am St. Johns-River und der Passamaquoddy-Bucht verstanden werden, von wo aus sich der Name längs der Seeküste bis zur Mount Desert Insel erstreckt. Man unterscheidet jetzt

(1) die St. Johns-Indianer in Neubraunschweig von —

(2) den Passamaquoddies an der Bucht dieses Namens in den Vereinstaaten,

obschon sie eine und dieselbe Sprache reden, die noch nicht erloschen ist.

Die Suriquois nannten ferner —

10. Die Almouchiquois, Almuschikesen, diejenigen Indianer, welche westlich vom Kennebek-Fluß wohnten, von Chouacont (wahrscheinlich Saco) an westlich bis zum Kap Cod; es sind die heutigen Abenakies, Abénaquis, von den Indianern Neu-Englands Tarratiens genannt. Diese Nation, welche aus mehreren Stämmen bestand, von denen

1) die Penobscots, an den Ufern des Penobscot und Kennebek;

2) die Norridgewock oder Norridgewalk, nach ihrem Wohnsitze so genannt, der noch auf den Karten angegeben ist, die eigentlichen Abenakies; und

3) die Ameriscoggins die hauptsächlichsten waren,

ist unter den Indianern Nordamerika's berühmt und zeichnete sich dadurch aus, daß sie den Boden baute. Den Abenakis waren

11. die Sokokies ursprünglich benachbart, haben sich aber nach Canada geflüchtet.

Die Dialekte der drei Nationen der Micmacs, Etscheminer und Abenakies haben unter sich große Verwandtschaft, unterscheiden sich aber, obwol sie zu einem und demselben

Stamme gehören, sehr bedeutend von der Algonkinischen Sprache.

C. Östliche oder Atlantische Abtheilung der Lenape.

In diese Abtheilung gehören die sogenannten Neu-England-Indianer, oder diejenigen, welche zwischen den Abenakies im Osten und dem Hudson-Fluß im Westen hausten. Es waren ihrer sechs oder sieben Nationen, nämlich:

12. die Péquot oder Piquods in Massaschusetts, gegen welche die ersten Ansiedler dieses Staates lange und blutige Kriege zu führen hatten. Es gelang den Kolonisten endlich, sie auszurotten, so daß von diesen Indianern nichts als das Gedächtniß an die Begebenheiten jener Zeit übrig geblieben ist.

13. Die Massaschusetts, oder auch Natick genannt, an der Bucht Massaschusetts und den benachbarten Gegenden, unlängst noch als kleiner Ueberrest in Marschpie und Martha's Vineyard.

14. Die Narragansetts, nach der Bucht dieses Namens, im Staate Rhode-Island, so genannt, woselbst sie ihre Wohnsitze hatten. Ein Ueberrest lebte noch vor nicht langer Zeit in dem genannten Staate.

15. Die Mahicaner, von den Holländern Mahicanders, von den Franzosen Mohigans genannt, von den Engländern Mohicans, Mohegans, Moheagans. Ihr wahrer Name ist Mahicanni oder nach englischer Orthographie Muhhekanew, was Mahicani-u ausgesprochen werden muß. Die Sylbe u, eu, iu (das io der Abenakies) am Ende ist nichts anderes, als die verbale Endung des Adjektivs und bedeutet: „Er ist Mahican"; in der Mehrzahl hängt man og oder ak an, gewöhnliche Endung dieser Zahl, für belebte Wesen, in den algonkinischen Dialekten. Die Mahicaner hatten ihren Hauptsitz im Staate Connecticut. Sie waren Nachbarn

der Pequods, und mehrere Schriftsteller behaupten, daß sie ein abgesonderter Stamm dieser Nation gewesen seyen, was aber nicht beglaubigt ist. Gewiß aber ist, daß, als die Kolonisten die Pequods besiegt und ausgerottet hatten, die Mahicaner deren Gebiet als ihr Eigenthum in Anspruch nahmen. Da aber von der Sprache der Pequods nichts bekannt ist, so wird diese Frage immer unentschieden bleiben. Unlängst gab es noch Mahicaner in Connecticut, in Neu-York zu Brotherton und in Neu-Stockbridge. Cooper's berühmter Roman erhält das Andenken an dieses Volk im Bewußtseyn der Anglo-Amerikaner und der gebildeten Welt der Indo-Germanen überhaupt.

16. Die Pahkunnahkuts oder Wampanoags, hauptsächlich innerhalb des Gebiets der Plymouth-Kolonie.

17. Die Pahtuckits, nördlich und nordöstlich von den Massaschusetts, mit Einschluß der Penacuhks von Neu-Hampshire und aller übrigen kleinen Nationen nordöstlich bis zu der Gränze der Abenakies.

18. Die Nipmucks nördlich von den Mahicanern und westlich von den Massaschusetts, in den innern Gegenden dieses Staats westlich bis zum Connecticut-Fluß, erkannten bis zu einem gewissen Grade die Oberherrlichkeit der Massaschusetts, Narragansetts oder der Mahicaner an.

Diese sechs oder sieben Nationen sprachen Eine Sprache, nämlich die Mahicanische, welche, obwol sie sich in eben so viele Dialekte spaltete, eine der ausgebreitesten in der Algonkin-Lenapischen Familie war. Sie umfaßte innerhalb der Gränzen der heutigen Staaten Neu-Hampshire, Massaschusetts, Rhode Island und Connecticut zum wenigsten 30,000 bis 40,000 Seelen, vor der Epidemie, die kurze Zeit vor Ankunft der germanischen Pilgrimme ausbrach. Von den drei zuletzt genannten Völkern ist keine Spur mehr vorhanden.

Eine andere Sprache, als die Mahicanische, hatten die

Indianer auf Long-Island, die auf dem kleinen Raume dieser Insel nicht weniger, denn aus dreizehn Stämmen bestanden, darunter der Stamm —

19. der Montahks, Montauks der bedeutendste und mächtigste war. Noch gegenwärtig giebt es einige Ueberbleibsel dieses Stammes, die aber ihre Sprache vergessen haben. Von dieser verschieden sollen die Mundarten der Unquaschog und der Shinicocks gewesen seyn, zwei Horden, welche an der Südseite von Long-Island ihr Gebiet hatten.

20. Die Delawaren nennen sich selbst Lenno-Lenape. Sie saßen zu beiden Seiten des nach ihnen genannten Flusses im heutigen Staate Delaware, und behaupteten der älteste Zweig der ganzen Algonkin- oder Lenape-Nation zu seyn. Sie waren in drei Stämme: —

1) die Unami,

2) die Unalatschkgos und

3) die Minsi oder Monsi eingetheilt, und vertheidigten ihr Land gegen die germanischen Eindringlinge, deren erste Schweden waren, mit außerordentlicher Tapferkeit und Ausdauer. Zu den Lenno-Lenape gehörten auch die Renapes und die Sankhikaner.

21. Die Nantitokes lebten am Susquehannah, und bildeten mit den Susquehannocks und den Canais wahrscheinlich Eine Nation, die aber, ausgerottet, nur noch in wenigen Ueberresten lebt, was auch von

22. den Pauhatanern gilt, die später Pamumkios heißen, weil sich ihre schwachen Reste am Flusse dieses Namens, in Virginien, aufhielten. Ganz von der Erde verschwunden sind —

23. die Pamticos, welche ihr Jagdgebiet in Nord-Carolina hatten.

D. Westliche Lenape.

24. Die Menemonies oder Malominies, auch Mormonen, und von den Franzosen Folles Avoines, d. i. tauber Hafer, genannt, die ihre Sitze im Staate Michigan hatten.
25. Die Sakis, oder auch Füchse und abwechselnd Utagamies von den Europäern und den Algonkinern genannt, heißen in ihrer eignen Sprache Musquakkiuk, und bilden mit den Kickapus (und den ausgestorbenen Mascontenks) Eine Nation.
26. Die Miamis und Illinois machen ebenfalls nur Ein Volk aus, zu dem auch die Piankischahs gehören, die Koskakios und die Piorias.
27. Die Schawanos.

Die Mundarten dieser letzten oder westlichen Abtheilung der Lenape, ja auch die der Nantitokes, Pauhataner und Pamticos weichen von der Algonkin-Tschippiwäischen Sprache mehr ab, als alle übrigen Dialekte dieser Sprache; ja, es ist sogar ungewiß, ob die sieben letzten der angeführten Völker, von den Nantitokes an gerechnet, nicht einen besondern und selbstständigen, vom Algonkin abgesonderten Sprachstamm, den nantitokischen, gebildet haben, und in ihren letzten Ueberresten noch gegenwärtig bilden.

Die Völker der Algonkin-Lenape-Familie hatten ihre Jagdreviere außer in Canada und den übrigen britischen Provinzen, wo sie noch angetroffen werden, auf dem Gebiet der Union in den Staaten von Neu-England, in Maine, Neuyork, Rhode-Island, Connecticut, Neujersey, Delaware, Maryland, Virginien, Kentucky, Ohio, Indiana, Illinois und Uisconsin. Allein gegenwärtig sind die schwachen Ueberreste dieser Nationen, so weit sie der Ausrottung durch Schwert und verheerende Krankheiten entronnen sind, in den „fernen Westen" der Vereinigten Staaten, jenseits des Mississippi übergesiedelt

worden, was auch von den Völkern der zwei zunächst folgenden Familien gesagt werden muß.

XXXVIII. Irokesen. Die Völker derjenigen Familie, in welcher das Irokesische, oder Iroquois die Grundsprache ist, lebten bei Ankunft der Europäer in der Neuen Welt, in zwei, durch Algonkin-Völker getrennten Gebieten, einem nördlichen längs des Erie und Ontario-Sees von jenen Völkern rings umgürtet, und einem südlichen Gebiet, woselbst sie mit Algonkin- und Florida-Nationen gränzten. Dort sind jetzt die Staaten Ohio, Pennsylvanien und Neuyork und das britische Ober-Canada, hier die Staaten Virginien und Nord-Carolina. Es gehörten zur Irokesen-Gruppe

1. Die Weiandots, welche von den französischen Ansiedlern den Spottnamen Huronen, der so viel als Eberkopf bedeutet, erhielten, und aus weit verbreiteten Horden bestanden. Von ihnen hat der Huronen-See seinen Namen.
2. Die Attiuandaronen, südlich von den vorigen am Norduser des Erie-Sees. Sie wurden die neutrale Nation genannt, weil sie an dem heftigen Kriege, der zwischen den Weiandots und den fünf Nationen Statt fand, nicht Theil nahmen.
3. Die Eries oder Erigas, auch die Katzen-Nation genannt, wurden, eben so wol wie die neutrale Nation, und
4. die Andasten um die Mitte des 17. Jahrhunderts von ihren Stammgenossen, —
5. dem Bunde der fünf Irokesen-Nationen vertilgt. Diese Nationen waren: die Mohahks, die Oneïdas, die Onondagos, die Cajugas und die Senecas. Als sechstes Glied dieses furchtbaren Bundes traten später ein
6. die Tuskaroras, welche die Tutelons, die Monacaner, Tschowans und die Nottoweier zu besondern Stämmen hatten.

Die jetzt noch lebenden Dialekte des Irokesischen sind: Mohawk, Onondago, Seneca, Oneïda, Cajuga und Tuskarora.

XXXIX. Florida-Völker. Von der südlichen Gränze der Lenape und Irokesen erstreckte sich bis zur äußersten Spitze von Florida, und zwischen dem Mississippi-Strome und dem Atlantischen Ocean eine Kette von sechs Hauptvölkern, deren Sprachen im genauesten Zusammenhang standen und in ihren Völkerresten noch stehen, daher man sie unter dem gemeinsamen Namen der Florida-Familie zusammenfaßt, der, weil er von der Halbinsel dieses Namens entlehnt worden, ein geographischer ist, hier aber zum ethnographischen wird. Jene Hauptvölker sind:

1. Die Catahbas, welche auch unter dem Namen der Isahs und Flatheads (Flachköpfe) bekannt waren, und ihr Jagdgebiet in den Staaten von Corolina hatten.
2. Die Tschirokies, oder Zalakies, Tschihakies, Isulokies, im Staate Ternessee, dadurch ausgezeichnet, daß sie eine Zeit lang dem civilisirten Leben der Europäer sich angeschlossen, gegenwärtig aber die Bahn der Gesittung meist wieder verlassen haben.
3. Die Muskhogies, eine sonst sehr zahlreiche Nation, die aus den drei durch Dialekt-Verschiedenheit getrennten Stämmen der —
   1) eigentlichen Muskhogies, der
   2) Hitschitties, und der
   3) Seminolen, oder Itsi-semole, d. h. wilde Menschen, auf der Halbinsel Florida selbst, wozu auch die Appalatschicolos gehörten, bestand; und

   vielleicht auch die Alibamaner, die Quesados oder Kusados und die Tuskigies zu Mitgliedern hatte, wenn diese drei Stämme nicht etwa zum Tschahta-Volk gehörten.
4. Die Utschies waren ein kleines Völkchen mitten unter den Muskhogies, aber sprachlich durchaus von diesen

abgesondert bis auf die allgemeine Familien-Verwandtschaft, was auch von —

5. den Natsches zu sagen ist, welche am untern Mississippi im heutigen Staate dieses Namens wohnten.

Die drei zuletzt genannten Völker bildeten den Bund der Crieks, unter welchem Namen sie zusammengefaßt wurden, und an dessen Stelle zuweilen die Benennung Apalacher trat, der jedoch weniger ethnographisch als geographisch gewesen zu seyn scheint, entlehnt von einem Flusse ähnlichen Namens.

6. Die Tschahtas, Choctaws, ein zahlreiches Volk, hatten ihre Wohnplätze in den Staaten Mississippi, Louisiana und Alabama, und spalteten sich in die

   1) Eigentlichen Tschahtas, welche die südlichen Gegenden des Landes inne hatten, und in die

   2) Tschicasahs, Chicasaws, im nördlichen Theil bis nach Tennessee hin, die durch Dialekt-Verschiedenheit getrennt sind. Die Mundart der Tschicasahs wird die Mobile'sche genannt, und ist von den Europäern, Behufs ihres Verkehrs mit den Indianern, frühzeitig erlernt worden.

XL. Caddos und andere Völker-Reste auf der Westseite des untern Mississippi. Es sind dies Völker, welche entweder immer in jenen Gegenden ihre Wohnsitze gehabt, oder seit Menschengedenken von der Ostseite des Mississippi sich dahin übergesiedelt haben.

A. Zur Urbevölkerung gehören:

1. Die Caddos, Cadduhs, welche an einem Zuflusse des Rothen Flusses oberhalb Natchitoches angesiedelt sind. Dialekte ihrer Sprache sprechen

   1) die Nandakos,

   2) die Inies oder Tatschies, von denen die jetzige Republik Texas ihren Namen führen soll, während

man diesen auch mit einem Kamantsch-Wort, welches durch „Paradies" übersetzt wird, in Verbindung bringt; und 3) die Nabedatsches.

2. Die Nattschitotschen, Natchitoches, ebenfalls am Rothen Fluß, und die Jatassies sprechen eine Sprache, welche von der Cadduh- und allen übrigen Sprachen verschieden ist. Ferner die Adaise, die Appelusos, die Attacapos und Carankuos, die Tschactus und die Tschitimatschos, welche alle verschiedene, von einander abgesonderte Sprachen reden.

B. Eingewanderte Stämme sind:

Die Appalatschen; die Alibamos und Contschattas; die Tainsahs; die Humas; die Tunicas; die Boluxos; die Pascagulas, und die Pacanas, — Namen, von denen viele der Tschatah-Sprache angehören, woraus man aber nicht den Schluß ziehen darf, daß die Völker, welche sie führen, Dialekte der Tschatah-Mundart sprechen; von den vier zuletzt genannten Völkern ist es wenigstens gewiß, daß ihre Idiome vom Tschatah verschieden sind.

XLI. Sioux oder Si-uh ist der Name eines Volks, dessen Idiom als Grundsprache einer ganzen Völker- und Sprachfamilie angesehen werden kann, die mit der Irokesen-Gruppe in Verwandtschaft steht. Die Wohnplätze der Sioux-Völker sind zwischen dem Mississippi und dem Missouri, zu beiden Seiten des zuletzt genannten Stroms, und gegen Norden hin bis an den Saskatschawin. In Bezug auf Dialekt-Verschiedenheit und geographische Lage der Wohnplätze lassen sich die Si-uh-Völker in vier Gruppen bringen:

1. Die Winnebagos.
2. Die Dahcotas, oder die eigentlichen Sioux, welche aus 42 Horden oder Familien bestehen und in zwei Abtheilungen vereinigt sind, als Mississippi-Sioux und Missouri-Sioux. Verschiedene Dialekte der Dahcota-Sprache sprechen

1) die Assiniboinen und 2) die Schayennen, deren Mundart sehr bedeutend vom Dahcota abweicht.

3. Die Krähen-Indianer, welche aus

1) der eigentlichen Krähen- oder Upsaraka-Nation und

2) den Mönnitariern, die von den canadischen Pelzhändlern gewöhnlich Dickbäuche genannt werden, bestehen, indem sie sprachlich fast identisch sind, und wozu man noch

3) die Mandaner rechnet, welche sich selbst Si pohs ka nu mah kah ki, d. h. Fahnen-Volk, nennen, deren Dialekt sich aber von dem der Krähen sehr weit entfernt.

4. Die südlichen Sioux bestehen aus acht Stämmen, welche vier verwandte Mundarten sprechen. Diese Mundarten sind:

1) Die Quapahs oder Arkansas.

2) Die Osaschen, Osagen, die sich selbst Wasahi nennen, deren Dialekt auch die Kansos, Konzas, Kauzaus, Caws, sprechen.

3) Die Aiowähs, Joways, Jowas, zu deren Mundart auch die Missouris und die Otos gehören.

4) Die Omahahs und die Puncahs oder Ponsars, deren gemeinschaftlicher Dialekt mit dem vorigen sehr nahe verwandt ist.

XLII. Pahnies. Sie sind von den Sioux und den übrigen Völkern sprachlich ganz verschieden und bestehen aus zwei Nationen:

1. den Pahnies, Pawnees, welche in vier Horden oder Familien eingetheilt sind: Groß-, Tappage-, republikanische und Wolf-Pahnies.

2. Den Rikkariern, Ricaras, welche zuweilen auch schwarze Pahnies genannt werden.

Die Pahnies haben ihre Wohnplätze westlich von den

Sioux und dehnen ihre Jagdzüge bis an den Arkansas und auf die Westseite des Felsengebirgs aus.

XLIII. Saskatschawiner. Das ist der willkürlich gewählte, vom Saskatschawin-Strome entlehnte Name nicht eines Volks, oder einer Sprachfamilie, sondern eines politischen Völkerbundes, der aus vier Nationen besteht, welche radikal verschiedene Sprachen reden. Die wichtigste und mächtigste von diesen Nationen, nach der man den Bund auch zu nennen pflegt, bilden —

1. die Schwarzfüße, Blackfeet, von den Knistinos so genannt, weil die Häute, woraus sie ihre Beinkleider und Mocassins (Schuhe) verfertigen, schwarz von Farbe sind. Sie spalten sich in vier Horden oder Familien: Pi-a-ganer, Schwarzfuß-, Blut- und Kleine Horde.
2. Die Circihs.
3. Die Cotonnés.
4. Die Großbäuche, Paunch-Indianer, die man auch Indianer der Wasserfälle und Stromschnellen nennt.

Die Schwarzfüße sind eine der mächtigsten Indianer-Nationen, die man kennt. Ihr Jagdgebiet liegt zwischen dem Missouri und Platte; aber sie dehnen ihre Züge weit darüber hinaus, jenseits des Felsengebirgs. Die Großbäuche jagen vornehmlich zwischen dem Missouri und dem Saskatschawin und auf der Nordseite des südlichen Arms dieses Stroms.

XLIV. Oregon-Völker. Auch dieser Name ist nicht ein ethnographischer, sondern ein geographischer, entlehnt von dem großen Gebiete jenseits des Felsengebirgs, welches von dem Oregon oder dem Columbia-Strome bewässert wird. Nach Lewis lassen sich die Oregon-Völker in drei große Sprach-Familien spalten, davon die erste den Gebirgstheil, die zweite das Stufenland des Oregon inne hat, und die dritte die Seeküsten-Völker umfaßt.

Wilkes giebt die folgenden Namen: —

A. Im Gebirge.

1. Kitunaha oder Kutanie oben im Gebirge bis zu der Gabel, wo sich der Kutanie oder Flachbogenfluß mit dem Columbiastrome vereinigt.
2. Saptin oder Nez percés (die Nasendurchlöcherten) südlich von den vorigen am Kuskukiesfluß.
3. Punashli oder Bunacks, noch südlicher am Oberlauf des Lewis oder Schlangenflusses.

B. Im Stufenlande.

4. Soushwap oder Atnah im Gebiet des Fraserflusses. Diese sind mit dem zu den Koloschen gehörigen Volke Atnah nicht zu verwechseln.

5. Selish oder Flachköpfe 6. Pitschous 7. Walla-Walla 8. Wailaptu oder Cayuse (Skeiuse?) 9. Molele 10. Klamet oder Lutuami und Pataiks	sämmtlich am Mittellauf des Oregon und seiner Nebenflüsse.

C. Längs der Küste.

11. Clalams und Classet am Südufer der Fucastraße.
12. Nisqually, am Pugetsund.
13. Tschickieles, südlich und westlich von den vorigen.
14. Cowlitz, unter dem Gebirge am Rainer- und Helens-Berge.
15. Tschinuks, längs des Unterlaufs des Oregon bis zu seiner Mündung.
16. Callapu, südlich vom Oregonstrom.

17. Kilamuke 18. Jacon	unmittelbar an der Küste.
19. Umpqua 20. Shaste	südlich von den vorigen bis an die Gränze von Californien.

Die Gesammtheit dieser Oregon-Völker wird auf eine Zahl von zwanzigtausend geschätzt. Auf der Insel Nutka sind die Wakash und auf dem gegenüberliegenden festen Lande die Sluakus, die mit jenen verwandt sind.

XLV. Californier. Ueber die Sprachen der Volksstämme in Californien, vom Kap Mendocino bis zur südlichen Spitze der Halbinsel, weiß man sehr wenig. Möglich ist es, daß sie eine für sich bestehende Familie bilden, die aber sehr viele Glieder hat, denn nur allein zwischen St. Franzisco und St. Diego, auf einer Strecke von 180 Stunden Weges, werden siebenzehn Sprachen gesprochen, welche nicht als Mundarten einer einzigen, oder einer kleinen Anzahl von Muttersprachen angesehen werden können. Die folgende Nachweisung giebt einen ungefähren Ueberblick der californischen Völkerschaften, die sämmtlich, trotz langer Versuche, sie für die Gesittung zu gewinnen, in rohestem Naturzustande verharren: —

In Neu-Californien.

1. Chwachamaju, Olamentke und Kaïnama sind die Namen von Volksstämmen, welche zwischen Kap Mendocino und St. Francisco wohnen, und möglicher Weise Mundarten Einer Sprache reden.
2. Matalaos, Solsen und Quirotes wohnen um St. Francisco. Ihre Sprachen haben eine gemeinsame Quelle.
3. Guymen, ebenfalls um St. Francisco, haben mit vier andern Stämmen Eine Sprache.
4. Am Rio del Sacramento halten sich neun andere Stämme auf, darunter die Tscholovones, welche durch gemeinsame Sprache verbunden sind.
5. Aschastlier,
6. Runsienes, und
7. Escelen, sind drei verschiedene Stämme, deren jeder

sein eigenes Idiom spricht. Alle drei wohnen um Monterey. Hier werden auch Alchonen genannt.

In Alt-Californien, oder auf der Halbinsel.

8. Cotschimi im Norden der Halbinsel, haben eine selbstständige Sprache, von der die Laymonen in der Mitte der Halbinsel, eine Mundart reden.

9. Waicuren oder Guaicuren, in der Mitte, mit eigener Sprache.

10. Pericu, im Süden der Halbinsel, ebenfalls mit eigenthümlicher Sprache. Die Nachrichten, auf welche sich diese Liste stützt, sind aber sehr unsicher, und geben nur ein unbestimmtes Bild.

XLVI. Kamantschen. Unter diesem Namen fassen wir mehrere Völkerschaften zusammen, welche zwar verschiedene Benennungen führen, auch in ihren Sitten hin und wieder von einander abweichen, nichts desto weniger aber durch ihre Idiome so innig verbunden zu sein scheinen, daß nicht von einer Gruppe oder Familie verwandter Sprachen, wol aber von einer einzigen Nation die Rede sein kann, deren Glieder sich nur durch Dialektverschiedenheit unterscheiden. Diese Nation, unter den Indianern Nordamerika's im Lichte der Gegenwart die zahlreichste und mächtigste, hat einen sehr großen Verbreitungsbezirk; denn sie erstreckt sich vom Oregon-Gebiet, von den südlichen Zweigen des Columbia-Stroms bis zum Californischen Meerbusen einerseits und andererseits über die Cordilleren hinaus bis an den mexikanischen Meerbusen, wo sie jedoch in neuester Zeit durch Anglo-Amerikaner und deutsche Ansiedler in Texas zurückgedrängt wird. Die einzelnen Glieder dieser Nation sind folgende:

1. die Schoschonen oder Schlangen-Indianer. Sie bilden die nordwestlichste Abtheilung der Natur, und erstrecken sich fast von der Küste des Stillen Oceans bis an's Felsengebirge,

und von des Columbia's südlichen Zuströmen bis in die unbekannten Fernen der hintercalifornischen Wüsteneien.

2. Die eigentlichen Kamantschen, Camanches, Cumanches, auch unter dem Namen der Hietans, Jetans, Tetans, Paducas bekannt, sind vornehmlich auf der Ostseite der Cordilleren verbreitet, wo sie in Texas die größte und gefürchteste Indianer-Nation sind. Als Horden der Kamantschen werden genannt:

1) Die Kayguas, Cajugas, Kiawas, Kioways, welche mit der Horde

2) der Jutas in dem westlichen Lande am verbreitetsten sind, und zu beiden Seiten der Cordilleren vom Norden Neu-Mexico's bis zum Schlangenfluß und Rio Colorado zerstreut. Eine Abtheilung der Jutas bringt den Winter in den Gebirgsthälern nördlich über Taos zu.

3) Die Watepatahos.

4) Die Nanahos.

5) Die Kanenawish.

6) Die Katteka.

7) Die Dotame.

8) Die Kaskajas oder Hartherzigen (Baldhearts).

9) Die Caslahana.

10) Die Trotzköpfe (Baldkeads).

11) Die Tonquewa oder Tonqueys und

12) Die Waccons oder Wäbuh.

3. Die Arrapahos, d. h. Hundeesser, weil sie das Fleisch des Prairie-Hundes genießen, hausen südlich von den Schoschonen.

4. Die Apatschen, Apaches, sind auf der Ostseite der californischen Völker durch Neu-Mexico hindurch bis zu den Weide- und Jagdplätzen der Kamantschen verbreitet. Diejenigen, welche östlich vom Rio del Norte sich aufhalten, werden von den Spaniern in Mexico gewöhnlich Mezca-

leros genannt, nach einem bei ihnen beliebten Nahrungsmittel, Mezcal, der gebackenen Wurzel der Maguey-Pflanze; aber der weit zahlreichere Theil dieses Namens wohnt in den westlichen Gegenden, und ist unter dem Spottnamen Coyoteros bekannt, angeblich weil diese Indianer das Fleisch des Coyota, oder Prairie-Wolfs, essen. Man unterscheidet sechs Horden:

1) Tonto-Apaches; 4) Llanero-Apaches;
2) Gileno-Apaches; 5) Lipan-Apaches, und
3) Chiricague-Apaches; 6) Navajo-Apaches;

davon die zuletztgenannten Navajos oder Nabajoas eine Mundart reden, welche mit dem Dialekt der Jutas sehr nahe übereinstimmt, wiewol dieser mehr aus der Kehle und in einem tiefen Ton, wie bei Bauchrednern, gesprochen wird.

Im Allgemeinen scheinen aber die vier Haupt-Mundarten der Kamantschen-Nation nicht wesentlich von einander abzuweichen; und alle Horden, mit Ausnahme der schoschonischen, haben die spanische Sprache erlernt.

XLVII. Azteken. Wir betreten ein Gebiet der Neuen Welt, in welchem die Europäer bei der Entdeckung Amerika's Völker fanden, die der Mehrzahl nach in festen Wohnsitzen lebten, und sich, zur Erwerbung der Nahrungsmittel, den Beschäftigungen des Landbaues widmeten. Es waren halbaufgeklärte Kultur-Völker, bei denen sich aber die merkwürdige Thatsache zeigte, daß sie Sprachen redeten, die unter sich auch nicht im entferntesten Grade der Verwandtschaft zu stehen scheinen. Und dieses Verhältniß hat sich bis auf unsere Tage fortgepflanzt. In keinem Lande der Welt herrschen so viele, einander ganz fremde Sprachen, als in Mexico. Auf verhältnißmäßig kleinem Raume findet man nirgends wieder einen so großen Sprachen- und Völker-Wirwarr, als dort. Unter den vielen Nationen Mexico's und

des angränzenden Guatemala, deren man mindestens 36 durchaus verschiedene Sprachen nachweisen kann, waren aber die Azteken das zahlreichste Volk, wie sie es denn auch gegenwärtig sind; denn ihre Sprache, die man auch die mexikanische nennt, ist die eigentliche Landessprache in ganz Mexico und den centro-amerikanischen Staaten, und wird von Santa-Fe in Neu-Mexico bis zum See von Nicaragua vom Volke gesprochen, vorzugsweise von den Bewohnern des Tafellandes, mit Ausnahme jedoch des Plateaus, auf welchem die Hauptstadt Mexico liegt, denn hier wohnen —

XLVIII. Otomiten, die sich vom nördlichen Theil des mexicanischen Thals südwestlich bis zum Thale von Tolocan verbreitet haben, und deren Sprache, nächst der aztekischen die allgemeinste in Mexico ist. Von den übrigen —

XLIX. Mexikanischen Völkern, die zum größten Theil nur klein sind, kann hier nur das Verzeichniß ihrer Namen eingeschaltet werden, indem wegen ihrer Wohnsitze, die sich von Sonora in Mexico bis Costarica an der Landenge von Panama erstrecken, auf des Verfassers größeres Werk über die „Völker des Erdballs", und auf seinen Physikalischen Atlas, Ethnographische Abtheilung Nro. 15 verwiesen werden muß. Die Sprachen dieser Nebenvölker Mexico's heißen folgendermaßen:

1. Matlazinca.	8. Maya. }	15. Topia.
2. Tarasca.	9. Poconchi. }	16. Xirima.
3. Pirinda.	10. Huasteca.	17. Sicuraba.
4. Zapoteca.	11. Totonaca.	18. Hina.
5. Mixteca.	12. Cora.*	19. Huimi.
6. Popoluca.	13. Huitcole.	20. Tuba.
7. Mixa.	14. Tepehuana.	21. Tarahumara.*

Anmerkung. Die mit einem * bezeichneten Sprachen stehen in entfernter Verwandtschaft mit der aztekischen Sprache. Die zusammengeklammerten Sprachen 8 und 9 sind unter sich verwandt.

22. Zuaque.	28. Opata.	34. Orotina.
23. Guaima.	29. Pima.	35. Pira.
24. Guazave.	30. Eudeba.	36. Xumana.
25. Maya.	31. Yaqui.	37. Lana.
26. Zon.	32. Cacchiquil.	38. Zura.
27. Huite.	33. Chontal.	39. Moqui.

40. Pecuri u. s. w.

B. Indianer Süd-Amerika's.

Den Bemühungen anglo-amerikanischer Sprachforscher ist es gelungen, die verschiedenen Indianerstämme der nördlichen Hälfte der Neuen Welt nach der Verwandtschaft ihrer Mundarten in gewisse Hauptsprachen und Völkerfamilien zu vertheilen. Nicht so ist der Erfolg gewesen bei den südamerikanischen Nationen; sei es nun, daß die Forschungen, denen man ihre Sprachen unterworfen hat, nicht über die erforderlichen Grundlagen verfügen konnten, oder diese Nationen in linguistischer Beziehung so unendlich zahlreich gespalten sind, daß eine Verwandtschaft der Zungen wirklich nicht stattfindet. Dennoch ist eine Klassification nothwendig, um in dem Wirwarr von Nationen- und Sprachen-Namen nicht den Faden zu verlieren; und darum hat man für die südamerikanischen Völker, wie es schon oben bei den mexikanischen geschehen ist, gewisse Abtheilungen angenommen, die sich theils auf die geographische Vertheilung der Wohnplätze dieser Völker, theils auf ihre körperlichen und moralischen Eigenschaften und deren unterscheidende Merkmale stützen. Von diesem Standpunkte hat man die Indianer Südamerika's in drei große Klassen gebracht, nämlich in 1) Ando-Peruaner, oder die Bewohner der Andeskette; 2) Pampa-Völker, oder die Bewohner der großen Ebenen, welche sich auf der Ostseite der Cordilleren erstrecken, und den Namen der Pampas führen; und 3) Brasilische Völker, die Bewohner von Brasilien. Eine jede die-

ser Klassen zerfällt dann wiederum in gewisse Zweige; so die Klasse der Ando-Peruaner in die 4 Zweige der Cundinamarcaner, Peruaner, Antisaner, Araucaner; die Klasse der Pampa-Völker in die 3 Zweige der eigentlichen Pampaner, der Chiquitos- und der Moros-Nationen; die dritte Klasse in die 2 Zweige der Guarani-Nationen, und der übrigen nicht unter sie gehörenden Volksstämme Brasilien. Jeder Zweig besteht dann aus einer gewissen Anzahl von Nationen, oder derjenigen Vereinigungen von Menschen, welche eine, aus einer gemeinsamen Quelle entsprungene Sprache reden. So haben wir für die Indianer-Völker der Südhälfte der Neuen Welt neun Hauptgruppen, die wir jetzt der Reihe nach aufzählen wollen.

I. Cundinamarcaner. Das Gebirgsland, welches, auf der Nordseite von Los Pastos, von den drei nördlichsten Ketten der Cordilleren erfüllt ist, nannten die Muïscas zur Zeit, als die ersten spanischen Soldaten und Abenteurer den Boden Südamerika's betraten, Cundinamarca. Weil jedoch seine physische Beschaffenheit an das Königreich Granada in Europa erinnerte, so tauften die Spanier dieses Land um, und nannten es Neu-Granada. In neuerer Zeit ist aber der alte Name wieder hervorgesucht, und einer Provinz der heutigen Republik Neu-Granada beigelegt worden. Von diesem Cundinamarca nun entlehnen wir die Benennung des ersten Zweigs der Ando-Peruaner, der sich im Allgemeinen über das Gebiet von Neugranada, und den nördlichen Theil der Republik Ecuador erstreckt, so weit diese Staaten auf dem Hochlande der Andesketten liegen. Zu diesem ethnographischen Zweige gehören folgende, sprachlich verschiedene Nationen:

1. Die Muïscas oder Moscas, zur Zeit der Eroberung ein seßhaftes, ackerbauendes und civilisirtes Volk, wenn auch nicht in dem Grade als die Azteken und Kichuas,

doch ein großes Reich bildend. Es saß, und sitzt noch in seinen Nachkommen, in dem heute wiederum den Namen Cundinamarca führenden Theil von Neu-Granada, d. i. — auf der östlichen Cordillere und deren Abhängen bis zum Magdalenen-Thal hinab. Die Muïsca- oder Tschibtscha-Sprache war die Landessprache des ganzen Reichs; jetzt ist sie auf einen kleinen Theil des Volks beschränkt, in dem dieses seine Muttersprache gegen die indogermanische Sprache der Spanier vertauscht und die christliche Religion und Civilisation freilich nach seiner Weise angenommen hat.

2. Die Pantsches, ein rohes Volk, welches die Wohnländer der Muïscas umgiebt, und seine eigene Sprache hat.

3. Die Goahiros, mit den Cocinas, welche eine Mundart der Goahiro-Sprache reden, wohnen in dem antillischen Küstenlande zwischen dem Meerbusen von Maracaïbo und dem Rio Hacha, und haben die englische Mundart der germanischen Sprache erlernt, weil sie mit den Engländern von Jamaïca in vielfachem Handelsverkehr stehen.

Die Indianer-Völker in den westlichen Gegenden von Neu-Granada, in Popayan, Choco, Neïva u. s. w. sprachen, außer der Tschibtscha oder Muïsca alle ihre besonderen Idiome, die nach den zahlreichen Horden ebenfalls sehr zahlreich waren. Aber der größte Theil dieser Horden ist in den Eroberungskriegen und im ersten Jahrhundert der Spanischen Herrschaft ausgerottet, und was davon übrig geblieben, hat die heimischen Sprachen vergessen, und die spanische angenommen.

LI. Peruaner. So nennen wir die Gruppe weniger Nationen, welche die Hochebenen der Andes und ihre Abhänge von Quito, oder dem Aequator an bis zur nördlichen Gränze von Chile bewohnen. Der Name ist auch hier ein geographischer, vom Lande Peru entlehnt, aber in der größeren Ausdehnung des Begriffs in dem älteren Umfange des Peru-Reichs, über welches die Inca herrschten, als die Spanier

nach Südamerika kamen. Zu diesem Zweige der Ando-Peruaner gehören folgende Nationen, die sämmtlich Christen geworden sind, und die europäische Kultur — in ihrer Weise — angenommen haben:

1. Die Kitschuas, oder in spanischer Schreibweise Qquichuas (worin das erste q ganz hinten aus der Kehle geholt und gleichsam — gekrächzt wird), ein großes, in seiner Art hochcivilisirtes Volk, das einen mächtigen, nach seinen Beherrschern, das Inca-Reich genannten Staat gestiftet hatten, welcher die ganze Andes-Kette, in der oben angeführten Ausdehnung, umschloß, der aber von den Spaniern zerstört wurde. Die Kitschua- oder Inca-Sprache ist aber nicht, wie die Muïsca, ausgestorben, sondern noch heute die allgemeine Landessprache im Hochlande und dem Küstenstrich von ganz Peru und eines Theils von Bolivia, Ecuador und der nordwestlichen Provinzen des Laplata-Stroms, wie die aztekische Sprache die Landessprache in Mexico ꝛc. geblieben ist.
2. Die Aïmaras wohnen auf einer Insel mitten in dem Sprachgebiet der Kitschuas, in dem Bezirk an einander stoßender Gränzprovinzen von Peru und Bolivia, welcher den großen Titicaca-See fast zum Mittelpunkt hat. Auch diese Nation zählte unter den civilisirten Völkern, als die Spanier die amerikanische Erde betraten, ja ihre Kultur ist noch älter, als die der Kitschuas, welche erst durch die Aïmaras für die Gesittung gewonnen wurden. Die Aïmara-Sprache, die von der Kitschua ganz verschieden ist, hat sich wie diese ebenfalls erhalten, und wird nicht allein von der zahlreichen Nation selbst, sondern auch von den Nachkommen der ersten spanischen Ankömmlinge, allgemein als Landessprache gesprochen.
3. Die Puquieas, und —
4. Die Junka-Motschicas waren zur Zeit der Eroberung

weit verbreitete Nationen im Bereich der Inca-Monarchie, und ihre Sprachen gehörten ebenso zu den allgemeinen Landessprachen, wie die Kitschua und Aïmara, von denen sie sich radikal unterschieden. Die Puquieas saßen vornehmlich auf den Inseln im Titicaca-See, die Junka-Motschicas in den Ebenen; ihre Idiome scheinen auch jetzt noch stellenweise im Munde des Volks zu sein.

5. Die Atacamas in den Provinzen Tarapaca und Atacama, und —

6. Die Tschangos an der Küste dieser Provinzen, sind schwache Reste sonst mächtiger Nationen, die mit den vorhergehenden Völkern in gar keiner Sprachverwandtschaft stehen.

LII. Antisaner. Den Namen Antis gaben die Incas den Ländern, welche östlich von den Gebirgen von Cuzco liegen, und darum nannten sie die östliche Kette Antis, woraus die Spanier Andes gemacht, und diese Veränderung des ursprünglichen Namens mit Unrecht auf beide Gebirgsketten von Peru in Anwendung gebracht haben. Von dieser Inca-Benennung ist der Name der antisanischen Völkergruppe abgeleitet, deren Wohnplätze über die heißen und feuchten Regionen des östlichen Abfalls der Andes in Bolivia und Peru verbreitet sind, von Santa Cruz de la Sierra, im 17° südl. Breite, bis gegen Cundinamarca hin, etwa im 4° nördlicher Breite, einen schmalen Streifen bildend, der in seiner größten Breite, da wo er vom Maranjon gekreuzt wird, nur etwa 75 d. Meilen beträgt.

Die Zahl der Nationen, welche in dieser Gruppe zusammen zu bringen sind, ist sehr groß, und läßt sich auf mindestens 60, sprachlich verschiedene Völker anschlagen. Ihre sanften und wohlklingenden Sprachen gleichen nicht im mindesten, oder doch nur in höchst seltenen Fällen, den Idiomen der Kitschuas und Aïmaras, die voll harter Kehllaute sind,

und an Menge der Konsonnanten, an rauher und ruckweiser Weitschweifigkeit vielleicht alle Sprachen der Welt übertreffen.

Da wir so wenig Kenntniß von den Sprachen der antisanischen Völker besitzen, so würde es nutzlos sein, all' die Namen hier aufzuzählen, welche man als Bezeichnung von eben so vielen verschiedenen Stammsprachen und Nationen anzugeben pflegt, unter denen aber viele Synonymen sein können. Folgende Namen mögen genügen; sie bezeichnen Nationen, nach der geographischen Lage ihrer Wohnplätze von Süden nach Norden gezählt.

1. Yurak kari.
2. Mocetenen.
3. Tacanas.
4. Maropas.
5. Apolistas.
6. Tscheutschos.
7. Herisebocanas.
8. Comavas.
9. Antes.
10. Campas.
11. Piros.
12. Caschibos.
13. Panos.
14. Tschamicuros.
15. Scharos.
16. Scheberos.
17. Maïnas.
18. Kischos.
19. Ikitos.
20. Jameos.

Alle diese Nationen, so wie die übrigen nicht aufgeführten, sind kleine, mit geringer Volksmenge, und stehen meistens in den ersten Anfängen der Kultur; viele sind die rohesten Jäger und Fischer, von einigen, namentlich den Caschibos, wird berichtet, daß sie Anthropophagen seien.

LIII. Araucaner. Das ist kein geographischer, sondern ein ethnographischer Name, der den südlichsten Zweig der Ando-Peruaner bezeichnet, welcher auf der Nordseite da beginnt, wo die Peruaner, im Besondern die Kitschuas, aufhören, und die ganze chilesische Andeskette und ihre mittägliche Fortsetzung bis an die Magalhaens-Straße und darüber hinaus, das Feuerland besetzt hält. Er besteht aus zwei Nationen, diese sind —

1. Die Araucaner, Araucanos der Spanier, welche auch ihrer Seits in zwei Abtheilungen zerfallen:

1) Araucaner auf der Westseite der chilesischen Andeskette, und diejenige Abtheilung der Nation, welche zuweilen Ackerbau treibt, und bei denen man

a. Tschonos südlich von Valdivia,

b. Eigentliche Araucanos, in der Landschaft Arauco, und

c. Pehuentsches, die im Gebirge leben,

unterscheiden kann.

2) Aucas. Unter diesem Namen, der im Allgemeinen auch der ganzen Nation zukommt, versteht man im Besondern diejenige Abtheilung, welche auf der Ostseite der Andes als wilde Jäger oder barbarische Nomaden und Raubgesellen in den Pampas umherschwärmen, und die ihrer Seits als

a. Ronkelas in den Pampas wohnen, und als

b. Tschilenos (von Chile so genannt) um die Quellen des südlichen Rio Negro ihre Weideplätze haben.

Trotz dieser Spaltung in mehrere Abtheilungen umschlingt das araucanische Volk nichts desto weniger das Band nur einer einzigen Sprache, die als umfangreich, gemessen und wohlklingend geschildert wird, ohne die furchtbaren Kehllaute, welche ein Merkmal der Sprachen der peruanischen Bergvölker sind.

2. Die Feuerländer machen die zweite Nation der araucanischen Gruppe aus. Sie wohnen zu beiden Seiten der Magalhaensstraße, nördlich bis zur Elisabethinsel, östlich bis zum Hungerhafen (Port Famine) südlich das ganze Feuerland erfüllend, daher ihr Name zur Unterscheidung von den Araucanern, mit deren Sprache die ihrige in nicht ferner Verwandtschaft zu stehen scheint. Sie sind armselige Jäger und Fischer und rastlose Küstenfahrer, ein kleines

Häufchen in einzelnen Familien. In den frühesten Berichten über sie werden sie Pescheräh's genannt, und in zwei Hauptrotten getheilt, deren Namen verschieden angegeben sind.

LIV. Pampa-Völker. Sie erfüllen die weiten Steppen und Einöden des östlichen Südamerika vom Südrande des Kontinents bis zur Mündung des Plata-Stroms, und darüber hinaus innerhalb seines Wassergebiets am Uruguay hinauf, und am Parana bis Groß-Chaco und die innersten Gegenden des Erdtheils. Auf der Westseite von den Araucanern und Peruanern begränzt, stoßen sie gegen Osten, bis zum Plata, an's Meer, und weiter hinauf an die Guaranei-Nation, die sie auch zum Theil gegen Norden zu Nachbarn haben; den andern Theil ihrer nördlichen Nachbarschaft bilden die Tschiquitos-Völker.

Die Sprachen der zu dieser Gruppe zu zählenden Nationen haben unter sich eine große Aehnlichkeit, soweit es auf Ton und Formen ankömmt; alle zeichnen sich durch Nasen- und Kehltöne, einen völligen Mangel an Wohllaut und ganz besonders durch Ueberhäufung von Consonnanten aus, lauter Eigenschaften, welche an die peruanischen Sprachen erinnern. Aber diese Analogien reichen nicht hin auf einen gemeinsamen Ursprung der Pampa-Idiome zu schließen, im Gegentheil sind diese unter sich radikal verschieden. Das aber ist durch die neueren Untersuchungen festgestellt, daß die Anzahl dieser Sprachen bei weitem nicht so groß ist, als man früher vorausgesetzt hat. Die ganze Reihe dieser Idiome, die sonst fast in's — Unendliche fortgesetzt wurde, läßt sich auf zehn, vielleicht noch weniger, beschränken. Jene ungeheure Menge rührte hauptsächlich daher, daß man die synonymen Namen Eines Volks, und bloße Horden oder Stämme derselben Nation für eben so viele sprachlich verschiedene Völker annahm. Die gleichdeutigen Benennungen der zehn Nationen, welche

die Pampa-Reihe bilden, werden hier eingeschaltet, um zu zeigen, welch' ein Gewirre in den früheren ethnographischen Verzeichnissen geherrscht hat. Die Völker werden nach der geographischen Lage ihrer Wohnplätze von Süden nach Norden an einander gereiht; demnach haben wir zunächst das südlichste zu nennen, nämlich: —

1. Tehueltsches, Tehuelhet; das sind die Patagonier oder Großfüße, von Magalhaens Meerenge bis zum Rio Negro und selbst darüber hinaus. Sie heißen bei den Feuerländern Tiremenen; bei den Tschonos Caucahues (bei Bougainville Chacua, sprich Scha-ua); bei den Aucas Huilitsche, d. i. südliche Menschen. Zerfallen in zwei Abtheilungen:
   1) Tehueltsche, nördliche Patagonier,
   2) Joaken, südliche Patagonier.
2. Pueltsches, so nennt sich diese Nation selbst, die zwischen dem Rio Negro und dem Rio Colorado ihre Wohnplätze hat. Auch bei den Aucas heißt sie so, bei den Großfüßen dagegen Jonec. Zur Zeit der spanischen Eroberung wurde sie Kerendis genannt.
3. Tscharruas, einst ein mächtiges Volk, von dem nur schwache Reste am Uruguay übrig geblieben sind. Von den ausgerotteten Stämmen werden genannt: Minuanes, Yaros, Bohanes, Tschanas.
4. Tobas oder Mbocobis; sie haben ihre Wohnplätze in Groß-Chaco und heißen bei den Mataguayos Guanlang; bei den Lenguas Natacoet und Jacanabacte; bei den Abipones Caliazec. Horden-Namen sind: Pitilagas (Petilagas), Aguilots (Aquilotes), Matschicuys, Malbalas, Tanjos.
5. Mataguayos, in Groß-Chaco, besonders am Fuß der Andesketten, theilen sich in

1) Mataguayos oder Tagleleys, und diese wiederum in
   a) Tschanes (Guanas?); b) Vilelas (Velelas); c) Yons.

2) Matacos oder Aneleys, die in
   a) Bajosos oder Tationes; b) Tschunipis (Tschumipis) und c) Ocoles zerfallen.

Pater Lozano theilt die Mataguayos ein in
Coronados,
Curumatas,
Tentas, Taunies, Tayinuis? Tationes?
Isitineses, und
Orystineses.

6. Abipones oder Calleges, sonst eine große Nation, jetzt nur noch in wenigen Individuen vorhanden. Synonymen: Mepones, Ecusgina, Lenguas? Quiabanabaite, Enimagas, Kenuas, Kinoas.

7. Lenguas, ein Name, der diesem Volke von den Spaniern beigelegt worden ist, wegen des bei ihm herrschenden Gebrauchs, eine breite Quappe zu tragen, was aussieht, als hätten sie eine zweite Zunge. Die Lenguas nennen sich selbst Shuiadsche (Juiadge). Sie heißen bei den Payaguas Cadalu; bei den Tobas Cocoloth; bei den Enimagas Catschaboth; bei den Matschicuys Kiesmagpipo. Der ganz kleine Rest dieses Volks wohnt in Groß-Chaco.

Enimagas } bei Azara genannt, Stämme dieser Nation?
Gentuses }

8. Payaguas, Agacos der alten Historiker der Eroberungszeit, wohnten damals am Parana. Synonymen: Sarige, Cadige, Siacuas und Tacumba, bei Azara.

9. Mbayas, im nördlichen Theil von Groß-Chaco, noch ziemlich zahlreich.

10. Guaycurus, von denen man glaubte, daß sie eine erloschene, oder unter einem andern Namen in Groß-Chaco vorkommende Nation seien. Sie selbst nennen sich Enacagas oder Eyiguayegi. Synonym: Aycuras; von den Portugiesen und Spaniern Cavalheiros, Räuber genannt. Sie wohnen jetzt hauptsächlich an der Ostseite des Parana zwischen 19° ½ und 23° ½ südlicher Breite und zerfallen, nach einer Angabe in 7 Horden:

Pagathateo, Tschagateo (die beiden stärksten), Adioco, Atiadeo, Oleo, Laudeo und Cadioco;

oder, nach einer andern Angabe in vier Horden:

Codollate, Taquiyiqui, Napinsiqui, und Ipi quayiqui.

Alle diese Völker sind für den Ackerbau, also ein seßhaftes Leben nicht gewonnen worden, es sind umherschwärmende Jäger, oder Hirten; und nur einige bauen dann und wann auch das Erdreich, um Nahrungsmittel zu gewinnen.

LV. Tschikitos-Völker. In der spanischen unter den romanischen Mundarten bedeutet das Wort Chiquito „sehr klein." Dies wendeten die Spanier auf die hier in Rede seienden Indianer an, nicht wegen ihrer kleinen Statur, sondern, weil die Eingänge zu ihren Hütten so niedrig waren, daß man nur kriechend hinein gelangen konnte. Diese Völker waren von Anfang an seßhafte Ackerbauer, besaßen daher einen gewissen Grad der Kultur, der indessen der höheren Gesittung der Peruaner sehr fern stand. Seit den ersten Zeiten der Eroberung sind sie für das Christenthum gewonnen worden, zu welchem Zweck sie in Dorfschaften vereinigt wurden, die man Missionen nannte. Die Gesammtheit dieser Missionen machen die Provinz Chiquitos aus, welche zum Staatsgebiet der heutigen Republik Bolivia gehört. Man unterscheidet eilf verschiedene Nationen, mithin auch eben so viele Sprachen, die sich durch sanften Ausdruck und Wohlklang von den rauhen Mundarten der Pampa-Völker unterscheiden,

und sich den Zungen der Antisaner nähern. Die ansehnlichste dieser Nationen ist die der Tschiquitos im engern Begriff, die in nicht weniger, denn 36 Stämme mit verschiedenen Mundarten zerfällt, und zwar: —

1. Tschikitos, sind in zehn Missionen folgender Maßen vertheilt:

Stämme	Mission	Stämme	Mission
Piocakas	Mission St. Xavier.	Mokokas	Mission Concepcion.
Kemekas		Cuzikias	
Kurikias		Cuzikias	
Punasikias		Jurucaritias	
Schamanacas		Tapacuracas	
Pekikas	Mission St. Miguel.	Sonjepikas	Mission St. Ignacio.
Sarakas		Kehucikias	
Parahakas		Guarojokas	
Guassorotsch		Samanukas	
Jassoros		Piokokas	
Guarajos		Schuruberekas	
		Punasikias	
Guassarokos	Mission Sta. Anna.	Boros . .	Mission St. Juan.
Schamanukos		Makaranjys	Mission Santiago.
Matahukas	Mission St. Raphael.	Machamanukas	
Huatasis		Matahukas	
		Mataiminikas	
Tschamanukas	Mission St. Jose.	Matahukas	Mission Santo-Corazon.
Perokikiess		Boros	

2. Samukus. Synonymen: Coroïnos, Careras, Uguronas, Ibirajas; Ninakigilas, Agitegneditschagas. Zerfallen in vier Stämme: Samukus, Morotokos, Potureros, Guaranjocas. Theils Heiden geblieben, theils in Missionen.

3. Soravecas in Sta. Anna und Casalvaco.

4. Otukes, Otuquis, in Santo Corazon und Santiago.

5. Curuminacas in Sta. Anna und Casalvaco.

6. Covavecas in Sta. Anna.

7. Curaves in Corazon.
8. Tapiis in Santiago.
9. Curucanecas in St. Raphael.
10. Corabecas ebendaselbst.
11. Païconecas, Païconces, mit den Paunacas, in Concepcion.

So zahlreich die Nationen dieser Gruppe sind, so ist doch ihre Individuen-Menge sehr gering. In dieser Beziehung sind die Tschikitos-Völker die kleinsten unter allen südamerikanischen Völkergruppen.

LVI. Mochos-Völker. Größer ist die Zahl der Indianer in der Gruppe, welche man nach ihrer Hauptnation und nach der Provinz, in der sie wohnen, die mochische nennt (Moxos im Spanischen, Mochos nach deutscher Aussprache, Mossos nach italiänischer). Diese Völker schließen sich nordwestlich an die vorigen an, während sie gegen Westen die Antisaner, auf den beiden andern Seiten aber die Guaranis zu Nachbarn haben. Nordwärts der Provinz Moxos, die ebenfalls einen Bestandtheil der Republik Bolivia ausmacht, erstrecken sich die Mochos-Völker muthmaßlich längs des Madeira-Stroms ins Brasilianische Staatsgebiet. In körperlicher und moralischer Beziehung ziemlich nahe mit den Tschikitos-Völkern übereinstimmend, auch in Lebensweise, Sitten und Gebräuchen ihnen ähnlich, unterscheiden sich die Sprachen der mochischen Nationen durch größere Härte und nähern sich den Idiomen derjenigen Pampa-Völker, welche in Groß-Chaco wohnen. Die Nationen dieser Gruppe sind die —

1. Mochos, die zahlreichste unter ihnen, die in zwei Stämme: Baures und Mutschojeones, zerfällt.
2. Tschapakuras, die sich selbst Huatschi nennen, auch Tapakuras genannt, und gleichbedeutend mit Kitemokas. Als Tschaphkuras in der Mission Carmen; als Kitemokas in Concepcion de Chiquitos bekannt. Ob Guatschika?

3. Itonomas.
4. Canitschanas, Canicianas.
5. Movimas.
6. Cajuvavas, Cajubabas, Cahans.
7. Itenes.
8. Pacaguaras.

Auch diese Völker sind in Missionen vereinigt worden; einige von ihnen glauben, das Christenthum bestehe im wildesten Fanatismus, sie legen sich die strengsten Fasten und blutige, unmenschliche Pönitenzen auf.

LVII. Guaranis oder Cariben. So sind die südamerikanischen Völker zu nennen, welche, obwol sie unter den verschiedensten Namen bekannt geworden, dennoch als ein einziger Sprach- und Volksstamm zu betrachten sind, in welchem zwar die manchfaltigst klingenden Zungen und Mundarten zum Vorschein kommen, diese aber in so naher Verbindung stehen, daß nicht blos die Familien-Aehnlichkeit nirgends zu verkennen ist, sondern offenbar Eine Sprache, mit verschiedenen Dialekten, angenommen werden muß. Vom Plata-Strom durch ganz Brasilien und die Guiana bis zum Antillen-Meer verbreitet, dessen kleinere Inseln zur Zeit der Entdeckung der Neuen Welt von ihr besetzt war, ist diese Nation, oder diese Völkerfamilie über den größten Theil von Südamerika verbreitet, und in den südlichen Ländern, wo sie unleugbar ihren Ursprung genommen hat, vornehmlich unter dem Namen Guarani, im mittlern Brasilien, das heißt in denjenigen Provinzen dieses Reichs, welche am meisten angebaut sind, unter dem Namen Tupi, in den Guiana-Ländern unter dem Namen Caribi bekannt. Diese Völkerfamilie, oder Nation, wofür sie unleugbar zu nehmen ist, zeichnet sich vor allen übrigen amerikanischen Völkern, welche ein Nomadenleben führen (denn die wenigsten ihrer Abtheilungen sind Ackerbauer), nicht allein durch ihre große geographische Ver-

breitung, sondern auch durch Volksmenge aus, in welcher Hinsicht sie unmittelbar hinter den ackerbauenden Kitschuas folgen, und mit den Aïmaras muthmaßlich auf gleicher Höhe stehen. Die Bedeutung dieses Volks springt auch dadurch ins Auge, daß seine Sprache die allgemeine Verkehrs- und Umgangssprache (Lengua geral) in dem europäisch kultivirten Reiche Brasilien, nicht blos bei den Guaranis oder Tupis selber, sondern auch bei den übrigen Nichttupi-Völkern geblieben, und als solche sogar auf die Portugiesischen Ansiedler übergegangen und von diesen auf grammatische Gesetze zurückgeführt worden ist. Sie ist die allgemeine Sprache in den Seeprovinzen von Brasilien, von der Katharinen-Insel bis zur Mündung des Amazonen-Stroms. Nur die nördlichste Abtheilung dieser Nation, diejenige, welche im Stromgebiet des Orinoco verbreitet ist, und die wir als Caribi bezeichnen, steht nicht in so enger Sprachverwandtschaft zu den übrigen Gliedern, daß man sie unbedingt als Theil einer einzigen Nation ansehen könnte. Für diese Abtheilung tritt daher der Begriff der Familie in sein Recht, so zwar, daß die Idiome der Cariben zwar einen gemeinsamen Ursprung mit den guarani-tupischen Dialekten gehabt, sie aber dennoch im Lauf der Zeiten und der Wanderungen dieser Völker mehr oder minder auffallende Veränderungen erlitten haben. Scheidet man die zahlreichen Synonymen in den Namen der einzelnen Guarani-Stämme aus, so verbleiben dennoch wenigstens noch 60 Benennungen für eben so viele Zweige der Nation übrig. Aber auch diese hier alle namhaft zu machen, scheint um so überflüssiger zu sein, als sie in des Verfassers größerem Werke über die Völker des Erdballs so viel als möglich vollständig zusammengestellt worden sind. Daher wird es nur auf die hauptsächlichsten ankommen. Nach der geographischen Lage ihrer Wohnplätze kann man die Nation in folgende Abtheilungen bringen.

1. Guaranis oder Tupis.

1) Die südlichen Guaranis oder Tupis, welche den reinsten und wortreichsten Dialekt sprechen, wohnen, als schwache Reste eines sonst mächtigen Stammes in Paraguay, Monte-Video und der brasilischen Provinz Rio grande do Sul (mit 6 Stämmen).

2) Die östlichen Guaranis, die eigentlichen Tupis oder Tupinambas, sind über die Seeprovinzen von Brasilien, bis zum Amazonen-Strom, auch in San Paulo, zerstreut. Ihr Dialekt ist zur Lengua geral erhoben (8 Stämme).

3) Die nördlichen Tupis leben, als kleine Ueberreste in Para, und auf beiden Seiten des Amazonen-Stroms bis Tupi-nambarana, und sprechen einen eigenthümlichen Dialekt der Lengua geral (9 Hauptborden, darunter die Omaguas).

4) Die Tupis im Innern von Brasilien sind die einzigen ihrer Nation, welche in vollständiger Unabhängigkeit von europäischem Einflusse leben. Es sind ihrer nur zwei Stämme bekannt, die sich am Oberlauf des Tapajos befinden.

5) Die westlichen Guaranis sind zum Theil (zwei Stämme) von der Masse der Nation abgesondert, indem sie ihre Wohnsitze am östlichen Fuß der Andeskette haben, rings umgeben von Ando-Peruanischen und Pampa-Nationen; andere Stämme (6) sind auf brasilischem Gebiet.

2. Cariben.

Ihre Wohnsitze sind auf der Nordseite des Amazonen-Stroms in Guiana, vornehmlich im Gebiete des Orinoco. Zu dieser Abtheilung lassen sich mindestens 25 Stämme, Horden, rechnen, die verschiedene Mundarten, oder vielleicht Töchtersprachen einer gemeinsamen Muttersprache reden, die mit dem Guarani oder Tupi in der nächsten Verwandschaft steht; und diese Töchtersprachen zerfallen wiederum in eine sehr große Anzahl von Dialekten. Die wesentlichsten dieser Stämme sind:

1) Die eigentlichen Cariben, die sich selbst Carina, Calina oder Callinago (in der Sprache der Männer) und Calliponau (in der Weiber-Sprache) nennen; Synonymen: Caribi, Carivas, Caribise, Caripina, Caripuna, Galibi, Calibi, Caraïben, lauter veränderte Formen des Wortes Guarini, was Krieg, Krieger bedeutet. Die Cariben, einst ein so mächtiges Volk von Eroberern, welches in den Tagen der Entdeckung Amerika's von der Mündung des Amazonen-Stroms über ganz Guiana und über die kleinen Antillen bis zu den Jungfrau-Inseln verbreitet war, ist auf ein kleines Häufchen zusammen geschmolzen, das in den nach ihm genannten Missionen der Llanos von Venezuela, am Paragua, obern Caura und an den Quellen der Zuflüsse des Essaquibo und Amazonenstroms vereinigt ist.

2) Die Arawacken im Britischen Antheil von Guiana.

3) Die Tamanaken auf der Ostseite des untern Orinoco, wozu die Tschaymas in Cumana gehören.

4) Die Maypuros, in der Guiana zum Theil in Missionen, deren Sprache sich an die tamanakische anschließt. Diese aber steht zum Caribischen, und durch dieses zur allgemeinen Guarani- oder Tupisprache ungefähr in demselben Verhältniß, wie die deutsche und griechische Sprache zur Sanskrita-Sprache.

LVIII. Botokuden oder Aymoren. Unter der Masse des Guarani-Volks leben in Brasilien eine Menge anderer Nationen, unter denen die Botokuden durch ihre Volkszahl eine namhafte Stelle einnehmen. Sie haben ihre Wohnsitze vornehmlich in der Provinz Espirito Santo zwischen den Flüssen Doce und Rio Grande da Belmonte. Den Namen Botokuden haben sie aus der Tupisprache empfangen, wegen des Gebrauchs, sich ein rundes Stück Holz, Botoke genannt, durch die Unterlippe zu stecken, wodurch sie ein scheußliches Ansehen bekommen. Aymora ist wahrscheinlich

der Name eines ihrer Stämme, die sich selbst aber, zusammengenommen, Engeräcknung nennen. Zwischen ihrer Sprache und der Tupi besteht gar keine Aehnlichkeit.

LIX. Brasilische Völker, welche nicht zum Guarani-Sprachstamm gehören, giebt es, außer den Botokuden, eine so große Menge, daß man ihrer mindestens 200 aufzählen kann, wie in den „Völkern des Erdballs," I. S. 380 bis 390, geschehen ist. Indem auf dieses Werk verwiesen werden muß, das die Namen und die über ganz Brasilien zerstreuten Wohnplätze all' dieser Nationen nachweist, möge hier nur des einen Volks der Puris gedacht werden, weil es am bekanntesten geworden ist. Die Puris leben gleichfalls im Innern der Provinz Espirito Santo, und zu ihnen gehören, mit dialektischer Verschiedenheit, die Goïtacas oder Coroados, d. h. Gekrönte, und die Coropos. Ob man unter diesen vielen Völkern Brasiliens dereinst, wenn es gelingen sollte, ihre Sprachen zu studiren, gewisse Verwandtschaftsgrade zu entdecken und es alsdann möglich sein werde, die große Menge der Nationen auf verhältnißmäßig wenige Sprachstämme, Sprachfamilien und Gruppen zurückzuführen, wie es bei den Indianern Nordamerika's der Fall gewesen ist, muß der Zukunft überlassen bleiben. Dieselbe Bemerkung läßt sich auch auf die letzte Gruppe der südamerikanischen Nationen, auf die

LX. Orinoco-Völker anwenden, unter welcher Benennung die außerordentliche, mindestens auf 150 steigende Anzahl von sprachlich verschiedenen Völkerschaften und Volksstämmen verstanden wird, die, unabhängig von den Cariben, die Gegenden des Orinoco-Stroms, seiner Verzweigungen und Zuflüsse bewohnen. Die Spaltung der Menschheit in Brasilien und am Orinoco in so unzählige Zungen erregt in der That das höchste Erstaunen, besonders wenn man erwägt, daß die Bevölkerung dieses Erdraumes nur äußerst schwach ist, wie es bei umherschwärmenden Jägern und Fischern, wie

sie es mehrentheils alle sind, nicht anders sein kann, und daß sie in körperlicher Gestalt, Temperament, Neigungen, Sitten und Gebräuchen und Lebensweise übereinstimmen. Oft stößt man auf eine Sprache, die nur von einer einzigen Familie, oder nur von einigen verwandten Individuen gesprochen, aber von Niemand anders verstanden wird, so daß diese Familie, dieses Paar Individuen, den Begriff einer Nation oder eines Volkes darstellend, durchaus isolirt ist, und mit keinem seiner Nachbarn in Verkehr treten kann. Von diesen zahlreichen Orinoco-Völkern, deren Namen a. a. O. S. 392 ff. vollständig angegeben sind, mögen nur die folgenden, bekannteren hier aufgeführt werden:

1. Guamos, am untern Apure.
2. Makusis, am Essequibo.
3. Otomaken, zwischen Meta und Apure, mit den Tapariten, die einen besondern Dialekt des Otomakischen sprechen.
4. Salivas, am Meta, Guaviare, eine ackerbauende Nation, die gebildeter, als ihre Nachbarn ist, und zu der die, verschiedene Mundarten der Saliva-Zunge sprechenden Atures, Kakas (Quaquas) und Piaoros gehören.

Die Braunen, oder die Völker der Inselwelt.

LXI. Malayen. Der Menschenschlag, der nach seiner Hautfarbe der Braune heißt, hat das Eigenthümliche, daß er fast nur aus einem einzigen Volks- und Sprachstamm, dem malayischen besteht, was denn auch die Veranlassung gegeben hat, ihn nach diesem den malayischen Menschenschlag zu nennen. Sodann hat er eine zweite Eigenthümlichkeit, die nämlich, daß er nur Inseln bewohnt, und, mit einer einzigen Ausnahme, niemals das feste Land als Ansiedler betreten hat. Diese Ausnahme findet am Südende Asien's Statt, wo Malayen von Sumatra aus, ihrer Urheimath, auf der Halbinsel Malacca eingewandert sind, und an ihren Küsten sich niedergelassen haben, daher diese Halbinsel auch die Malayische genannt wird. Mit Recht kann man demnach die Malayen als ein insulares Volk bezeichnen, das, allem Anschein nach, von jeher im Seeleben sein Element gefunden hat, wie es noch heut' zu Tage thut. Darum dürfte auch die oben bei den Chinesen angedeutete Vermuthung, die Urbewohner der südlichen Gegenden von China seien malayischer Herkunft gewesen, nur als eine ganz allgemein gehaltene zu betrachten sein. Der Verbreitungsbezirk der Malayen fällt auf die Inseln des Indischen Meeres und des Großen Oceans und

reicht, einer Seits, von Madagaskar bis zur Ostern-Insel, der äußersten gegen Morgen im Stillen Meere, und andrer Seits von Formosa bis Timor, von Hawaii bis Neuseeland. Er umspannt daher Madagaskar, an Afrika's Ostküste, den Indischen Archipelagus ganz, so wie alle die Inseln des großen Weltmeeres, welche man Polynesien nennt. Hiernach bietet sich eine natürliche Eintheilung dar, indem man den malayischen Sprachstamm in zwei Hälften zerlegt, in die westliche und östliche. Möge dieser Sprachstamm durchaus selbstständig, oder, wie neuere Forschungen vermuthen lassen, mit den Sprachen der indogermanischen Familie verwandt sein, mögen die Idiome der einzelnen malayischen Völkerschaften Schwestern, oder Töchter, oder gar nur, mehr oder minder veränderte Mundarten der Einen malayischen Muttersprache sein, jeden Falls wird sich die nachstehende Eintheilung auch vom ethnographischen Standpunkte rechtfertigen lassen.

A. Westliche oder Malayische Gruppe.

1. Malayen auf der Halbinsel Malacca, auf Sumatra und den benachbarten kleinen Inseln. Menangkabao, auf Sumatra, ist die Urheimath des Volks; alle seine historisch beglaubigten Ueberlieferungen weisen darauf hin, daß die Nation hier ihren Ursprung genommen habe. Die Mundart dieses sumatranischen Volks, der eigentlichen Malayen, bildet denn auch die eigentliche malayische Sprache, welche als allgemeine Verkehrs- und Umgangssprache im ganzen Indischen Archipelagus, selbst von den daselbst wohnenden Europäern, und als Handelssprache sogar bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung gesprochen, und zur Schrift- und Büchersprache ausgebildet ist, die ihre Literatur besitzt.

2. Javaner. Sie stehen unter allen Malayen am höchsten auf der Staffelleiter der Kultur. Ihre Sprache ist eine Mundart des Malayischen, doch mit vielen Beimischungen

aus der gelehrten Sprache der Javaner, der Kawi, die mit dem Sanskrit in sehr naher Verwandtschaft steht, aber, wie diese, nicht mehr im Munde des Volks ist, das sich vier verschiedener Dialekte bedient, des Javanischen auf Java selbst, des Sunda auf Sumatra's Südostseite, des Bali- und Madura-Dialekts auf den Inseln dieser Namen.

3. Bugis auf Celebes, spalten sich in eigentliche Bugis, Macassaren und Turaschas mit verschiedenen Dialekten der dritten der malayischen Hauptmundarten, des Bugis, welches Schriftsprache ist und eine selbstständige Literatur besitzt.

4. Tagaler bilden die malayische Bevölkerung der Philippinischen Inseln. Ihre Sprache muß nothwendiger Weise als eine Schwester der Malayischen angesehen werden, wie die javanische und die Bugis. Sie wird für die philippinischen Inseln gewisser Maßen zu einer Muttersprache, welche sieben bis acht Töchter hat, davon sechs, darunter das eigentliche Tagalische, auf der einzigen Insel Luzon gesprochen werden. Die bisajische Sprache, die siebente Tochter, herrscht dagegen auf allen südlich von Luzon belegenen Inseln bis Mindanao und Sulu. Auf Formosa wird das Sideis-Formosanische gesprochen, und auf den Mariannen war das Chamori, ein Dialekt der Tagalischen, die Landessprache, ist aber gegenwärtig erloschen, oder durch Einmischung des Idioms der spanischen Eroberer entstellt. Sehr nahe verwandt mit dem Tagalischen, obwol durch einen ungeheuern Seeraum von ihm getrennt, ist die Sprache der —

5. Madagassen oder Malagaschen, der Einwohner von Madagaskar, die aber kein rein malayisches, sondern ein Mischvolk sind, entstanden aus eingewanderten Malayen und Arabern, aus einem schwarzen, negerartigen Volk, welches die Urbevölkerung dieser großen Insel gebildet haben mag (s. unten **LXXXII**). Die madagassische Tochter der malayischen Muttersprache ist Schriftsprache und hat ihre eigene Literatur.

6. Ceylonesen nennen wir die an der Südküste von Ceylon angesiedelten Malayen, die ihren eigenthümlichen Dialekt sprechen, zum Unterschied der Singhalesen, der Bewohner des Innern dieser Insel (s. oben III.).

B. Oestliche oder polynesische Gruppe.

Der polynesischen Sprachen giebt es eigentlich nur drei, nämlich die Sprache der

7. Karolinier, oder der Einwohner der langen Kette kleiner Inseln, welche man die Karolinischen nennt; die Sprache der —

8. Radacker, der Bewohner der östlich von den Karolinen belegenen Inselgruppen, die mit Tarawa oder den Kingsmill-Inseln schließen, und die Sprache der —

9. Polynesier im engern Begriff, die Einwohner all' der Inseln enthaltend, welche östlich und südlich von Radack in der ungeheuern Wasserwüstenei des Großen Oceans zerstreut liegen. Sie sprechen eine einzige Sprache, die nach den verschiedenen Archipelagen in ihre Mundarten oder Dialekte zerfällt, davon acht näher bekannt geworden sind, nämlich der Dialekt von —

1) Hawaii,	5) Samoa,
2) Nukahiwa,	6) Tonga,
3) Tahiti,	7) Viti und
4) Nordtonga,	8) Neuseeland.

Innerhalb des Malayischen Völkergebiets, und zwar ausschließlich im Indischen Archipelagus, leben noch einige andere Völkerschaften, die mit den Malayen sprachlich nicht verwandt sind, sondern Idiome reden, welche, wenn gleich sie Manches aus dem Malayischen Wörterschatze in sich aufgenommen haben, dennoch als selbstständige Sprachen zu betrachten sind. Mögen diese Völker unter dem gemeinsamen Namen der —

LXII. Südindier zusammengefaßt werden, der mindestens ihre geographische Stellung ziemlich deutlich bezeichnet, wenn er gleich keinen Anspruch auf ethnographische Bedeutung machen kann. In dieser Gruppe erkennt man zwei Abtheilungen, nämlich —

1. die nordwestliche Abtheilung von Sumatra, zu der —

1) Battas gehören, die, mit den Malayen (s. oben LXI., 1.) die Urbewohner der Insel sind und ihren Sitz im Innern derselben haben. Ihre Sprache hält man für eine ursprüngliche, völlig abweichend von der malayischen, die ihr nur von ihren Wörtern mehrere abgegeben hat. Eben so verhält es sich mit der Sprache der —

2) Redschangs, die im südöstlichen Theile von Sumatra seßhaft sind; mit der jedoch das Idiom der dritten hierher gehörigen sumatranischen Völkerschaften, nämlich die Sprache der

3) Lampuhas, im südlichsten Theile der Insel wohnhaft, eine gewisse Familien-Aehnlichkeit hat, obwol dieses, mit Gurgellauten angefüllte Idiom im Grunde sehr bedeutend von jener abweicht. Die Redschangs sowol als Lampuhas werden in ihren Gesichtsformen, der Stellung und Farbe der Augen ꝛc. mit den Chinesen verglichen. Sind sie vielleicht Nachkommen chinesischer Kolonisten, die sich hier in vorhistorischen Zeiten angesiedelt haben? Sehen wir doch unter unsern Augen ganze Schwärme chinesischer Auswanderer ihre heimathlichen Küsten von Fukian ꝛc. verlassen, um sich an irgend einem Gestade des ostindischen Archipelagus ein neues Vaterland zu suchen!

2. Die südöstliche Abtheilung von Sumbawa; zu ihr gehören:

4) die Tamboras, welche ein Idiom sprechen, das

für die älteste der auf Sumbawa üblichen drei Sprachen gilt, und, wie die Sprachen —

5) der Bimas im östlichen Theil der Insel, und

6) der Sumbawas, die den übrigen Theil der Insel bewohnen, der Grundlage nach nur wenig Aehnlichkeit mit dem modernen Malayisch darbieten, obwol sie viele Wörter aus den benachbarten Malayischen Dialekten, dem Javanischen und Bugis, in sich aufgenommen haben. Man betrachtet diese drei Sprachen, daher auch die Völkerschaften, die sich derselben bedienen, als ursprüngliche, was auch von den Einwohnern von —

7) Sawu,

8) Rotti,

9) Timor,

10) Sirang oder Ceram, und

11) Mosses

zu sagen ist, deren Idiome, obwol vielfach durch malayische Ausdrücke entstellt, als selbstständige Sprachen betrachtet werden. Das Sawuische im Besondern soll mit den Nachbarsprachen gar keine Aehnlichkeit haben; dagegen wird vom Timorschen gesagt, daß es mit dem Sirang und Mosses in einer gewissen Verwandtschaft stehe. Auf allen diesen Inseln wird aber, neben den Landessprachen, das Malayische (oben LXI. 1.) gesprochen, das die herrschende Sprache des gesammten Indischen Archipelagus ist, in Batavia und auf den Molukken, in Singapore und auf Mindanao, wo das Seeräubervolk der Illanos einen ihrer Dialekte spricht.

Die Schwarzen, oder die Völker Afrika's und Australien's.

A. Die Afrikanischen Neger.

LXIII. Fulaher. Dieses, nicht zur eigentlichen äthiopischen Neger-Rasse gehörige Volk ist in den westlichen Sudan-Ländern das mächtigste nach Volksmenge, wie es scheint; und nach politischer Bedeutung unzweifelhaft; — denn es hat sich aus seinen Ursitzen in Senegambien, die sich vom Unterlauf des Senegal bis zu den Scheiteln des Guinea-Gebirgs Kong erstrecken, weit gegen Osten ausgedehnt, nicht als friedliche Auswandrer, sondern als kriegerische Eroberer, die sich alle Völker des innern Sudan bis nach Bornu und Mandara unterthan gemacht haben. Dieser Völkerstrom der Fulaher hat bis jetzt seine Gränze an den Ufern des Tschad-Sees gefunden; da hat er vorläufig Halt gemacht; ob er noch weiter gegen Osten abfließen werde, liegt im Dunkel der Zukunft verschleiert. Daß die Sprache der Fulaher von den Idiomen aller Nachbar-Völker wesentlich verschieden sei, scheint als eine ausgemachte Sache betrachtet zu werden; daß sie aber in einem gewissen Verwandtschafts-Grade mit der großen südafrikanischen Sprach-Familie (s. unten LXXXII.) stehe, ist

eine Vermuthung, welche zu ihrer Begründung oder Verwerfung mehr Kenntniß von den Sprachen Afrika's erfordert, als man jetzt besitzt; denn diese Kenntniß ist für alle afrikanischen Idiome, welche hier bei den Schwarzen in Betracht kommen, äußerst dürftig. Von Dialekt-Verschiedenheiten der fulahischen Sprache weiß man darum auch Nichts. Indessen läßt sich muthmaßen, daß diese nicht zahlarm seien, wenn man die große Verbreitung des Volks und seine mehrfache Berührung mit anderen Nationen in Erwägung nimmt. Die arabische Sprache ist bei den Fulahern sehr allgemein verbreitet, denn sie ist die Sprache ihres Gesetzbuches, des Koran, und wird neben der Landessprache gesprochen, wie etwa das Latein in den Magyarischen Ländern neben dem Ungrischen. Synonymen des Namens Fulaher sind: Fulahs, Fulbies, Foules, Fulier, Fellanies, Fellans, Fulanies, Peuls, Fellatijahs, Fallatahs, Fellatahs. Unter den drei zuletzt erwähnten Namensformen ist die Nation im Innern des Sudan bekannt geworden, wo sie ein großes Reich gestiftet haben, dessen Hauptstadt Sackatu ist.

LXIV. Mandinger oder Mandingos. Dieses zweite der westafrikanischen Völker gehört schon ganz zur Neger-Rasse. Es ist fast eben so zahlreich und mächtig als das fulahische, auf dessen Nordseite seine Wohnsitze sind, in denjenigen Gegenden Senegambiens und des westlichen, oder sogenannten hohen Sudan, in welchen die großen Ströme Senegal, Gambia und Dscholiba-Quorra theils ihren Ursprung oder ihren Oberlauf haben. Gegen Süden und Westen, wie gesagt, mit den Fulahern gränzend, stoßen die Mandinger gegen Norden an die große Wüste und deren Nomadenstämme der Berber-Tuaryks, gegen Osten aber an die Kissurs. Die Mandingo-Sprache wird in mehreren Dialekten gesprochen, von denen einige vielleicht als Töchtersprachen zu betrachten sind. Die Völkerschaften, die sie reden, sind: —

1. die Bambukis, Einwohner des Königreichs Bambuk.
2. die Kurankos, welche im Hochlande hinter Sierra-Leone wohnen.
3. die Bambarras, am Oberlauf des Dscholiba und seiner Zuflüsse.
4. die Dschallonkos, im höchsten Theil von Senegambien, im Quellbezirk des Senegal und der Gambia. Sprachlich sehr nahe verwandt sind —
5. die Sokko, die ihre Wohnsitze östlich von Dschallonka-du am Kong haben.
6. die Serra-wallis oder Serra-khalehs, in Galam, über deren Sprachverwandtschaft mit den Mandingos Zweifel obwalten.

LXV. Dscholoffer; Synonymen: Dschaloff, Jolof, Walof, Wolof. Im Niederlande von Senegambien zwischen den beiden Strömen, gränzen sie gegen Osten an Fulaher, gegen Norden an die Berber-Tuaryks und die Araber der Wüste, gegen Westen an's Meer und gegen Süden an die sogleich zu nennende Völkergruppe und an die westlichsten Mandingos. Sie sind, wenn auch nicht so zahlreich, als die Fulaher und Mandinger, doch immer in Senegambien von großem politischen Einfluß gewesen und wegen ihrer kriegerischen Neigungen sehr gefürchtet. Zu ihrem Sprachstamm gehören die Serreren am grünen Vorgebirge.

LXVI. Feluper ꝛc. Südlich von den Dscholoffern beginnen die Wohnsitze mehrerer kleiner Völkerschaften, die sich längs der Küste bis nach Sierra-Leone erstrecken, wo sie an die das Meer berührenden Fulaher gränzen. Den so eben genannten großen Nationen, welche man die aufgeklärtesten von ganz Afrika nennen kann, gerade entgegen gesetzt, sind diese kleinen Horden wahre Wilde ohne allen Anstrich von Kultur, den südamerikanischen Indianer-Horden gleich, auch wie diese in eine Menge Sprachen gespalten, die weder unter

sich, noch mit den Idiomen der großen Nationen in Verwandtschaft zu stehen scheinen. Einige werden sogar der Anthropophagie bezüchtigt. Es gehören in diese Gruppe folgende 12 Völkerschaften:

1. Feluper.	7. Basaren.
2. Banyonen.	8. Natuben.
3. Papals.	9. Zapen.
4. Balanten.	10. Fulis.
5. Bissagen.	11. Cocolen.
6. Biafaren oder Dscholas.	12. Nalez.

Der Name der zehnten Völkerschaft erinnert an die Fulaher. Ob nun alle diese Namen eben so viele sprachlich verschiedenen Nationen, wie klein sie auch sein mögen, bedeuten, oder ob mit dem einen oder andern Namen nur die Stamm- oder Horden-Verschiedenheit ausgedrückt werde, muß bei dem völligen Mangel an Nachrichten dahin gestellt bleiben.

LXVII. Susus ꝛc. Mehr weiß man von den Susus und einigen anderen Völkerschaften, die an der Küste um Sierra-Leone und dem angränzenden Hochlande wohnen. Diese unterscheiden sich sehr vortheilhaft von den Felupern, sowol in körperlicher, als moralischer Beziehung. In diese Gruppe gehören, außer den —

1. Susus, welche die nächsten Nachbarn der britischen Kolonie von Sierra-Leone sind, die —
2. Buloms, auf deren Gebiet die Kolonie belegen ist, sodann die —
3. Timmanis, eben so an der Küste, wie die —
4. Bagons; drei kleine Völker, welche zwar ihre selbstständigen, von allen Nachbarsprachen verschiedenen Idiome reden, die Susu-Sprache aber erlernt haben. Im Hochlande finden sich die —
5. Sulimas, ein gebildetes Volk, zu dem im Quellbezirk

des Dscholiba die Sangares gehören, und südlich von ihnen die —

6. Kissi mit den Limbas, zwei kleine, von den Sulimas unterdrückte Völkerschaften.

LXVIII. Kruhs ꝛc. Auch auf demjenigen Theile der Küste von Guinea, welche man die Körner- oder Pfeffer-, und die Zahn- oder Elfenbein-Küste zu nennen pflegt, zu beiden Seiten des Palmen-Vorgebirgs, giebt es eine große Menge kleiner Völkerschaften, unter denen die Kruhs am bekanntesten geworden sind, weil sie auf den europäischen Schiffen Matrosendienste und diese mit dem größten Geschick und der unverdrossensten Ausdauer geleistet haben. Die Namen der übrigen, deren Zahl sich auf wenigstens 22 beläuft, finden sich in den „Völkern des Erdballs,“ II., S. 35, 36. Es ist überhaupt ein bemerkenswerthes Merkmal der afrikanischen Menschheit, daß sie in der nördlichen Küsten-Abtheilung des echten Neger-Typus diesseits des Aequators in eine so große Menge kleiner Nationen zersplittert ist, während die südliche Abtheilung einer großen Sprach- und Völkerfamilie angehört, die von Meer zu Meer reicht und die charakteristischen Neger-Kennzeichen, welche sie am Atlantischen Ufer zeigt, allmälig einbüßt, je mehr sie sich den Küsten am Indischen Meere nähert. Auf dieser Seite des Aequators ist Vielheit, jenseits ist Einheit das leitende Prinzip in den ethnographischen Verhältnissen Afrika's. Mit diesem Gegensatz der Sprachen correspondirt das Moralische des afrikanischen Menschen, seine Lebensweise, seine Sitten: der Vielheit entspricht Barbarei, Wildheit, Grausamkeit in den Neigungen; der Einheit mildere Sitte und Empfänglichkeit für einen andern, bessern Zustand des äußern wie des innern Menschen.

Oestlich von den Kruhs oder Koru und den kleinen Völkerschaften in ihrer Nachbarschaft trifft man plötzlich ein verhältnißmäßig größeres Volk, nämlich die —

LXIX. Aschanter, eine in der neuern Geschichte Guinea's berühmte Nation, zahlreich und politisch mächtig, deren Sprache unter dem Namen Inta bekannt ist, nach einer, tief im Innern liegenden Stadt genannt, von wo, so will es die Ueberlieferung, das Volk seinen Ursprung genommen haben soll. Synonymen für den Namen dieser Inta-Sprache sind: —

Amina, nach dem Dialekt einer kriegerischen Horde im Innern; und

Fanti oder Fetu nach einem Stamme, welcher an der Küste lebt.

Diese Aschanter oder Aschantis reichen von der Küste wahrscheinlich sehr weit in's Innere, wenigstens weiter als alle vorher genannten Küstenvölker. Aber trotz der Einheit, die sich in dieser Nation erkennen läßt, zeigt sie dennoch eine Dialekt-Verschiedenheit, die größer ist, als man bei den Binnenlands-Völkern der Regel nach antrifft. Hierin ist also, selbst bei den Aschantern oder Aschantis, das Wesen der nordguineischen Völker wieder vorwaltend. Man glaubt acht Dialekte, nemlich:

1. Fanti,	5. Akim,
2. Aschanti,	6. Assim,
3. Warsaw,	7. Aquapim, und den
4. Akripoa,	8. Kre-epeischen,

letzteren auf der Ostseite des Rio Volta, unterscheiden zu können, die sich aber nicht weiter von einander entfernen sollen, als etwa die niederdeutschen Mundarten von den mitteldeutschen.

LXX. Akraer, ein kleiner Völkerhaufen an der Goldküste, übrig geblieben von einer ehemals sehr mächtigen Nation, die von den Aschanti erdrückt und zum größten Theil vernichtet worden ist. Auf der Landseite von der Inkasprache rings umgeben, unterscheidet sich die Akrasprache in jeder Hinsicht und läßt eine Vergleichung weder mit ihrer unmittelbaren

Nachbarin, noch mit den, räumlich entfernteren Idiomen zu. Neben ihrer Muttersprache, der Akrasprache, welche das Idiom

1) der Adampi gewiß, und das —

2) der Adaer sehr wahrscheinlich zu Mundarten hat, sprechen alle Akraer ohne Ausnahme auch die Inta- oder die Sprache der Aschantis, während diese es unter ihrer Würde halten, sich mit Sprachen anderer Völker, also auch der Akraer abzugeben.

LXXI. Foyer heißen die Bewohner Dahomey's, nach dem Lande Foy, in welchem sie früher ihre Wohnsitze hatten und das nordöstlich von ihrem gegenwärtigen liegt. Ihre Sprache scheint die Mutter mehrerer Töchter zu sein, zum wenigsten spaltet sie sich in verschiedene Dialekte, von denen genannt werden:

1. Widah, Fida, Dschudah, vielleicht identisch mit Ardrah, und als Hauptmundart des Foy anzusehen;
2. Papaa, Popo, sehr wahrscheinlich mit vielen Dialekten, denn es werden eine Menge Namen genannt, Volksstämme bezeichnend, welche dieses Idiom sprechen, darunter die Atsche oder Watsche im Binnenlande.

LXXII. Ibuer rc. An der Küste und im Innern des Deltalandes, durch welches der große geheimnißvolle Strom Afrika's sich in's Meer ergießt, der Niger der Alten, den die heutige Erdbeschreibung unter dem Namen Dscholi-ba in seinem Oberlauf, und Kowor-ra, Quorra, im Unterlauf kennt, leben viele kleine Völkerschaften mit verschiedenen Sprachen, die aber muthmaßlich zu Einer Familie gehören; darunter

1. die Ibuer, Eboes, im innern Deltalande, die bedeutendste Völkerschaft bilden, zu der die Kalabari am Strome gleiches Namens gehören.
2. die Mokos,
3. die Binins u. m. a.

Hier wird man vielleicht auch die Amboser in dem hohen Lande der großen Küstenbiegung Afrika's unterzubringen haben. Mit dieser Klasse schließt die Reihe der kleinen Küstenvölker, die den ganzen Guinea-Rand des westlichen Hochlandes von Sudan zwischen der Gambia und dem Kalabarstrome besetzt halten. Hinter ihnen dehnen sich die Wohnplätze der großen innerafrikanischen Völker aus, die jetzt zu betrachten sind. Ueber ihre Sprachen haben wir noch keine geläuterten Begriffe, daher es vorläufig nur ein Versuch sein kann, sie ethnographisch zu gruppiren. Wir zählen sie in der Richtung von West nach Ost auf.

LXXIII. Kissurs, In-Kisar, N'Kisar, oder Westsudaner, nämlich die Einwohner der westlichen Gegenden des eigentlichen Sudan, die man sich am besten durch die Lage der Stadt Timbuctu vergegenwärtigt. Ein Synonym des Namens N'Kissur ist: Saugai oder Sangai, Zaghai, älterer Berichterstatter. Verschieden von der Kissur-Sprache ist die der —

LXXIV. Guberis, der Einwohner des östlichen Sudan, wo das Reich Haussa ist, daher man sie auch Haussaner nennt; zu beiden Seiten des Quorra-Stroms in seinem Mittellauf und das ganze Gebiet desselben, so weit es diesen Mittellauf betrifft, erfüllend. Die Guberis gränzen gegen Norden an die Berber-Tuaryks der Wüste, gegen Osten an die Bornuesen, gegen Süden an die Ejeoser, die Foyer und Aschanter, gegen Westen haben sie die Kissurs zu Nachbarn und die Fulaher, welche ihr Land überschwemmt und es unterjocht haben, um das Fallatah-Reich zu stiften, dessen Hauptstadt Sackatu ist (LXIII.). Es ist eine Fortsetzung des Staates, welcher vor Ankunft der Fulaher Haussa hieß, und aus mehreren Provinzen besteht, in denen verschiedene Dialekte der Guberi-Sprache herrschen, welche unter dem Einflusse der neuen Beherrscher des Landes und ihrer zahlreichen Einwanderer sehr

wahrscheinlich große Veränderungen erleiden wird, wie z. B. die Sprache der galischen Kelten durch die Einbrüche der Römer und Deutschen in Gallien vor anderthalb Jahrtausenden vertilgt und in die heutige französische Sprache verwandelt worden ist.

LXXV. Bornuesen, die Bewohner von Bornu oder Barnu im Innersten des Sudan, die Mitte von Afrika jenseits der Wüste. Sie nennen sich selbst Ka-Nury (Kanowry). Ihre Sprache ist von der Guberi- und allen anderen Nachbar-Sprachen ganz verschieden, und soll, nach den verschiedenen Provinzen, in zehn Mundarten gesprochen werden. So weit sich bis jetzt übersehen läßt, wird man aber an die Bornu-Sprache erinnert durch das Idiom der —

LXXVI. Ejeoser, oder der Bewohner des, unter Fellatah-Herrschaft stehenden Königreichs Ejeo oder Jarriba, welches südlich von Haussa liegt, zwischen diesem und den Küstenvölkern, auf der Westseite des untern Quorra, bevor der Strom in sein Delta tritt. Die Ejeoser betrachten sich, nach alten Ueberlieferungen, die sich bei ihnen erhalten haben, als Abkömmlinge von Bornuesen, welche in einer unbekannten Periode ihr Vaterland verlassen und sich an ihren gegenwärtigen Wohnsitzen niedergelassen hätten, bei einem Volke, welches sie Cumbrie nennen, und das auch noch heut' zu Tage existirt.

LXXVII. Mobbaner, die Bewohner des östlich von Bornu liegenden Landes Mobba, wie sie es selbst nennen; Borgu bei den Nubas von Darfur, Dar Saleh bei den Arabern, Wadai bei den Bornuesen rc. Von ihrer Sprache weiß man nur so viel, daß sie sich von allen übrigen Idiomen des innern Afrika unterscheidet und außer ihr, noch viele andere Sprachen im Lande gesprochen werden sollen, worunter jedoch wol nur Dialekte einer Hauptsprache zu verstehen sein dürften. Arabisch ist neben der Landessprache ein allgemein verbreitetes

Verständigungsmittel wie in ganz Inner-Afrika, vom Atlantischen Ocean bis zum Rothen Meere, wo der Islam herrscht.

LXXVIII. Begharmesen. Von ihrem Idiom wissen wir nur so viel, daß es von der Bornu-Sprache und der Mobba ganz verschieden ist. Begharmeh oder Bagermi, zwischen Bornu und Mobba, auf der Südseite des Tschad-Sees belegen, ist ohne Zweifel eines von den Ländern Inner-Afrikas, die sich seit alten Zeiten einer gewissen Kultur erfreuen, welche seit Einführung der mohammedanischen Religion um viele Stufen höher gestiegen ist. Politisch mit Begharmeh vereinigt scheinen —

1. die Mandaraner zu sein, welche südwestlich davon im Gebirge wohnen, von den Begharmehsen, wie auch von den Bornuesen sprachlich durchaus gesondert sind. Noch werden in diesen Gegenden die —
2. Kerdies,
3. Mangowier und
4. Biddomaher

als besondere Völkerschaften genannt, ohne daß jedoch von ihren Mundarten etwas Bestimmteres angeführt wird.

LXXIX. Nuba-Völker. Oestlich von Mobba und nördlich von Habbesch sitzt, seit undenklichen Zeiten, eine Klasse schwarzer Völker, welche nach körperlicher Gestaltung mehr oder minder mit einander verwandt sind, nach ihren Idiomen aber eine so vielfache Trennung zeigen, daß man den Begriff Sprachstamm, oder gar den Begriff Nation auf ihre Gesammtheit nicht anwenden kann. Diese Völker, welche die Länder im obern und mittlern Gebiet des Nils, oder die Landschaften Fur, Kordofan, Sennar, Dongola, das Nubische Nilthal inne haben, nennen sich in dem zweiten der genannten Länder Nuba; und es gehören dazu folgende Hauptnationen, deren jede ihre eigene Sprache spricht.

1. Furis in Dar Fur, das westlichste der Nuba-Völker, welches unmittelbar an die Mobbaner gränzt.
2. Kordofanis in Kordofan, woselbst aber vier verschiedene Zungen gesprochen werden.
3. Schilluk, eine große Nation am weißen und blauen Nil und am ganzen Nordabfall des Habessinischen Hochlandes, die auch eine erobernde gewesen ist, indem sie im Nilthale weiter abwärts wanderte und Sennar unterjochte. Dort nennen sich die Schilluk mit dem arabischen Namen Fungi, d. h. Ueberwinder. Synonymen sind: Schulluk, Schongalla, Schankala, Ahbits, Abhd.
4. Barabra, im nubischen Nilthal, nicht mit den Berbern (VII.) zu verwechseln, mit denen sie nichts gemein haben; obwol sie in ihrer ganzen äußern Erscheinung den Uebergang vermitteln von den Schwarzen des innern Afrika's zu den Weißen von Nordafrika und der übrigen Alten Welt. Die Sprache der Barabra steht mit der Sprache der Nubas in Kordofan in direkter Verwandschaft, und auch heute heißt einer ihrer Dialekte der nuba'sche, wie denn auch die Araber alle Völker, welche südlich von Aegypten im Nilthale wohnen, unter dem Namen der Nubas begreifen. Zwei andere Dialekte des Berberi (in der Einheit) werden Dongolawi und Keafy genannt.

Noch andere kleinere Völkerschaften gehören zu dieser Gruppe, davon die Denka, südlich von den Schilluk, am Bahr el Abiad oder weißen Nil, die ansehnlichste bilden.

LXXX. Tibbus. Auch dieses Volk scheint einen Uebergang von den Schwarzen zu den Weißen zu bilden. Es hat einen sehr großen Verbreitungsbezirk in dem südöstlichen Theile der großen afrikanischen Wüste, wo es zum Theil nomadisirt, zum Theil in kleinen Oasen ansessig ist. Auf der West- und Nordseite von Berbern umgeben, stoßen die Tibbus gegen Süden an die Sudan-Völker von Bornu und Mobba und

an die Nubas, die sie auch auf der Ostseite zu Nachbarn haben. Ihre Sprache hat einen harmonischen Klang und weder mit dem Tergiah ihrer Berber-Nachbarn, noch mit einer der angränzenden Neger-Sprachen irgend eine Aehnlichkeit.

LXXXI. Galla. Die Geschichtbücher Abyssiniens wissen sehr viel zu erzählen von den Einbrüchen, die dieses Land durch Völkerhorden erlitten hat, welche aus dem Innern des Hochlandes kamen, und seit der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, Anfangs als Fußgänger, darauf in mächtigen Reutergeschwadern die Kulturstriche von Habbesch überschwemmten und einen großen Theil seines Volks sich unterwürfig machten. Diese Schwärme bildeten die Galla, die das Land südlich von Habbesch bis in unbekannte Fernen wol als Urbewohner inne haben, von wo sie nordwärts stürmten. Dies ist eine der vielen Völkerwanderungen Afrika's, von denen sich dunkle Spuren in mehreren Gegenden des Hochlandes wiederholen. Von der Sprache der Galla weiß man wenig. Sie wird als wohlklingend geschildert. Zu ihrem Stamm glaubt man die —

1. Dankali, auf der Ostseite von Habbesch längs des rothen Meeres, die mit den Adaïel Ein Volk ausmachen; sodann die
2. Sumali, Somaule, Somahli, welche von den Arabern Tehmi oder Hetem genannt werden, und die Küstenstriche von der Straße Bab-el-Mandeb, über das Kap Dschardafun (Guardafui) hinaus, bis gegen Magadoscho hin bevölkern, und die —
3. Schoho, am Ostabhang des Habbessinischen Hochlandes gegen Massaua, rechnen zu können; indeß ein anderer Volkshaufen in den südwärts von Habbesch gelegenen unbekannten Ländern, der unter dem Namen Doko bekannt geworden ist, mit dem Galla-Stamm in keine Verbindung gebracht werden kann.

LXXXII. Membamolua-Beschuana, oder die große südafrikanische Völkerfamilie. So weit sich nach unserer bisherigen Kenntniß von den Sprachen der afrikanischen Völker, schwarzen Menschenschlages, beurtheilen läßt, giebt es deren in dem nördlichen Neger-Gebiet eine große Menge, wie aus der vorstehenden Nachweisung hervorgeht. Anders verhält es sich in dem südlichen Gebiet. Da haben wir eine Kette von Völkern vor Augen, deren Glieder alle im engsten Zusammenhange stehen und, analog den verschiedenen Zweigen der Indo-Europäer des kaukasischen, und der Finnen des mongolischen Menschenschlages, einen einzigen Völker- und Sprachstamm bilden, dessen geographische Verbreitung fast das ganze Hochland von Südafrika umspannt. Denn diese Familie, die wir deshalb auch die südafrikanische nennen, reicht vom Aequator, und noch von diesseits desselben, bis ans Kapland der guten Hoffnung, und vom Ufer des Atlantischen Meers quer über das Hochland bis an die Küste des Indischen Meeres, daher sie einen Raum von 450 Meilen Länge und Breite füllt, wie er bei keinem der schwarzen Völker Afrika's wieder vorkommt. Die Völker dieser Familie stehen sprachlich in so naher Verbindung, daß man sie unbedenklich als eine einzige, große Nation betrachten kann, etwa in derselben Weise, wie Russen, Polen, Serben, Tschechen u. s. w. die Nation der Slawen bilden.

Wir nennen diese Nation Membamolua-Beschuana, nach zwei ihrer Abtheilungen, davon die eine, Membamolua, im Norden, die andere, Beschuana, im Süden des Hochlandes ihre Wohnsitze hat. Das sind einheimische Namen, aus der Sprache des Volks selbst entlehnt. Membamolua heißt wörtlich und der Reihe nach „Volk des souverainen Oberhaupts.“ Dieses Volk kam mit großen Kriegerschaaren aus dem Innern Hochafrika's und besetzte die Küstenländer, welche wir unter dem Namen Congo kennen (was aber eigentlich

Mongo — Mo ngo — gelesen werden sollte); darum nannte es sich in der Folge A Bunda, d. h. Eroberer. Seine Muttersprache nannte das Volk aber Magia lua, d. h. Sprache der Herrscher, etwa wie die Inca-Sprache. Ob das Volk, welches die Membamoluas unterjochten, mit ihnen sprachverwandt war, ist unbekannt; es entstanden aber aus der Mengung beider Sprachen einige Töchtersprachen, welche in der Magia lua ihre Mutter erkennen. Was den Ausdruck Beschuana anbelangt, so bezeichnet in den Mundarten der Eingebornen des südlichen Hochlandes das Wort Schuana so viel als „die Gleichen." Mit dem Präfix Be wird es zum Volksnamen, und mit dem Präfix Se zum Namen der Sprache. Die Silben Ama, ma, mu, n' und an sind Präfixe von Namen einzelner Volksstämme und Horden, die sich in einem großen Theil von Südafrika wiederholen, in den entgegengesetztesten Regionen des Nordwestens und des Südostens. Nach diesen Vorbemerkungen können wir die südafrikanische Nation oder Völkerfamilie in ihre Bestandtheile zerlegen, wo sich nach der geographischen Lage ihrer Wohnsitze drei Gruppen erkennen lassen:

A. Die westlichen Stämme oder die Congo-Neger, die sich längs der Westküste von Afrika, in dem sogenannten Unter-Guinea, und in dem dahinter liegenden Hochlande erstrecken. Sie bilden zwei Völker, nämlich: —

1. Membamolua, mit der Magia lua als Muttersprache, die im Innern des Hochlandes das alleinige Idiom zu sein scheint. Ihre Töchter sind:
   1) Abunda oder Bunda, die in Angola (daher man sie auch nach diesem Landstrich nennt), Mattemba, Cassange, Libolo und Mahennga gesprochen wird.
   2) Congo oder richtiger Mo Ngo, in dem ganzen Landstriche vom Flusse Lifuan bis zum Katharinen-Vorgebirge, und im Umfange der Landschaft Loango.

Diese Töchtersprache der Magia lua spaltet sich nach den verschiedenen Gegenden, wo sie herrscht, in sechs oder sieben Dialekte:

a) Mahennga-Caconda; b) Sonjo; c) Malimba; d) Embomma; e) Loango; f) Camba, und vielleicht g) Mandongo.

3) Benguela in der Landschaft dieses Namens, unterscheidet sich in den Wurzeln bedeutend von der Magia lua, ist aber durch den Einfluß der Abunda fast zu einer Töchtersprache der gemeinsamen Mutter umgewandelt worden. Die Urbewohner von Benguela unterschieden sich daher gewiß durchaus von den erobernden Membamolua, die sie unterjochten.

2. Bomba ist eine Sprache, welche in den fernsten Gegenden des Hochlandes, in Ho, Sala oder Makoko und Ninnanay gesprochen wird, und so weit sich bis jetzt beurtheilen läßt, als eine Schwester der Magia lua angesehen werden muß.

B. Die Stämme des südlichen Hochlandes, oder die Beschuana. Sie haben das Tafelland von Südafrika bis fast zu den Gränzen der Kolonie am Vorgebirge der guten Hoffnung besetzt, wo sie mit den Hottentotten gränzen. Keiner dieser Stämme ist vom Tafellande herabgestiegen zu den Küsten. Sie lassen sich in drei Abtheilungen bringen, und zwar: —

3. Eigentliche Beschuana, welche, so viel man bis jetzt weiß, in 14 Stämme getrennt sind, alle aber eine und dieselbe Sprache, Se schuana, mit sehr geringen dialektischen Verschiedenheiten reden. Die bekanntesten dieser Stämme sind:

1) Batklapi, Matclhapi, mit den Borolongs, Batkhlarus und Mairis als Unterabtheilungen.

2) Murutsi.

3) Macquaina, Maquini, Baquaina.

4) Wankitsi, Wangketsen.
5) Mantätis oder Fikani.

4. Damara, im westlichen Theile des Hochlandes, durch eine große Wüste getrennt von den Beschuana, deren Sprache, Se schuana, sie in einer verschiedenen Mundart sprechen.

5. Ma-Karonga und viele andere Stämme des Hochlandes nördlich vom Zambezi oder Cuama.

C. Die östlichen Küstenstämme oder Kafern. Als die Portugiesen, nach Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung, die östlichen Küsten von Afrika beschifften, erfuhren sie von den am Zambeze und in Mosambique angesiedelten Arabern, daß die Landes-Eingebornen Kafirs seien, d. h. im Arabischen „Ungläubige," oder nicht zum Islam, der mohammedanischen Religion, bekehrte Menschen. Daraus ist seltsamer Weise der europäische Name Kafern entstanden, der vom ethnographischen Standpunkte gar keinen Sinn hat. Seine Bedeutung reicht, dem geographischen Raume nach, von den Gränzen des Hottentotten-Landes, oder des heutigen Kaplandes bis gegen die Seebucht Dalagoa. Darüber hinaus treten andere Namen auf, Stämme bezeichnend, die, so manchfaltig auch die Namen sein mögen, doch alle zu einer und derselben Familie, zu einer Nation, der Membamolua-Beschuana gehören, und deren Sprachen unter sich im Verhältniß von Schwestern stehen.

6. Kafern im engern Begriff. Sie sind zwar in vier politisch gesonderte Vereine gespalten, allein eine gemeinsame Sprache umschlingt sie alle. Diese zerfällt in drei Dialekte:

1) Ama-Kosa, deren Mundart auch von den Ama-Temba (Tambuki, Mathimba) und den Ama-Ponda (Hombonos, Mambukis) gesprochen wird.
2) Ama-Zula (Zulo, Hollontoten, Batwahs, Butwahs,

Abutua); die nördlichste Abtheilung der Kafern, weit ins Gebirge hinein.

3) Ama-Puta und andere Stämme um die Lagoa-Bucht und weiter nordwärts. Man rechnet sie nicht zu den eigentlichen Kafern, aber ihre Sprache ist nichts anders, als eine Mundart der Kosa-Zunge.

7. Makuana und mehrere andere Volksstämme sind die Bewohner der Küste Mosambique, vom Zambezi bis zum Kap Delgado, wo die —

8. Suhaili beginnen, welche längs der Küste von Zanzibar bis Magadoscho reichen. Noch mehrere andere Namen, deren es hier in Menge giebt, und die in vielen Fällen Synonymen sind, mögen hier übergangen werden.

Es scheint nicht bezweifelt werden zu können, daß die Urbevölkerung von Madagaskar, welche durch die Einwanderung der Malayen körperlich wie sprachlich verändert worden ist (LXI., 5), zur großen südafrikanischen Völkerfamilie gehört habe. Noch heute sind die unzugänglichen Gebirge des Innern von Madagaskar von einem Volkshaufen besetzt, der durch seine äußere Bildung an die Beschuana erinnert. Er ist unter dem Namen der Vinzimbern bekannt.

LXXXIII. Hottentotten. Das letzte der afrikanischen Völker nicht blos in dieser Liste, auch auf der Leiter der afrikanischen Menschheit, körperlich wie moralisch die niedrigste Stufe einnehmend. Das Südende von Afrika ist der Hottentotten Wohnplatz. Woher sie diesen Namen empfangen, ist unbekannt. Der Hottentott selbst nennt sich Quaiqua (Kwaïkwa). Dieser Volksstamm geht seinem Erlöschen entgegen. Auf dem Gebiet der Kaplonie, das sein Eigenthum war, als die ersten Europäer anlangten, ist er fast ganz ausgerottet. Man unterscheidet:

1. Eigentliche Hottentotten, welche ihre Sprache in drei Mundarten reden:

1) Quai-qua, innerhalb der Gränzen der Kap-Colonie;
2) Koraa-qua, Koranas, in den höheren Gegenden des Gariep-Flusses;
3) Namaa-qua, Goraa-qua, zu beiden Seiten des Unterlaufs und der Mündung des Gariep- oder Oranien-Stroms.

2. Saabs, wie sie sich selbst nennen, oder Buschmänner, wie sie von den deutschen Einwohnern des Kaplandes genannt werden. Ihre Sprache ist gewisser Maßen eine Schwester der Quai-qua.

3. Gri-qua ist der Name eines Bastard-Volks, welches aus der Verbindung deutscher Kolonisten und Hottentotten-Weiber entstanden ist und sich von seinem Ursprung väterlicher Seits total entfernt hat.

B. Die Pelagischen Neger.

LXXXIV. Pelagische Neger und Papuas. Bei diesem Zweige des Menschengeschlechts, den man als einen besondern Schlag oder Rasse anzusehen pflegt, kann von einer Eintheilung nach Sprachen nicht die Rede sein. Es sind zersplitterte Haufen von einem Theile der Menschheit, über dessen Vergangenheit nichts auf uns gekommen ist, und die selbst die lebhafteste Einbildungskraft, mit den gewagtesten Hypothesen nicht zu entschleiern vermag. Möge man in ihnen die schwachen Ueberreste von Völkern erkennen wollen, welche einst, vor der Verbreitung der heutigen Nationen in Südasien, die Urbevölkerung in diesen Gegenden der Welt bildeten, oder möge man sie von Afrika herleiten, mit dessen Negern die pelagischen Neger des Ostindischen Archipelagus und der West-australischen Inseln die auffallendste Aehnlichkeit haben, genug, daß wir sie heute und seit den Zeiten, wo die gebildeten Völker Europa's die Indische Welt kennen gelernt haben, überall nur auf kleinen Erdräumen, als zerstreute Haufen

finden, und, mit einer oder zwei Ausnahmen, nur auf Inseln, wo sie meist zwischen Völkern andern Schlages, insbesondere der Malayen, von Vorgebirg zu Vorgebirg verbreitet sind. Man unterscheidet: —

1. Pelagische Neger; zum Unterschied von den großen Neger-Nationen Afrika's die pelagischen genannt, weil sie, wie gesagt, nur Bewohner von Inseln sind, mit Ausnahme eines oder zwei Punkten auf dem festen Lande, wo wir sie in den Waldwildnissen des Innern der Malayischen Halbinsel unter dem Namen der Bilas und Samangs kennen gelernt haben, vielleicht auch an einem Punkte in den Gebirgen von Cochinchina. Pelagische Neger sind die ausschließlichen Bewohner der Andamanischen Inseln im Meerbusen von Bengal, und sodann der ganzen Kette der sogenannten Westaustralischen Inseln: Neu-Irland, Neu-Britannien, Salomons-Inseln, Santa Cruz, Neue Hebriden, Neu-Caledonien. Als äußersten Südpunkt ihres Verbreitungsbezirks pflegt man Vandiemensland zu betrachten, wo sie aber nicht allein, sondern in Gesellschaft der australischen Schwarzen wohnten, jetzt aber ausgerottet sind. Im Indischen Archipelagus findet man sie: auf Sumatra, Mindanao, Basilan, der philippinischen Insel Negros (nach ihnen so genannt), auf Paragua und auf Luzon, wo man sie allgemein Negritos (in spanischer Mundart) nennt. Vielleicht finden sich auch Spuren der pelagischen Neger im Innern der zu China gehörenden Insel Hai nan.
2. Papuas. Diese scheinen als ein Zwitterschlag des Menschengeschlechts angesehen werden zu müssen, entstanden aus der Mengung des Malayischen Bluts mit dem der pelagischen Neger. Man findet diesen Menschenschlag nur auf Neuguinea und den benachbarten kleineren Inseln, wohin die seefahrenden Malayen frühzeitig ihre Raubzüge unternommen haben mögen.

C. Die Schwarzen Australiens.

LXXXV. Alforas. Seit dem ersten Auftreten der Europäer in der Indischen Inselwelt haben sie daselbst Menschen schwarzer Hautfarbe, aber mit schlichtem Haar, kennen gelernt, welche auf den Molukken Alforas, Alfurus, Alfuris, Haraforas genannt wurden. Ihre Verbreitung geht durch den ganzen Archipelagus, namentlich findet man sie auf Formosa; auf Luzon und den Philippinen überhaupt, wo sie bei den spanischen Kolonisten Antas, oder Negritos del Monte (Waldneger) heißen; auf Mindanao; auf Celebes und den Molukken; in Borneo, wo sie Biadschos oder Dayaks genannt werden; auf Sumatra, Java, Ombay, und in Neuguinea, wo sie bei den Papuas Endamenen heißen.

Diesem Menschenschlage gehören auch die Eingebornen des kleinsten Festlandes der Erde an. Die Bewohner Australien's sind, ihrem ganzen Wesen nach, in körperlicher wie moralischer Hinsicht, Alforas, von allen Menschen auf der niedrigsten Stufe der physischen und intellektuellen Bildung stehend, im allerrohesten Zustande der Wildheit verharrend. Im höchsten Grade arm an Geist, lebt der Australier nur Familien-, fast nur Paarweise, ungesellschaftlich, nur beschäftigt durch den Ertrag der Jagd oder des Fischfangs den Hunger zu stillen, und sein Geschlecht fortzupflanzen, das in den Individuen und der ganzen Masse sehr wahrscheinlich von kurzer Lebensdauer sein wird.

Nachtrag zur Völker-Tafel.

S. 129—134.

Nach Beendigung des Drucks der Völker-Tafel hab' ich von einem jungen Freunde, der sich, auf Veranlassung des Mainzer Auswanderungs-Vereins, seit dem Jahre 1846 in Texas angesiedelt hat, eine Nachweisung der in diesem Staate lebenden Indianer-Stämme erhalten, die ich hier zur Ergänzung und Berichtigung der Liste auf Seite 132 bis 134 einschalten zu müssen glaube. Sodann finden sich auch in den Berichten des Kapitäns Frémont, vom Ingenieur-Corps der Vereinigten Staaten, die derselbe über seine Forschungsweisen im Oregon-Gebiet und in Ober-Californien dem Senate zu Washington erstattet hat, zerstreute Nachrichten über die in diesen Gebieten umherschweifenden Volksstämme. Wenngleich die zuletzt genannten Nachrichten in Bezug auf Sprachverwandtschaft der Stämme sehr dürftig sind, da Frémont keine Wörter-Verzeichnisse mittheilt und nur ganz im Allgemeinen, und noch dazu etwas dunkel über diesen Gegenstand spricht, so scheint doch das nachstehende Verzeichniß der Stämme der Kamantschen an der Stelle des, auf S. 132 enthaltenen treten zu müssen.

XLVI. Komanchen, — so, und nicht Kamantschen, klingt, nach der Angabe meines Texas-Freundes, dem deutschen Ohr der Name dieses Volks, dessen Spaltung in vier Hauptmundarten, wie es scheint beibehalten werden muß. Hiernach haben wir: —

1. die Shoshonen oder Sozonis (wie man in Texas spricht), auch Schlangen- (Snake-) Indianer genannt, als nordwestlichsten Zweig der Komanch-Nation, dessen Jagdrevier sich von den Cascaden und Dalles des Oregon-Stroms, da wo dieser das große Schneegebirge (Humboldt's See-Alpen der N.W.-Küste) durchbricht, längs des Lewis-Fork oder Schlangen-Flusses bis zum Grünen Fluß, Rio Verde der Spanier, einem der Quellflüsse des Colorado von Californien und über das Gebirge hinaus selbst bis nach Texas erstreckt. Zu dieser Abtheilung der Komanch-Nation scheinen zu gehören:

1) Die Wahlah-Wahlah am Flusse gleiches Namens, der sich von der linken Seite in den Oregon ergießt, und auf dessen rechtem Ufer am Flusse Jakima. (Diesen Stamm hab' ich oben S. 130 den Oregon-Völkern zugezählt, eben so:)

2) die Nez-Percés, d. i.: die Nasen-Durchlöcherten, oder Saptin, die ihr Haupt-Jagdrevier am Kuskusky, einem rechten Zuflusse des Schlangen-Flusses haben, ihre Jagdzüge aber auch bis zum Wahlah-Wahlah-Flusse ausdehnen.

3) Die Pischous, zu beiden Seiten von Clark's-Fork des Oregon- oder Colombia-Stroms, also oberhalb der Dalles (Stromengen), und der Vereinigung mit dem Lewis-Fork.

4) Die Selisch oder Flachköpfe, nördlich von den vorigen in den Flußgebieten des Barrier und des Okonagan, die sich in den Clark's Fork ergießen. Von den zwei zuletzt genannten Stämmen ist es unsicher, ob sie, der Sprache nach, den Shoshonen zugezählt werden dürfen, wahrscheinlicher ist es aber von —

5) den Molele, die im Flußgebiet des Fall-Flusses umherziehen, und von

6) den Waillaptu oder Cayuse, welche an dem Johannistag-Fluß, am Blauen Gebirge und am Fluß Malheur ihr Jagdgebiet haben, ihre Streifereien indeß bis an das Felsen-Gebirge ausdehnen. Ob —

7) die Tlamath oder Lutuami, die hoch im Gebirge der Cascaden, dem oben erwähnten Schneegebirge, um den See Tlamath hausen, aber auch bis nach der Küste des Stillen Meeres gehen, hierher zu stellen seien, scheint mir zweifelhaft. Unbedenklicher ist es mit Bezug auf —

8) die Punaschly oder Panacks, welche die Ufer des Lewis-Fork oder Schlangen-Flusses in der größten Erstreckung seines Laufs bejagen.

9) Die Sozonis in Texas zwischen des Brazos' Oberlauf und dem Trinidad-Flusse.

Der geographischen Lage nach müssen als zweite Abtheilung der Komanch-Nation —

2. die Apachen angenommen werden, wie der spanisch „Apaches" geschriebene Name wahrscheinlich wird ausgesprochen werden müssen. Diese Apachen leben auf der Westseite der Sierra Madre, welche Neu-Merixo begränzt, vornehmlich im Flußgebiet des Colorado von Californien und am großen Salz-See des großen Binnen-Beckens von Ober- oder Hoch-Californien. Frémonts Karte zufolge dürften folgende Stämme zu dieser Abtheilung zu zählen sein:

1) Die Jutahs (Utahs) in dem Lande um den großen Salz-See, der nach ihnen gewöhnlich den Namen führt und östlich über den Grünen Fluß (von den Shoshonen „Bitterwurzel-Fluß" genannt) und den Großen Fluß hinaus bis zu den nördlichen Gegenden von Neu-Mexico.

2) Die Pah-Jutahs, deren Hauptsitz um 3° südlicher, und südwestlich vom großen Salz-See liegt.

Im Gebiete des Rio Colorado von Californien sind folgende Stämme:

3) Timbabachi	am rechten Ufer.	7) Moquis	am linken Ufer.
4) Jumbuicrariri		8) Cosnieas	
5) Chemeguabas		9) Tejuas	
6) Genigueih		10) Jumas	

Der zuletzt genannte Stamm hat sein Jagdgebiet in der Gabel, welche der Colorado mit dem Rio Gila vor der Vereinigung beider Flüsse, und kurz vor der Mündung in den Meerbusen von Californien bildet.

11) Eigentliche Apachen, am Oberlauf des Rio Gila, zwischen zwei seiner nördlichen Zuflüsse, welche William's Fork und Sholey's Fork heißen.

12) Navahoes, Navajos oder Nabachhos (letzteres ist, nach der Angabe meines Texas-Freundes, wol die richtigere Aussprache) hausen auf der Westseite von Neu-Mexico in den Quellgegenden des Rothen und des St. Johns-Flusses, die sich in die linke Seite des Colorado von Californien ergießen; sodann aber auch im Flußgebiet des Colorado von Texas zwischen den Flüssen Pissapajunowa und Passiwono, wo sie ganz entschieden zu den eigentlichen Komanchen gerechnet werden. Die —

13) Lipans und Mescaleros leben gleichfalls in Texas zwischen dem Rio de Puercos und der Sierra de Guadelupe. Von den eigentlichen Komanchen werden sie Haiz, d. i.: Freunde oder Vettern genannt, worunter die Stamm- und Sprachverwandtschaft zu verstehen ist.

3. Die Arapahoes oder richtiger Arapachhos hausen in dem Hochlande, dem der Colorado des Westens oder Californiens, der Rio del Norte von Neu-Mexico, der Platte Fluß und der Arkansas entquellen. Zu ihnen gehören

die Käiowähs oder Kioways, welche in der ersten Liste (S. 133) den eigentlichen Komanchen zugezählt worden sind.

4. Die eigentlichen Komanchen, das Reutervolk, hauset ausschließlich in Texas und überschreitet das Hochgebirge niemals, um nach Californien oder den Oregon-Gegenden überzugehen. Die Komanchen haben ihre Weideplätze und Jagdreviere im Flußgebiete des Colorado von Texas, oder des Ostens, und in den Gegenden des obern Brazos. Sie spalten sich in zahlreiche Stämme, die nach ihren Häuptlingen genannt werden, folgender Maßen:

I. Stämme, welche ihre Weideplätze im Flußgebiet des Rio Colorado haben.

A. Rechtes Ufer des Colorado.

a) Rio de San Saba und Conjo:

1) Santa-Anna, ein Häuptling, der nach dem ehemaligen Präsidenten der Republik Mexico genannt wird, durchzieht mit seinem Stamm die Weideplätze zwischen dem Llano und San Saba bis zum Conjo oder Enehokue.

2) Pahajoko, was auf Englisch so viel als Fok in the water heißt, erster Häuptling aller der in den Niederlassungen von Texas bekannten Komanch-Stämme, durchzieht mit —

3) Kateumzi, d. h.: alte Eule, und

4) Buffalohumb, d. h.: Büffelhöcker, die Jagdgründe zwischen dem San-Saba und dem Conjo, jedoch mehr in östlicher Ausdehnung.

b) Zwischen dem Enehokue (Conjo) und dem Uranazweno:

5) Nokoni; 6) Essekuita; und 7) Puheua;

c) Zwischen dem Uranazweno und dem Narahono:

8) Tanemoe; und 9) Pero.

d) Zwischen dem Narahono und dem Woquequahono:

10) Teua; 11) Nonenoe; 12) Taeuaraoe; und 13) Quitarae.

e) Zwischen dem Waquequahono und Tagkanohi oder Pissapehunowa.

14) Japarichka; und 15) Quassare.

B. Zwischen dem Pissapejunowa und dem Passiwono, den beiden Quellflüssen des Rio Colorado.

16) Kaejua; und 17) Manakiko.

II. Stämme, welche ihre Weideplätze auf der Wasserscheide zwischen dem obern Colorado und dem Brazos haben, nämlich das Gebiet zwischen dem Passiwono, Peoan und Plata-Pinto oder Ekaoque, letzterer sich in den Brazos ergießt.

18) Der Stamm Sariteka; 19) Aracho; und 20) Togaroe.

III. Das Flußgebiet des Rio de los Brazos; und zwar zwischen dem Ekaoque und dem Tuscoque (River Bosque):

21) Der Stamm Juchta und 22) die Wäqoes oder Wäkuhs, d. h.: „Ausgestoßene," ein Gemisch von allen Komanch-Stämmen, welche ihre schlechten Subjecte ausgestoßen haben. Diese haben sich zu einem abgesonderten Stamm zusammengethan, der aber nur 40—50 Krieger stark ist.

IV. Zwischen dem obern Brazos und dem Trinidad ist endlich noch:

23) Der Stamm Tuachhare, welcher die lange Liste der Komanch-Nation beschließt.

Zweite Abtheilung.

Beschreibung

der

Sitten und Gebräuche

aller Völker des Erdbodens;

nach

der vergleichenden Methode.

Erstes Hauptstück.

Vom Lebensunterhalt.

---

§ 1.

Verschiedene Arten von Nahrungsmitteln.

Jenen Thieren gleich, von denen Aristoteles spricht, würde das Dasein des Menschen nur wenige Tage dauern, wenn er nicht rund um sich her Gegenstände zu seiner Nahrung fände. Indem er seinen Blick auf die Bäume und die Felder wirft, die ihn umgeben, nimmt der Mensch ein Mittel wahr, die thierische Bewegung seines Körpers zu verlängern und sieht sich von der Natur nicht verurtheilt, das Leben in dem Augenblick wieder aufzugeben, wo er das Licht der Welt erblickt hat.

Die einfachsten Pflanzen dienten der Mehrheit des Menschengeschlechts Anfangs zur Nahrung, und es dauerte ziemlich lange, bevor der Mensch, vom Hunger und von Hungersnoth getrieben, zum Fleisch der Thiere griff.

Wir genießen Alles, was der Magen zu verdauen vermag, und es ist davon weder die roheste Wurzel noch das gröbste Kraut ausgeschlossen, noch die ekelhaftesten Thiere, noch Aas, selbst nicht ein Mal Menschenfleisch; ja sogar zu einer mineralischen Substanz, zur Erde, greifen wir, um den Anforderungen des thierischen Lebens Genüge zu leisten.

Der Mensch im wilden Zustande unterscheidet sich nur

wenig von den Thieren und lebt von denselben Nahrungsmitteln, wie diese. Viele Völkerschaften nährten sich ehedem nur von wildwachsenden Wurzeln und es giebt eine große Anzahl von Inseln im Großen Ocean, deren Bewohner noch jetzt kein anderes Subsistenzmittel kennen. Mancher Volksstamm der Algonkin-Lenape in Canada nährte sich, in Ermangelung der Eicheln, von dem Saft oder der Haut, die sich zwischen dem Holz und der Borke der Birke oder Esche befindet. Von den wilden Aethiopiern erzählen uns die Schriftsteller des Alterthums, daß die Einen von der Frucht einer Pflanze lebten, die ohne Anbau in stehendem Wasser und in Sümpfen wächst, und Andere die zartesten Sprößlinge von Bäumen genossen, weshalb sie Hylophagen genannt wurden. Andere hatten nur die Wurzeln von Schilf und Rohr zur Nahrung und die Spermatophagen empfingen diesen Namen von dem Umstande, daß sie von Pflanzenkörnern lebten. Die alten Wenden, von denen noch ein kleiner Ueberrest in der Lusitz mitten unter den Deutschen vorhanden ist, genossen alle Arten von Kräutern ohne Unterschied, eben so die Guanchos, die längst ausgerotteten Bewohner der Canarischen Inseln, die zum Berbervolk gehörten.

Lemaire erzählt uns von einer Mahlzeit, der er auf dem Feuerlande beiwohnte. Die Einwohner, sagt er, kauten erst Wurzeln und Kräuter aller Art, und gossen, nachdem sie dieselben in ein großes Becken ausgespuckt hatten, Wasser darauf. Dann rührten sie diese Suppe eine Zeit lang um und überreichten darauf zweien ihrer Häuptlinge eine Portion.

Bei den Polynesiern auf Neuseeland war zu Cook's Zeiten die Wurzel des Farrnkrauts das Hauptnahrungsmittel.

Mehr als ein Thier erregt den Ekel des gesitteten Menschen, und er hat gegen dasselbe als Nahrungsmittel einen Widerwillen, der aus Gewohnheit oder Vorurtheil entspringt; dennoch giebt es vom Insect bis zum Reptil, das uns den

größten Ekel einflößt, kein Thier, welches nicht von Menschen verzehrt würde.

Die Spanier fanden in Amerika Völker, welche Schlangen von ungeheurer Größe genossen, andere, die Vorräthe von Ameisen und Fledermäusen anlegten. Und so ist es heut' zu Tage noch bei manchem der kleinen Volksstämme, die in den Urwäldern Brasiliens umherirren. Selbst in Aegypten, in der Hauptstadt dieses Landes und in ihren Umgebungen, leben Tausende von Menschen nur von Eidechsen und Schlangen. Die Völker Aethiopiens, welche die Alten Akridophagen nannten, führen diesen Namen von den Heuschrecken, die sie verzehrten: das Land war von diesen Thieren angefüllt und man machte große Feuer an, um sie im Rauch zu ersticken. Noch heute leben die Bewohner dieser Gegenden von demselben Nahrungsmittel, das eine große Beleibtheit zur Folge hat.

Die Kafern machen einen großen Leckerbissen aus der Maus, und die Spinne ist bei ihnen ein beliebtes Nahrungsmittel. Unter den Foyern zieht man das Hundefleisch dem Fleische aller andern Thiere vor; ein Vorzug, der sich bei vielen andern Völkern findet, so bei den Algonkin-Lenape und den Irokesen; ja einige Mongolen haben die Gewohnheit, die Hunde zu kastriren, um sie fetter und ihr Fleisch schmackhafter zu machen. Jene Indianer Nord-Amerika's mästeten, Behufs großer Festgelage, Bären zwei bis drei Jahre lang. Die Delöten und viele andere Wanderstämme der Mongolen und Turken genießen in der Regel Pferdefleisch und ziehen Stutenmilch der Kuhmilch vor.

Das menschliche Ungeziefer scheint für manche Völker ein wahrer Leckerbissen zu sein. Die Hottentotten fressen Läuse: man muß, sagen sie, die Thiere verzehren, die uns verzehren wollen. Die alten Mexikaner hielten sie für heilsam und behaupteten, es sei besser, sie zu essen, als zwischen den Nägeln zu tödten; noch heute ist diese Ansicht in Mexico verbreitet

und hat sich zum Theil auf die indo-europäischen Einwanderer verpflanzt. Für die Komanchen ist das menschliche Ungeziefer ein Leckerbissen. Unter den Polynesiern von Tahiti wird die Laus von Jung und Alt ebenfalls genossen, so daß diese Gewohnheit über die ganze Erde verbreitet ist.

Obwol es nicht geläugnet werden kann, daß die Natur, vermöge der Organisation der Verdauungs-Werkzeuge, den Menschen zum Omnivoren bestimmt zu haben scheint, so ist es doch nicht erwiesen, daß seine organische Constitution ihn durchaus zwinge, auch von Fleisch sich zu nähren; allein der Gebrauch Thiere zu essen hat von Alters her die Ueberzeugung festgestellt, daß sie nur auf der Erde sind, um uns zum Futter zu dienen. Die Erde ist darum überall zu einem großen Fleischscharren geworden; solch' entsetzliches Gemetzel erregt nicht das mindeste Mitleid und man findet nur unter den Hindus die Anhänger des Brahmaglaubens, denen das Vergießen von Blut Abscheu einflößt. Diese Hindus bedecken den Mund, damit ja keine Fliege darin ihren Untergang finde, und sie tragen einen kleinen Besen in der Hand, um die Mücken, für deren Leben besorgt, von sich zu scheuchen; ja die Sorge geht so weit, daß ein Mal im Jahr den Fliegen ein großes Festmahl angerichtet wird, bestehend in einer Schüssel gezuckerter Milch; und es gehört zu den gewöhnlichen Dingen, daß in Ameisenhaufen Reiskörner geworfen werden.

Aufmerksamkeiten dieser Art nennen wir, nach unsern Begriffen, kindisch; denn der Mensch ist zu seiner Vertheidigung gezwungen, eine große Menge Thiere zu tödten. Ueberflüssig scheint es zu untersuchen, ob derjenige, welcher zum ersten Mal das Fleisch eines Thieres genoß, Ekel und Furcht empfand. Alles, was darüber seit Plato und Plutarch in schönem Redeschmuck gesagt worden ist, scheint eben nicht auf klaren Begriffen zu beruhen. Der wilde Mensch, vom Hunger getrieben, glaubt Alles erlaubt und seine Einbildungskraft ist

nicht im Mindesten für die Begeisterung empfänglich, welche man bei ihm vorausgesetzt hat.

Dem Arzte steht es zu, uns zu sagen, welche Menge von Uebeln dieser Gebrauch in die Gesellschaft gebracht hat, und wie diese Verderbungskeime, indem sie sich mit dem Blute vermischten, die Geschlechter ansteckten, die noch geboren werden sollten. Selbst dann, wenn das Fleisch mehrerer Thiere und im Besondern derjenigen, welche von Fischen leben, uns nicht schädlich wäre, ist es dennoch gewiß, daß dieser Gebrauch die Sinnlichkeit vermehrt und jene sanften Empfindungen entartet, welche man unter den Völkern findet, die nur von Vegetabilien leben.

Allein der Mensch entdeckte bald eine neue Quelle von Genüssen, und er kostete sie, ohne an die Folgen zu denken. Die Thiere, die uns wegen ihres Naturells am meisten interessiren, fielen bald unter dem Schlachtmesser, und der Anblick des Blutes, das in großen Strömen floß, konnte den Hang zur Sinnlichkeit nicht aufhalten. Selbst die Jagd, die vom Bedürfniß erdacht wurde, ward zum Vergnügen und man fand und findet an Todtschlag und Metzelei Belustigung und Zeitvertreib, eine der „nobeln Passionen," an der jetzt auch der große Haufe der gebildeten Völker seinen Theil haben will; endlich ging man so weit, die Thiere zu verstümmeln, um ihr Fleisch schmackhafter zu machen, eine der „schönen" und doch so scheußlichen Erfindungen, die über die ganze Welt verbreitet worden ist. Einige Thiere jedoch hielt man für unrein und der Gesundheit schädlich, und man enthielt sich des Genusses ihres Fleisches. Doch wollen wir diese Wunderlichkeiten nicht weiter verfolgen und nicht untersuchen, was für gute oder schlechte Gründe diesen Begünstigungen und Ausschließungen zum Grunde lagen!

Man beschränkt sich nicht auf das Fleisch, man trinkt sogar das noch warme Blut der eben getödteten Thiere; so unter

den Finnen die Ostiaken, die es leidenschaftlich lieben; ferner die Samojeden, welche sogar behaupten, daß es ein Schutzmittel gegen den Scharbock sei, und es giebt afrikanische Völker, bei denen es eine Ehrensache ist, wer am meisten warmes Blut herunter zu schlucken vermag!

Bei der Wahl der Nahrungsmittel darf es jedoch nicht übersehen werden, daß der Mensch in dieser Beziehung an das Klima seines Wohnplatzes gebunden ist. Die Bewohner der nordischen, und der kalten Länder überhaupt, finden im Pflanzenreich nicht Nahrungsstoff genug, und sehen sich genöthigt zum Thierreich zu greifen. Man kann in der That die Erde nach der Nahrungsweise des Menschen, in 4 Zonen theilen. Diese sind: —

1) Die Zone der Fleischspeisen, welche auf der nördlichen Halbkugel in ihrer südlichen Gränze ungefähr dem Lauf einer Isotherme folgt, indem diese Gränze, in der Neuen Welt, bei der Mündung des Oregon beginnt, nach Labrador zieht, Grönland umschließt, die Alte Welt an der Küste des nördlichen Norwegen trifft und nun den Kontinent in gebogener Linie so durchschneidet, daß sie ihn zwischen Japan und Jeso verläßt.

2) Die Zone der Pflanzen- und Fleischspeisen erstreckt sich südlich von jener Gränze bis zum Wendekreis des Krebses.

3) Die Zone der Pflanzenspeisen wird vom heißen Erdgürtel gebildet; und endlich —

4) Eine zweite Zone der Pflanzen- und Fleischspeisen ist jenseits des Wendekreises des Steinbocks in der südlichen Hemisphäre.

Auf hohen Gebirgsländern und Plateaux der Tropen tritt die erste Zone mit in die dritte.

Rohe Völker sind wegen der Beschaffung ihres Lebensunterhalts gemeiniglich sehr in Sorge. Die atlantischen Algonkin-Lenape aßen giftige Pflanzen, die sie erst durch Zurichtung

genießbar machten; äthiopische Völkerschaften genossen die giftigsten Thiere; und ohne von Mithridates zu sprechen, wollen wir nur des Mädchens gedenken, das lange Zeit von Giftpflanzen lebte, ohne daß sie ihr schädlich wurden, und wodurch sie selbst, wie uns Aristoteles berichtet, zu einem sehr feinen Gift ausgebildet wurde.

Ganze Nationen nähren sich übrigens vom schmutzigsten Unflath. Die Hottentotten verschlingen gierig die Eingeweide und selbst den Koth der Thiere, und von Würmern zerfressenes Luder ist ihnen ein Leckerbissen. Andere Afrikaner sind nicht wähliger und mehrere von ihnen halten Fleisch erst dann für schmackhaft, wenn es halbfaul ist, wie europäische Feinschmecker den Wildbraten mit „haut gout“ jedem andern Braten, und den „lebendig gewordenen“ Käse jedem andern Käse vorziehen! Die Samojeden genießen jedes Aas, ausgenommen von Hunden, Katzen, Hermelinen und Eichhörnchen. Bei den Reutervölkern der Asiatischen Steppen, den Mongolen und Turken ist die gewöhnlichste Art, das Fleisch mürbe zu machen die, daß man es unter den Sattel legt, und es ein paar Tage lang — bereitet!

In Arakan genießt man Fische nicht anders, als wenn sie verdorben sind, und benutzt sie in diesem Zustande zu einer Art Brühe, die in andere Speisen gemengt wird, und so stark riecht, daß ein Fremdling es kaum ertragen kann.

Die Nahrungsmittel einiger anderen Barbaren-Völker setzen noch mehr in Erstaunen. Wenn es den Hylogonen, deren Diodor von Sicilien gedenkt, an Lebensmitteln gebrach, so feuchteten sie alte, verlegene Häute an und verspeisten sie, wenn sie das Haar in heißer Asche abgesengt hatten. Sobald bei den Jakuten eine Frau entbunden ist, nimmt der Vater des Kindes die placenta, kocht sie und regalirt damit Verwandte und Freunde. Die Topinambos verzehren die tanica und einen Theil der Nabelschnur neugeborner Kinder!

Die Abessinier begießen die Fleischspeisen, welche sie halbgar auf den Tisch bringen, sehr oft mit Galle.

Der Mensch sucht und findet die seltsamsten Mittel zu seiner Subsistenz, wenn er aufs äußerste gebracht ist. Zur Zeit der Ligue sammelten die Pariser auf dem Kirchhofe der Unschuldigen aus den Gräbern die Menschengebeine, zermalmten sie und buken daraus Brod.

Es scheint sogar, daß die Fortschritte der Civilisation einen übereinstimmenden Geschmack nicht herbeiführen; denn die Siamesen ziehen die Gedärme und die allerschmutzigsten Eingeweide demjenigen Theile des Schlachtviehs vor, der für uns der schmackhafteste ist.

Um endlich diese Ueberschau zu vollenden, haben wir noch zu erwähnen, daß man sogar die menschlichen Excremente genossen und den Urin getrunken hat.

Der Heretiker Tronchelin wurde in einigen Provinzen ums Jahr 1185 so hoch verehrt, daß sich das Volk drängte, um seinen — Urin zu trinken; die Gärtner unter den Chinesen bezahlen die Excremente eines Fleischessers viel theurer, als die eines Fischessers und sie kosten davon, um sie zu unterscheiden.

Die Heiligkeit der Gugis und Fakirs unter den Hindus besteht hauptsächlich darin, nichts zu essen, was nicht mit Kuhmist gekocht oder angemacht ist; dieser Mist steht in so hohen Ehren, daß die meisten Hindus sich des Morgens davon auf die Stirn, die Brust und die Schultern legen, „weil er die Seele reinigt."

§ 2.

Von der Menschenfresserei im Besondern.

Unter den verschiedenen Gewohnheiten, welche gewissen Völkern eigenthümlich gewesen sind, und sich bei anderen Nationen noch gegenwärtig vorfinden, ist der Gebrauch, seines

Gleichen zu verzehren, ohne Zweifel der auffallendste und merkwürdigste.

Die alten Geschichtsschreiber erzählen, daß es zur Zeit der Geburt Jesu Christi selbst in Europa Menschenfresser gegeben habe. Ohne des blutigen Gottesdienstes Erwähnung zu thun, der bei den Kelten in Gallien, und gewisser Maßen auch bei den alten Deutschen herrschend war, müssen wir der Bewohner Jerne's gedenken, die damals noch nicht aus der Kindheit der Menschenbildung herausgetreten waren. Strabo's Erzählung, dessen Glaubwürdigkeit der große Geograph von Amasia jedoch nicht verbürgen will, macht die Kelten von Jerne, die heutigen Ersen oder Irländer, zu — Anthropophagen; sie seien, sagt er, Vielfresser, und hielten es für rühmlich, die Leichname ihrer verstorbenen Aeltern zu verzehren. Auch Diodorus behauptet, daß die Ersen Menschenfresser gewesen. Diese Angaben könnte man gewisser Maßen für fabelhaft halten, wenn sie nicht von einer Stelle in den Schriften des heil. Hieronymus unterstützt würden, worin dieser berühmte Kirchenvater erklärt, daß er während seines Aufenthalts in Gallien gewisse Secten oder Attacotten, d. i.: Kelten aus Irland, Menschenfleisch habe genießen sehen.

Strabo erwähnt der Anthropophagie auch bei den Skythen und Sarmaten, bei den Massageten, den Derbiken und Indern. Die Massageten hielten es für den besten Tod, wenn sie hochbejahrt mit Hammelfleisch zerhackt und so zusammen gemischt von den Anderen verzehrt wurden.

Unter den neuern Völkern war die Menschenfresserei nirgends allgemeiner, als in Amerika, und nirgends empörender, als in Guinea. Aus Amerika wird sie von den Eskimos, von den Irokesen, Cariben und vielen anderen Völkerschaften des Guarani-caribischen Stammes am Orenoco, Maranjon, in Paraguay und in Brasilien berichtet. Selbst die halbauf-

geklärten Indianer Mexico's und Peru's waren ihr zur Zeit der Entdeckung Amerika's ergeben.

Daß die Battas auf Sumatra Cannibalen sind, ist außer Zweifel, aber die Art und Weise, wie sie es sind, ist wol ohne Beispiel. Das Menschenfressen findet nicht blos im Kriege Statt, wie bei einigen anderen wilden Völkerschaften, sondern verzehrt zu werden, ist die feierliche und nach Berathschlagung gestellte Strafe für gewisse Kapitalverbrechen.

Es giebt fünf Fälle, in welchen verordnet wird, den Verbrecher zu verzehren, und von diesen Fällen ist Ehebruch das erste und höchste Verbrechen. Das Urtheil wird im vollen Rath der versammelten Häuptlinge gesprochen, und drei Tage nachher, wenn die ganze Nachbarschaft versammelt ist, vollzogen. Das Opfer wird dann mit ausgestreckten Händen gebunden und der beleidigte Theil gefragt, was er verlange. Er verlangt vielleicht die Ohren; diese werden augenblicklich abgeschnitten, und der Beleidigte verzehrt sie ganz ruhig, entweder roh mit Zitronensaft und Pfeffer, oder zugerichtet, wie er es vorzieht. Jeder Anwesende schneidet sich ab und verzehrt, was ihm beliebt. Handflächen und Fußsohlen gelten für Leckerbissen. Und wenn Alle befriedigt sind, so schneidet der Hauptgegner den Kopf ab, trägt ihn mit sich nach Hause und steckt ihn auf dem Giebel seines Hauses auf. Es wird also der Verbrecher buchstäblich lebendig gefressen, und mit einer Ueberlegung und Kälte, die eben so einzig in ihrer Art, als Schauder erregend ist.

Die Wahrheit dieser Thatsachen kann nicht bezweifelt werden, da sie die Battas selbst dem Berichterstatter und seinen Gefährten ganz einfach erzählten, und nichts Besonderes daraus zu machen schienen. Die Härte der Strafe macht das Verbrechen selten. Noch ist zu bemerken, daß der beleidigte Theil, nach seinem Gefallen die Strafe in eine Vergütung an Geld verwandeln kann, wozu der Geiz sie dann auch nicht

selten bringt. Kurz es ist, wie Shylok's Pfund Fleisch, ein Ersatz, zu welchem die verletzte Partei ein Recht hat, und womit sie verfahren kann, wie sie will.

Man hält die Battas für Verwandte der Hindus, ob in ethnographischer und sprachlicher Hinsicht, oder blos in Beziehung auf Religion, ist nicht entschieden ausgesprochen. Jedenfalls giebt aber jener Gebrauch einen Beweis von dem blutigen Geist der Hindu- oder Brahma-Religion, welcher das Tödten einer Kuh oder Ameise hoch verdammlich erklärt, dagegen aber mit Menschenleben und mit menschlichen Empfindungen ihr Spiel zu treiben beliebt!

Vormals war es bei den Battas auch Gebrauch, ihre Aeltern aufzufressen, wenn sie zu alt wurden, um noch nützliche Arbeiten zu verrichten; sie sagen aber, daß dies in der neuern Zeit abgekommen sei. Man sollte natürlich vermuthen, daß das Volk noch auf der Stufe der größten Barbarei stehe; allein, sonderbar genug, ist das nicht der Fall, vielmehr haben die Battas viele edle und achtungswürdige Eigenschaften. In Beziehung auf Ehrgefühl und Wahrhaftigkeit stehen sie hoch über ihren Nachbarn, namentlich auch der Bengalis auf dem Festlande von Indien.

Manche Eigenthümlichkeiten herrschen noch bei ihnen, die hier zu erwähnen sind, weil sie mit der Anthropophagie in Verbindung stehen. Ein Mann z. E. darf keine Frau aus seinem eignen Stamme nehmen, sondern muß sich eine von einem andern Stamme suchen, die ganz verschiedene Vorfahren aufführt. Gegen dieses Gesetz zu sündigen, wird mit Verzehrt zu werden bestraft. Wenn zwei Männer Streit bekommen, und sich nicht versöhnen können, so bekriegen sie sich; ehe sie aber mit den Feindseligkeiten anfangen, muß der Krieg öffentlich auf dem Markte angekündigt werden, damit der Andere gehörig auf seiner Hut sein könne. Sollte Einer den Andern tödten, ohne vorher den Krieg öffentlich erklärt zu haben, so

würde auch er verurtheilt, verzehrt zu werden. Aber auch nach öffentlich erklärter Feindseligkeit zwischen Einzelnen, darf der Gegner nur getödtet, nicht aufgefressen werden. Nur bei großen Gelegenheiten, wenn die ganze Nation in den Krieg zieht, ist das Fressen der Feinde erlaubt.

Daß der Kannibalismus auch unter den Einwohnern Neuseelands, die zur polynesischen Abtheilung des weit verbreiteten Malayen-Volks gehören, herrschend sei, kann nicht bezweifelt werden. Die Verwünschungen im Munde dieses Volks bestehen ausschließlich in Ausdrücken, welche auf ihre kannibalischen Gewohnheiten Bezug haben. „I 'kai na to wangáná," oder Ill, friß deinen Kopf; „kai kon to watua," d. h. Friß von deinen Alten, und viele andere Flüche, geben Zeugniß von ihren rohen und kannibalischen Empfindungen. Diese Feste der Antropophagie beschränken sich nicht auf das Schlachtfeld, sondern auch die Sklaven sind, bei dem geringsten Versehen, dessen sie sich zu Schulden kommen lassen, der Gefahr ausgesetzt, erschlagen, zerfleischt, und ihr Fleisch gekocht und verschlungen zu werden.

Man hat hinreichende Gründe zu der Annahme, daß die Bewohner der verschiedenen Inseln im Großen Ocean, selbst in dem glücklichsten, fruchtbarsten Erdstriche, wo die Hauptnahrung in Früchten besteht, und die Bevölkerung so ansehnlich ist, nichts desto weniger alle vor Zeiten Menschenfresser gewesen und theilweise es noch sind. Die Einwohner von Tanna, die zur Rasse der Schwarzen (LXXXV.) gehören, gaben Cook und seinen Begleitern mehr als einmal zu verstehen, daß sie die Reisenden tödten, ihnen den Leib aufschneiden und sie fressen würden, wenn sie sich ohne ihre Bewilligung zu weit ins Land wagen sollten. Als wir, erzählt der ältere Forster, absichtlich diesen Theil ihrer Rede mißverstanden, und ihn so auslegten, als ob sie uns etwas Gutes zu essen vorsetzen wollten, überführten sie uns durch Zeichen, die keiner Miß-

deutung fähig waren, daß sie von unsern Armen und Beinen mit ihren Zähnen das Fleisch herunter reißen würden.

In Mallikollo hatten die Reisenden ebenfalls Anzeigen, daß die Einwohner Menschenfresser sind; eine Erfahrung, welche sich auf allen übrigen der Westaustralischen Inseln, so namentlich auf den Eilanden der Louisiade, auf den Salomons-Inseln u. s. w. wiederholt hat. Die Tahitier, vom Malayen-Stamme, pflegten Cook und seinen Reisegefährten oft von Inseln zu erzählen, wo Menschenfresser wohnten; z. B. von einer bergigen Insel Mannua, jenseits Tabumanu, deren Einwohner nur wenige Kähne besäßen, aber sehr wild und unbändig wären, wilde grimmige Augen hätten, und Menschen fräßen. Zuletzt sagten die Tahitier, daß sie selbst ehedem Menschenfleisch genossen hätten, und nannten daher ihre kannibalischen Vorfahren Tahe-ai, d. i.: Menschenfresser.

Die Neuseeländer und Tahitier gehören übrigens, wie wir aus der ersten Abtheilung dieser ethnographischen Umrisse wissen, zu einem und demselben Menschen- und Volksstamme (s. oben S. 158), woraus zu folgen scheint, daß die Anthropophagie ein gemeinschaftlicher Gebrauch dieser malayisch-polynesischen Völkerschaften gewesen zu sein scheint.

War aber dies der Fall bei Völkern, die innerhalb der Wendekreise einen Ueberfluß an Lebensmitteln besitzen, so wird daraus nur immer wahrscheinlicher, daß nicht, wie gemuthmaßt worden, Hungersnoth diese greuliche Gewohnheit auf den polynesischen Eilandfluren und in Sumatra veranlaßt haben könne.

Forster glaubt ihren Ursprung und den Grund vieler anderen Abscheulichkeiten, wodurch diese Völkerschaften charakterisiret sind, in der Fehlerhaftigkeit ihrer frühesten Erziehung suchen zu müssen. Die Freiheit, worin die Knaben heranwachsen, ohne von den Vätern im Zaum gehalten zu werden, wird zuletzt zu einer unbändigen Ausgelassenheit. Der unabhangige Geist, der in diesen Knaben herrscht, muß, nach dem

Bedünken dieser Völker, auf keinerlei Weise gedämpft werden; er ist die Seele ihrer Gesellschaft. Daher darf die Mutter ihr Kind nicht schlagen, so boshaft und unlenksam es immer sein mag. Bald erwächst aus dieser Zügellosigkeit ein jähzorniges Gemüth, welches keinen Widerstand erdulden, und kein Wort anhören will, sobald es, nach ihrer Denkungsweise übel ausgelegt werden kann. Die Leidenschaft erhitzt sie dergestalt, daß sie ungeduldig sind, bis sie Rache üben können, und die Einbildungskraft, die so wenig, als ihre übrigen Kräfte Maaß und Ziel leidet, macht aus jeder Beleidigung ein Hauptverbrechen, welches nur mit dem Blut des Thäters wieder gut gemacht werden kann. Jetzt wissen sie sich selbst keine Schranken mehr zu setzen; sie ziehen zur Schlacht mit lautem, wildem Feldgeschrei; alle Gesichtszüge, alle Glieder am Leibe werden nach dem Takte verzuckt. Sie schwenken ihre Waffen, stampfen mit dem Fuße auf die Erde, und stöhnen fürchterlich alle zusammen. Hierauf geht das Kriegslied wieder an; der ganze Trupp ist voll Wuth und Raserei, und stürzt, wie von Furien angefeuert, ins Handgemenge. Die siegende Partei macht Alles ohne Gnade nieder, und in der Wuth — verschlingt sie nun die Leichname der Erschlagenen! Es ist schwer den Rückweg zu finden, wenn man ein Mal über die Schranken der Menschlichkeit hinausgegangen ist. Endlich wird diese übereilte That zur Gewohnheit, und bald darauf gehört es zur Siegesfeier des Ueberwinders, daß er von dem Ueberbleibsel seiner Feinde einen — Schmaus halte. Das letztere ist in der That der neuseeländische Gesichtspunkt der Sache.

Daß der Gebrauch, das Fleisch der eigenen Gattung zu verzehren, bei einigen Neger-Völkern Afrika's auch jetzt noch im Schwunge sei, daß Gefangene von dem erzürnten Sieger, oder Erschlagene von dem wüthenden Todtschläger gefressen worden sind, und noch gefressen werden, ist wol nicht zu bezweifeln. Denn wie könnten Neger, die in die Hände der

Europäer gerathen, die Furcht äußern, gefressen zu werden, — was sie doch gethan haben, — wenn sie von dieser Unmenschlichkeit ganz frei wären?

Darin aber scheinen sich die Neger zu unterscheiden, daß sie nicht mit kaltem Blute einen Menschen umbringen, in der Vorabsicht, sein Fleisch zu verzehren, und es auf öffentlichem Markte feil zu bieten. Man will dies von den Bewohnern Dahomé's gehört haben, was aber von anderen Berichterstattern geläugnet wird, indem sie hinzufügen, man sehe niemals einen Fleischmarkt in Guinea, das geschlachtete Vieh werde sogleich unter die Nachbarn vertheilt und die Neger wären überhaupt keine großen Fleischesser. Daß aber die Dahomeher früher wirklich Menschenfleisch verzehrt haben, gesteht selbst Isert, einer der einsichtsvollsten Beobachter der Völker an der Guineaküste; und von den Nationen der Elfenbeinküste im Besondern wird versichert, daß ihnen Menschenfleisch sehr angenehm schmecke. Dasselbe erzählte ein Weib aus der Provinz Mattogrosso in Brasilien dem Ritter Pinto: Menschenfleisch, besonders von jungen Leuten, sei sehr wohlschmeckend. Ja selbst in Deutschland ist bei der Hungersnoth, die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts herrschte, der Fall vorgekommen, daß ein Hirte einen jungen Menschen erschlug, zuerst um seinen Hunger zu stillen, dann aber mehrere andere, weil er Geschmack am Menschenfleisch fand!

Unter den Aschantern herrscht in Kriegszeiten noch jetzt die Sitte, daß die Priester, welche die Heere begleiten, die Herzen einiger von den erschlagenen Feinden zerschneiden, nach vielen Ceremonien magische Worte darüber sprechen, und die Stücke mit Blut und heiligen Kräutern vermischen. Derjenige von den Kriegern, welcher noch keinen Feind getödtet hat, muß von diesem Gemengsel kosten, da es ein herrschender Glaube ist, daß der Geist der Erschlagenen sie sonst verfolgen und ihnen Kraft und Muth rauben würde. Dies ist nun wol

nicht eigentliche Anthropophagie, die indessen von den Molua berichtet wird, als sie im 16. Jahrhundert von dem Hochlande Afrika's, mit ihren Heeresmassen nach den Küstenländern von Congo herabstürmten. Auch gegenwärtig ist es bei verschiedenen, in Angola wohnenden Stämmen der südafrikanischen Völkerfamilie Sitte, das Fleisch todeswürdiger Verbrecher zu verzehren. Wer bei solchen Gelegenheiten ein großes Stück Menschenfleisch erobern kann, schmeichelt sich mit der Hoffnung, einst unter die Häuptlinge aufgenommen zu werden. Nach dieser Gräuelscene kehrt die ganze Gesellschaft vom Richtplatz in's Dorf zurück, und bringt den Rest des Tages mit den ausschweifendsten Lustbarkeiten zu. Wem ein Stück Fleisch zu Theil geworden, der röstet und verzehrt es unter wildem Freudengeschrei.

Von den Botokuden in Brasilien ist es übrigens bekannt, daß sie Streifzüge auf Menschen unternehmen, blos allein um an dem Fleische derselben ihren Hunger zu stillen. Vorzüglich machen sie Jagd auf die nach Brasilien übergeführten Neger-Sklaven, indem sie deren Fleisch dem von Weißen vorziehen. Den Getödteten saugen sie zuerst das Blut aus, das ihnen das Leckerste zu sein scheint. Ist die Jagd sehr ergiebig gewesen, und daher großer Ueberfluß an Erschlagenen vorhanden, so schneiden sie den Negern auch nur die Waden und das Inwendige der Hände aus, welches wahre Leckerbissen sein sollen. Das Fleisch wird nur geröstet und durchaus nicht gar gebraten. Auch von anderen Brasilianischen Völkerschaften, die nicht zur Guarani-Familie gehören, versichert man, daß sie Menschenfresser seien, so u. a. von den Goïtacas, einem kleinen Stamme um Kap Frio, und den benachbarten Tomajos, die ihre gegenseitigen Gefangenen fressen; von den Uerequenas, welche die Ufer der Flüsse Issana und Issa bewohnen, die sich an der Westseite des obern Theils des Rio Negro in denselben ergießen.

§ 3.

Tafel = Gebräuche. Art zu essen.

Wir wollen und können uns nicht auf alle diese Gebräuche einlassen, von denen einige auf die Reinlichkeit Bezug haben, andere aus dem Drange entstanden sind, die Tafel=Gesellschaft zu unterhalten und sich gegenseitig Freundschafts = Beweise zu erzeigen, während noch andere auf abergläubigen Vorstellungen, und wieder andere auf den Begriffen von Höflichkeit beruhen, die bei den verschiedenen Völkern von der manchfaltichsten Art sind. Der Ursprung der zuletzt genannten Gebräuche läßt sich schwer nachweisen.

Die Malajalam können nichts genießen, wenn sie sich nicht Morgens und Abends waschen, und man hält Diejenigen für gottlos, welche diesen Gebrauch vernachläßigen.

Unter den Russen ist es Sitte, daß der Hausherr sowol als die Hausfrau ihren Gästen zuerst ein Glas Branntwein anbietet, und die Hausfrau darauf allen Gästen der Reihe nach einen Kuß giebt.

Bei den Bewohnern des alten Cyrene war es gebräuchlich, daß ein angesehener Mann, wenn er irgendwo zur Tafel war, eine ganze Schaar seiner Freunde ungeladen mitbringen durfte.

Unter den meisten der kleinen Völker an der Westküste des tropischen Afrika herrscht der Gebrauch, daß man beim Beginn eines Mahls einige Tropfen starken Getränks in ein Loch träufelt, welches in die Erde gemacht wird und dann verschiedene Bündel Palmenrinde, die im Eßsaale aufgestellt sind, mit demselben Getränke benetzt.

Die Juden, als sie noch im Lande der Verheißung lebten, pflegten vor der Mahlzeit ihre Sünden auf einen Ziegenbock zu laden, und diesen in die Wüste zu jagen; die neuern Juden werfen sie heut' zu Tage auf die Fische; nach der Mahlzeit gehen sie oft an's Ufer eines Wassers und schütteln darin ihre Kleider aus.

Die Tisch-Geräthe und die Art zu essen hängen in jedem Lande von den Sitten, den Vorurtheilen, vom Zustande der Künste und den Fortschritten der Gesittung ab.

Ohne von den wilden Völkerschaften zu reden, die in der Art zu essen einen allgemeinen Gebrauch nicht befolgen, essen die Lappen, die nördlichsten der Finnen, auf der Erde, indem sie die Füße gegen einander halten. Die alten Kelten im heutigen Frankreich legten sich auf Wolfs- und Hundehäute zur Seite eines flammenden Feuers, an dem sie Fleischstücken brieten: den tapfersten unter ihnen wurden die besten Stücke dargereicht, auf eine ähnliche Weise, wie Ajax, Hector's Besieger, im Homer von den Helden des griechischen Heeres belohnt wird.

Bei den meisten Völkern des schwarzen Menschenstamms der Neger herrscht ebenfalls der Gebrauch, daß man sich beim Essen mit gekreuzten Beinen auf die Erde legt, man stützt sich dabei auf den einen oder andern Ellenbogen, oder hält die Hintertheile auf die Fersen.

Die Künste vervollkommneten sich; die Gesellschaft bildete sich in großen Städten; man erfand die Forderungen der Beschützung und des Anstandes, was auch Veränderungen in den Gebräuchen bei der Mahlzeit herbeiführte, die von da an sitzend eingenommen wurden.

Zu Homer's Zeit standen die Gäste noch; aber der Luxus machte Fortschritte und man erfand Betten; die Tischgenossen legten sich. Doch dies war unbequem und vertrug sich nicht mit der Lage des Magens, der nun nicht mehr so viel Speisen in sich aufnehmen konnte; um aber der Völlerei freien Lauf zu lassen, nahm man zu — Brechmitteln seine Zuflucht. Die Mahlzeiten der Römer müssen einen gewissen Anstrich von Traurigkeit gehabt haben und darum verweilt das Auge ungern auf den Figuren, welche der P. von Montfaucon davon gegeben hat. Man erkennt darin gewisser Maßen nur — Thiere,

die ausgestreckt sind, um die Freuden der Tafel besser genießen zu können: es bildeten sich so wunderliche und seltsame Begriffe, daß es für ein Zeichen des Schmerzes und der Kasteiung galt, wenn man bei Tafel sitzen wollte. Cato, indem er über die Uebel nachdachte, die aus dem Bürgerkriege Cäsar's und Pompäus' für die Republik entstehen würden, nahm nicht anders, als in dieser Stellung seine Nahrung ein.

Die Völker des Morgenlandes haben sie beibehalten, weil sie träge und entnervt, und in ihren alten Gebräuchen seit zweitausend Jahren unbeweglich geblieben sind. Diese Stellung wechselt jedoch in den verschiedenen Ländern so zwar, daß z. B. die Japaner nur auf Beine und Knie gestützt ihre Mahlzeiten einnehmen.

Die Art und Weise der Zubereitung der Speisen ist noch weniger gleichförmig. Die Alten scheinen den Wein nur erwärmt getrunken zu haben, wie es heut' zu Tage noch die Chinesen thun, und wie es selbst in Deutschland hin und wieder gebräuchlich ist. Man glaubt sogar, daß die Griechen heißes Wasser tranken und das Brod nur in dem heißen Zustande genossen, wie es aus dem Ofen kam. Plinius versichert, daß die heißen Getränke nicht natürlich seien; andere Schriftsteller behaupten das Gegentheil und ihr Streit ist nur ein Spiel mit Worten.

An einer andern Stelle werden wir auf die Reinlichkeit zurückkommen: man begreift leicht, daß die wilden Völkerschaften diese Eigenschaft nicht besser kennen, als die Thiere; beim Essen streichen sie sich die Finger an den Beinen, den Geschlechtstheilen, den Fußsohlen ab!

Wie es beim Anrichten der Mahlzeiten unter den verschiedenen Völkern der Gegenwart zugeht, und bei denen des Alterthums zugegangen ist, wird aus drei oder vier Beispielen ersichtlich sein.

Lemaire wohnte bei den Feuerländern einer Mahlzeit zweier

Häuptlinge bei. Man brachte zwanzig bis dreißig Fuß lange Tragbahren herbei, auf denen rohe und geröstete Wurzeln lagen, die unter die Personen des Gefolges vertheilt wurden; den beiden Häuptlingen legte man sechszehn, noch blutende Schweine vor, aus denen die Eingeweide herausgenommen waren; die Borsten waren über einer Flamme abgesengt worden und um sie zu braten, hatte man ihnen glühende Steine in den Leib gelegt.

Als Xenophon von seinem berühmten Rückzug der Zehntausend aus Asien zurückgekehrt war, zog er mit seinem Heer nach Thrakien und trat hier in den Sold des Königs Seuthos. Nachdem er den Vertrag mit diesem Fürsten abgeschlossen hatte, wurde er zu einem großen Festmahl eingeladen.

Die Gesellschaft bestand aus den Angesehensten unter den Thrakern, welche sich in Seuthos' Gefolge befanden, aus griechischen Offizieren und den Deputirten der Städte; Alle setzten sich in die Runde und man stellte große Schüsseln vor sie hin, die mit zerschnittenem Fleisch angefüllt und an denen große Brode befestigt waren. Es gab an die zwanzig dieser Schüsseln und die meisten wurden den Fremden vorgesetzt; aber es war ein Gesetz bei den Thrakern, und Seuthos gab davon ein Beispiel, daß Jeder von der Schüssel sich bedienen mußte, die vor ihm stand. Er riß die großen Brode, von denen wir gesprochen haben, ab, und warf Stücke davon denjenigen Personen zu, die er mit diesem Zeichen der Höflichkeit ehren wollte. Eben so machte er es mit dem Fleische, von dem er für sich selbst nur soviel zurück behielt, um es kosten zu können; die anderen Tischgenossen, welche Schüsseln vor sich stehen hatten, folgten dem Beispiele des Königs. Die Mundschenke credenzten den Wein in Hörnern, davon Jeder für sich nahm, ohne es weiter zu geben.

Man hatte schon eine Zeit lang getrunken, als einer der thrakischen Herren, der einen Schimmel besaß, sein Trinkhorn

nahm und sich mit den Worten an Seuthos wandte: Ich trinke auf Deine Gesundheit und gebe Dir dieses Pferd, mit dem Du allen Feinden entweichen wirst, die Dich verfolgen möchten, und Du Alle einholen wirst, die vor Dir fliehen werden: ein Anderer schenkte dem Fürsten einen Sklaven; noch ein Anderer Kleidungsstücke für seine Gemalin. Timasion, indem er wie die Uebrigen auf des Königs Gesundheit trank, gab ihm eine silberne Phiole mit einem Teppich, der auf zehn Minen geschätzt wurde. Nun erhob sich ein Athenienser, und sprach: Es ist eine alte und schöne Sitte, daß die Reichen den Königen, um diese zu ehren, Geschenke darbringen, und daß die Könige die Armen beschenken. Indem ich diese Sitte befolge, setzt Ihr mich in die Lage, Euch zu beschenken und Euch zu ehren. Als das Horn an Xenophon kam, sprach er, vom Wein schon etwas aufgeregt: Ich gebe Dir, mein lieber Seuthos, mich selbst und meine Kriegsgefährten als gute und treue Freunde: Du kannst auf sie zählen, wie auf mich, und ihre Unterstützung wird für Dich hinreichen, ein großes Reich zu erobern, was das deines Vaters war, und um es noch zu erweitern. Du wirst auch im Besitz einer großen Menge Pferde, Männer und schöner Weiber sein, und nicht Raub wird es sein, der sie Dir verschaffen wird, sondern sie werden von selbst zu Dir kommen mit reichen Geschenken beladen.

Seuthos, schon trunken, trank mit Xenophon und stieß mit seinem Horn mit dem seines Nachbarn an: dann traten Cerasürtinen ein, welche kriegerische und melodische Weisen auf Flöten und Trompeten bliesen, die von Ochsenhäuten gemacht waren. Der König erhob sich, schrie vielmehr ein Kriegslied, als daß er es sang, und entsprang mit vieler Geschicklichkeit gleichsam als wolle er weiteres Zechen vermeiden.

Die Tafeln der Reichen unter den Chinesen sind schön lakirt und mit sehr schön gearbeiteten seidenen Teppichen belegt.

Man bedient sich keiner Matten, Servietten, Messer und Gabeln, noch der Teller: jeder Tischgenosse hat zwei Elfenbein- oder Ebenholzstäbchen, die er sehr geschickt zu führen versteht.

An der Unterscheidung der Stände fehlt es bei den Mahlzeiten nicht. Sie giebt sich fast bei allen Völkern, selbst den rohesten, kund, und man sieht strenge darauf, daß nur Gleiche an Reichthum, Geburt oder Würde mit einander speisen. Weiter unten, im zweiten Hauptstück, werden wir sehen, daß selbst Sklaven zu stolz sind, um mit ihren Weibern und Kindern gemeinschaftlich zu essen, eine Sitte, die dem männlichen Geschlecht aller Neger-Völker eigen ist, während andere Völker niemals allein essen und sich zur Vertreibung der Langenweile auf ein anderes Extrem werfen. Die Tagaler auf den Philippinen müssen wenigstens einen Tischgenossen haben, und zuweilen kommt es vor, daß sie lange umherlaufen müssen, ehe sie einen solchen auftreiben können; ja sie hängen so fest an dieser Sitte, daß sie selbst beim ärgsten Hunger nicht eher zu Tische gehen, bis sie einen Genossen gefunden haben.

Die Tahitier, welche die Gesellschaft lieben und sehr friedlichen Charakters sind, essen dennoch stets allein: alle Glieder einer und derselben Familie machen sich davon; zwei Brüder, zwei Gatten, zwei Schwestern und selbst der Vater und die Mutter haben ihren besondern Brodkorb; sie setzen sich drei oder vier Schritt auseinander, drehen einander den Rücken zu und nehmen ihre Mahlzeit ein, ohne ein Wort zu verlieren; ja man geht so weit, daß die Speisen der Frauen von anderen Personen, als die der Männer zubereitet werden.

Die Lebendigkeit einer zahlreichen Tischgenossenschaft galt in der Folge als ein Zeichen der Freude und man stellte an großen Festtagen große Gastereien an. Die berühmteste Gasterei, deren die Geschichtsbücher gedenken, ist die der zwei und zwanzig tausend Tafeln, welche Cäsar den Galliern ausrichtete. Große Stücke galten als Merkmal der Auszeichnung

und so briet man einen ganzen Ochsen für eine Schüssel bei einem Abendtisch des Antonius und der Cleopatra.

Ein sehr wichtiger Punkt im Leben der Wilden ist die Subsistenz und in der That der einzige, der ihre Thätigkeit in Anspruch nimmt. Die ganze Nation der Algonkin-Lenape ging auf die Jagd, als ging es in den Krieg, und man bereitete sich dazu durch große Gastereien und durch Anrufung der Götter vor. Ueberhaupt haben sich seit den ältesten Zeiten und bei allen Völkern die wunderlichsten Feierlichkeiten bei den Mahlzeiten entwickelt. Possenreißerei ist ein Hauptvergnügen der Wilden, wie des großen Haufens unserer Städte, den man die Wilden der gesitteten Völker nennen kann: je toller es bei den Gastereien Beider zugeht, desto größer ist die Freude.

Speisen die Malayen der Mala Diven allein, so begeben sie sich in den entlegensten Winkel ihres Hauses und lassen alle Vorhänge herunter, um ja nicht gesehen zu werden. Dieser Gebrauch entspringt aus einer uranfänglichen Gewohnheit, unterdeß aber auch die Begriffe von Zauberei, die bei den barbarischen Völkern sehr verbreitet sind, eine große Rolle dabei spielen, indem sie fürchten, daß ihre Speisen behext werden möchten. So hat auch derselben Ursache halber, bei den Malajalam und den Tulava ein Jeder sein eigenes Trinkgeschirr, das er überdem beim Trinken nie mit den Lippen oder Zähnen berührt; er gießt den Trank, mit hintergebogenem Kopf, in den Schlund.

Bringen die Jäger- und Fischervölker von der Jagd oder dem Fang große Vorräthe mit heim, so versammeln sie sich zu einem gemeinschaftlichen Mahle, bei dem es wüst und toll hergeht: Schon Diodor erzählt uns die seltsamsten Dinge von den Ichtiophagen in Asien, Gebräuche, die sich unter gewissen Schattirungen bis auf den heutigen Tag erhalten haben.

Die Gewohnheit zu andern Tageszeiten zu trinken und in

andern Stunden zu essen findet sich bei mehreren wilden Völkerschaften. Sie ist aus der Nothwendigkeit entsprungen, erhielt sich aber, selbst dann, wenn man Quellen und Flüsse hatte. Eine verpflanzte Völkerschaft behält unter einem andern Klima dieselbe Lebensweise bei, welche sie früher befolgte: so finden wir bei verschiedenen Völkerschaften Brasilien's, die ihre Wohnsitze verändern mußten, den Gebrauch, auf den sie streng hielten, daß sie sich des Essens enthalten, wenn sie trinken, und eben so des Trinkens, wenn sie essen. Die Akraer und Foyer trinken nie anders als nach der Mahlzeit.

Der Mensch, der weder Anstand kennt noch einen Begriff von Höflichkeit hat, befindet sich in großer Verlegenheit, wie er seinen Gästen Freundschaft beweisen oder ihnen Vergnügen bereiten soll; denn alsdann legt man ihm diese Pflicht auf. Bei den meisten Stämmen der Algonkin-Lenape forderte der Wirth seine Gäste beständig zum Essen auf, ohne selbst etwas zu genießen, bei andern Stämmen desselben Volks mußte er die Gesellschaft mit Gesang unterhalten.

Bei vorgerückter Civilisation will man seinen Freunden Vertrauen beweisen; man behandelt sie wie Verwandte. So herrscht in China der Gebrauch, daß der Hausherr, wenn er sich recht gebildet zeigen will, sich entfernt, während seine Gäste sich gütlich thun.

Im rohen Zustande haben die Freundschaftsbezeugungen einen großen Anstrich von Wildheit und Grobheit. Bei den Mongolen faßt man den Gast beim Ohre, um ihn zum Trinken zu nöthigen und kneifft ihn so lange, bis er den Mund aufsperrt, dann klascht man in die Hände und fängt an vor ihm zu tanzen. Wird Jemanden ein Fest gegeben, so nehmen zwei Personen aus der Gesellschaft ein Paar Tassen, singen und springen, um sie dem Ehrengast zu überreichen; allein in dem Augenblick, wo dieser die Hand danach ausstreckt, ziehen sich die beiden Lustigmacher zurück, und fangen ihren Scherz

von Neuem an. Giebt der Held des Festes mit heiterm Gesicht seinen Wunsch zu erkennen, daß er trinken wolle, so singt man und stampft mit den Füßen so lange, als er die Tassen geleert hat.

Ein Kamtschadale kniet vor seinem sitzenden Gaste; er schneidet ein großes Stück Seehundsspeck ab und steckt es ihm in den Mund, indem er dabei wie ein Besessener schreit: „Tana", d. h.: „da hast Du es"; was der Gast nicht herunter schlingen kann, und was ihm von den Lippen herunterfließt, verzehrt der Wirth. Will ein Kamtschadale einen Landsmann zum Freunde haben, so ladet er ihn zum Essen zu sich ein. Gast und Wirth entkleiden sich in der glühend geheizten Jurte. Während der erstere die ihm vorgesetzten Speisen verschlingt, unterhält der andere das Feuer: der Fremde muß das Uebermaß von Hitze und Speise genießen. Wol zehn Mal muß er sich übergeben, bevor er sich für überwunden erklärt, doch endlich muß dies geschehen und er geht nun auf den Freundschafts-Vertrag ein. Eine kurze Frist erkauft er mit einem Geschenk an Kleidungsstücken oder Hunden, denn der Wirth droht ihm, die Jurte so heiß zu machen, und ihn mit Speisen so voll zu pfropfen, bis daß er todt sei. Der Gast hat das Recht der Gegenrache; er behandelt seinen Wirth auf dieselbe Weise und verlangt von ihm gleiche Geschenke. Sollte der Wirth die Einladung des Gastes nicht gleich annehmen, so setzt er sich in der Jurte so lange fest, bis er Geschenke bekommen hat.

Sucht man nach einem vernünftigen Grunde für diese Thorheiten, so wird man einräumen müssen, daß hierin eine Art Probe liege, ob der Mann, dessen Freundschaft man sucht, auch Schmerz zu ertragen vermag. Der Kamtschadale, der die Kosten des Mahls trägt, will wissen, ob dieser Fremder auch die Kraft besitze, für ihn den Schmerz zu ertragen, indem er ihm zugleich einen Theil seines Vermögens abgiebt.

Während der Gast ißt und trinkt, heizt man immer mehr ein und verlangt endlich als letzten Beweis seiner Zuneigung einen Theil seiner Hunde und Kleidungsstücke. Der Wirth macht nun dieselben Ceremonien bei dem Fremden durch und zeigt seiner Seits, mit wie großem Muthe er seinen Freund vertheidigen kann. So erkennt man, daß die seltsamsten Gebräuche einen ganz einfachen Grund haben!

Ueberfluß an Speis' und Trank gilt als Merkmal des Reichthums. Schon die Barbaren wollen sich darin auszeichnen. Wie machen's die Negerkönige? Beim Trinken lassen sie die Hälfte ihres Palmenweins aus dem Munde längs ihres langen Bartes fließen und lieben es, in Mitten kleiner Bäche Weins zu sitzen; und dieser Schmutz gilt bei diesen Völkern für Pracht!

Wie seltsam auch immer die Begriffe sein mögen, die man sich von der Reinlichkeit gebildet hat, so entspringen doch daraus die wunderlichsten Gebräuche und die schmutzigsten Völker erkünsteln darin die größte Zierlichkeit. Die Neger führen die Stücke ihrer Speisen niemals anders, als mit der rechten Hand zum Munde, weil die andere zur Arbeit bestimmt ist; es würde, sagen sie, unanständig sein, daß diese Hand das Gesicht berühre; und halten es für ein schweres Verbrechen, wenn dieses Vorurtheil verletzt wird. Die Malajalam sind noch ängstlicher: bei ihnen ist es fast ein todeswürdiges Verbrechen, die Speisen mit der linken Hand zum Munde zu führen.

Es sind abergläubige Vorstellungen der seltsamsten Art über die Nahrungsmittel entstanden, und eine einzige Frucht, welche auf ganz natürliche Weise Unwohlsein oder Krankheit erzeugt, oder auf irgend eine Weise von einem Feinde vergiftet worden ist, genügt, um alle Begriffe darüber zu verwirren, denn alsdann glaubt man an Hexerei und Zauberei, und unmöglich ist es, die Masse kindischer Gebräuche herzu-

zählen, die sich in allen Ländern vorfinden. Der König eines kleinen Negerstaats ißt niemals von den Früchten, die auf seinen eigenen Feldern wachsen, weil eine alte Ueberlieferung will, daß sie unfruchtbar werden würden, wenn er es thue; man fürchtet ohne Zweifel, daß bösgesinnte Unterthanen einen Zauber auf die Aernten des Königs werfen könnten.

Bei gewissen Völkern herrscht in alle dem, was die Nahrung der Fürsten betrifft, eben so viel Zartheit, als Aberglauben. In Tahiti päppelt man die Häuptlinge wie Kinder; und bei den Banda-Völkern der großen südafrikanischen Familie nimmt der König von Loango seine Mahlzeiten in zwei verschiedenen Häusern ein; in dem einen ißt er, in dem andern trinkt er.

Die Anwohner des Gabun-Flusses, die zu derselben Völkerfamilie gehören, sind leidenschaftliche Branntweintrinker, kommen sie aber an Bord europäischer Schiffe, so nehmen sie nicht eher einen Tropfen auf die Lippen, bevor sie nicht ein Geschenk erhalten haben; ganz frech äußern sie, ob man sich denn einbilde, daß sie für nichts und wieder nichts trinken sollten, und man darf nicht hoffen, auch nur den kleinsten Handel mit ihnen zu treiben, wenn man sie unbefriedigt läßt.

§ 4.

Künsteleien bei den Tafelfreuden, Völlerei, Gefräßigkeit.

Der Mensch war der gewöhnlichen Freuden, welche die Tafel bietet, bald überdrüssig, er wollte neue haben. Die Einbildungskraft strengte sich an, Verfeinerungen zu ersinnen, und die Eitelkeit wie andere Leidenschaften mehr trugen dazu bei, diese Verfeinerungen zu vermehren. Die Kunst des Genusses vervollkommnete sich und man sah sie in kurzer Zeit bei den civilisirten Völkern die höchste nur immer mögliche Stufe ersteigen. Die Wilden raffiniren nach ihrer Weise; allein diese Künstelei hat mehr Rohes und Grobes, als Zartes und Feines.

Wir wollen uns nicht bei den Thorheiten aufhalten, von denen Sueton spricht, nicht bei den Schmausereien, bei denen man Schüsseln auftrug, welche die Lebern der seltensten Fische, das Gehirn von Fasanen und Flamants, Pfauen-Zungen und Murenen-Milch enthielten; andere Rebhuhn-Eier, Köpfe von Turteltauben und Papageien, von Vögeln, die singen und sprechen gelernt hatten; auch die abendlichen Gastereien von Cleopatra, Lucullus, Clodius und Apicius lenken unsere Aufmerksamkeit weniger auf sich, als Thatsachen, welche den Menschen zu schildern vermögen und zu seiner Geschichte beitragen können.

Die großen Herren im Lande des Mono-Motapa parfümiren ihren Wein, ihre starken Getränke und ihre Speisen mit grauem Amber, Moschus und anderen Wohlgerüchen. Ein englischer Schiffskapitain wurde von dem Aga zu Mochha in Arabien zu einem Festmahle eingeladen. Nach aufgehobener Tafel führte man ihn in ein Nebengemach, wo vier Knaben ihn und den Aga bedienten; der eine Knabe hatte ein Kohlenbecken in der Hand, der zweite ein Paar Servietten und die beiden andern eine Schüssel mit grauem Amber, Aloëholz und anderen wohlriechenden Sachen. Man legte dem Kapitain Servietten auf den Kopf, und ließ darunter die Wohlgerüche dampfen, was ihm sehr behaglich zu sein schien.

Die barbarischen Völker thun wenig für die Vervollkommnung der Kochkunst; wenden sie aber Künsteleien an, so nehmen sie ihre Zuflucht zu Wohlgerüchen, oder zu starken Getränken; bei den civilisirten Nationen dagegen sucht man die Speisen auf die schmackhafteste Weise zuzubereiten. Die Völker des Alterthums hielten die Künstler der Küche in hohen Ehren und man bemerkt, daß sie, mit Ausnahme Posidipp's, nicht einen einzigen Sklaven-Koch in ihren Schauspielen auftreten lassen. Die Sybariten und andere Völker Calabrien's setzten Preise für Diejenigen aus, welche neue Entdeckungen in der

Kochkunst machen würden; man verlieh goldne Kronen von großem Werth den Erfindern neuer Brühen, und damit nicht genug, so hatten sie auch noch ein ganzes Jahr lang den ausschließlichen Genuß ihres Geheimnisses, das sie sich theuer bezahlen ließen, wenn man es wollte kennen lernen.

Als der Luxus Alles verderbt hatte, wurden die Mahlzeiten durch Ausschweifungen und Grausamkeiten besudelt. In Babylon ward es Sitte, daß die Weiber sich nach und nach entkleideten, bis sie ganz nackt bei Tische saßen: Mädchen und Frauen zeigten so alle ihre Reize und — das galt als Zeichen einer guten Erziehung. Endlich ließ man, um alle Freuden zu genießen, vor der Tischgesellschaft Gladiatoren kämpfen und diese vor den Augen der Gäste die Hälse brechen!

Völker, welche nichts zu verfeinern verstehen, überlassen sich in Bezug auf ihre Nahrung, zum mindesten der Freßgier und Gefräßigkeit. Als die gefräßigsten sind alle Völker mongolischen oder vermischten Ursprungs in allen Klimaten, und selbst im heißen Erdgürtel, bekannt. Diese Gefräßigkeit bezeugen glaubwürdige Schriftsteller namentlich von den Tungusen, von den Eskimos, von den Lappen und andern Finnen, von den Turkvölkern der Nogai und Kirgisen, von den verturkten finnischen Baschkiren, selbst von einzelnen Völkerschaften der Hindus und Indo-Chinesen, von den meisten Neger-Nationen, von den Hottentotten und von den Indianern beider Hälften Amerika's.

Von den Guanchen, den alten Berber-Einwohnern der Canarischen Inseln, erzählt man sich, daß sie in Einer Mahlzeit zwanzig Kaninchen und eine Ziege verzehren konnten; und die Eskimos in Grönland sehen es gern, wenn ihre Kinder, nachdem sie den Magen vollgepfropft haben, sich auf der Erde rollen, „um die Eingeweide zusammen zu pressen und neuer Speise Platz zu machen." Die Gefräßigkeit der Jakutan geht so weit, daß sie sich an Festtagen nackt hinsetzen,

um den Bauch desto besser anfüllen zu können; und eine Königin von Hawaii legte sich nach jeder Mahlzeit auf den Fußboden, um sich von einem Paar ihrer — Kammerherren den Bauch mit Fäusten und Füßen drücken und kneten zu lassen, damit der Magen besser verdaue.

Athenäus führt mehrere Beispiele einer großen Gefräßigkeit an. Er erzählt vom Athleten Theagenes und mehreren Griechen, daß sie in einem einzigen Tage einen ganzen Ochsen verzehrt hätten; von Milo, dem Crotoniaten, welcher zwanzig Pfund Fleisch, eben so viel Brod und drei Congien (à zehn Pfund) Wein zu sich nahm; von Astydamas, der allein das ganze Festmahl verschlang, welches für acht Personen angerichtet war; von einer Frau, Namens Aglaïde, welche in einer Mahlzeit zwölf Pfund Fleisch, vier Samodios Waizenbrod und ein Congie Wein verzehrte.

Alle Völker sinnen auf Mittel, recht viel Speisen zu sich nehmen zu können, um so die Freuden der Tafel über das Bedürfniß hinaus zu verlängern; die heißen Getränke und die auflösenden sind unter diesen Mitteln noch lange nicht die schimpflichsten. Die Omaguas geben jedem Tischgenossen, bevor er sich zur Tafel setzt, eine Spritze, und die Alten forderten oft mitten in der Mahlzeit ein Nachtgeschirr; aber die ärgste Rohheit, die an's Viehische gränzt, findet sich bei den Römern, die sich bei ihren Mahlzeiten mehrmals übergaben, um den Magen aufs Neue füllen zu können. Diese Herren der Welt errötheten nicht über einen solchen Gebrauch und ihre Sinnlichkeit war von der Art, daß sie, um ihr zu genügen, vor den schmerzhaften Wirkungen des Brechmittels gar keine Furcht hatten.

Man glaubte den Gästen ein Zeichen der Anhänglichkeit dadurch zu beweisen, daß man sie durch ewiges Nöthigen veranlaßte, über ihre Kräfte zu essen und zu trinken, und diese üble Sitte des Nöthigens herrscht auch gegenwärtig noch

unter den aufgeklärtesten, namentlich den germanischen Völkern: Die Deutschen und die mit deutschem Blut am meisten gemischten Kelt-Franzosen geben davon ein Beispiel, das sich auch unter den roheren Slaven stark auszuprägen pflegt. Es scheint sogar, daß man, wenn Ueberredung nicht fruchten wollte, zur Gewalt schritt: denn Karl der Große gab ein Gesetz, zufolge dessen Niemand gezwungen werden durfte, mehr zu trinken, als er wollte; ein anderes Gesetz verurtheilte die Soldaten, ein gewisses Quantum Wasser zu verschlucken, wenn sie irgend Jemand zum Trinken einluden.

Die Unmäßigkeit wurde unter den aufgeklärten Völkern zum Bedürfniß und man sah Männer diesem Laster mehr fröhnen, als Kinder. Zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts gehörte es zur guten Sitte, eine Dose mit Zuckerwerk bei sich zu führen, die man einander anbot, wie man heut' zu Tage die Schnupftabacksdose bei sich trägt. Der Herzog von Guise hielt seine Zuckerdose in der Hand, als ihn in der Schlacht von Blois die tödtliche Kugel traf. Ludwig XIII. war ein großer Freund von Pfefferkuchen, und unter seiner Regierung trug Jedermann in Frankreich dergleichen Kuchen in der Tasche und aß beständig davon.

Die Maaßlosigkeit im Essen und Trinken hat den Geschmackssinn zu Grunde gerichtet; die gewöhnlichen, oder natürlichen Genüsse werden unschmackhaft und man sucht künstliche auf. Man setzt Getränke zusammen oder Würzspeisen, die geeignet sind, die Sinne zu erregen, ein Gebrauch, der sich bei allen Völkern, den aufgeklärtesten, wie den rohesten findet. Zahllos sind die verschiedenen Arten der Zusammensetzung, denen man die gebrannten Wasser unterworfen hat, um sie reizbarer zu machen und unzählig sind die Mittel, vermöge deren der Mensch sich zu berauschen sucht.

Die Völker im Zustande der Wildheit haben immer Kräuter, Früchte oder starke Getränke, mit denen sie sich trunken

machen, und man muß in der That den Scharfsinn bewundern, den sie anwenden, um mit den geringen Verstandeskräften und Hülfsmitteln, über die sie zu verfügen haben, zu jenen Entdeckungen zu gelangen. Vermittelst jener starken Getränke versetzen sie sich beim Kampf mit dem Feinde in Wuth; und keine Vorstellung vermögen wir uns von der Tobsucht zu machen, in welche die Völker des Morgenlandes nach dem Genuß des Opiums verfallen. Die Osmanen unter den Turken, die Perser unter den Indo-Germanen, vor allen aber die Chinesen sind es vornehmlich, welche sich diesem Laster in Uebermaaß ergeben haben.

Die Gier der Wilden nach starken Getränken ist nicht zu bewältigen. Die Algonkin-Lenape in Canada geben Alles für ein Glas Branntwein hin und zerreißen sich im trunkenen Zustande mit den Zähnen, wie die Wölfe. Die — Wilden unter den aufgeklärten Völkern machen's nicht viel besser. Wer hat nicht mit Ekel Branntweinsäufer, deutsche Trunkenbolde sich blutig schlagen sehen? Die Chica, ein widerliches Getränk, wie es wenige giebt, ist der heißgeliebte — Schnaps der Moros, der Chiquitos, der Aïmaras, selbst der Kitschuas und überhaupt fast aller Völker in den Tropenländern von Süd-Amerika.

Wenn der Kamtschadale sich in einen recht freudigen Zustand versetzen will, so greift er nach einem gewissen Pilze, der bei ihm die Stelle des Opiums vertritt; theils ißt er ihn, theils drückt er den scharfen, berauschenden Saft heraus. Mit Maaß getrunken giebt dieser Saft eine freudige Stimmung, auch Muth, aber in Uebermaaß genossen, versetzt er in einen Zustand von Trunkenheit, mit der Zuckungen und Irrreden verbunden sind. Dem Pilze schreibt der Kamtschadale alles Uebel zu, was ihm aus dem Genuß desselben erwächst, nichts desto weniger sucht er ihn mit der größten Gier, die nicht zu bezähmen ist. Die Korjäken, in deren

Lande dieser Pilz nicht wächst, fangen in einem Gefäß den Urin Desjenigen auf, der von dem Saft getrunken hat, und saufen, um sich zu berauschen, diesen heillosen, und für sie doch so zauberischen — Liqueur!

§ 5.

Bestrafung der Trunkenbolde und Gefräßigen. Verbote bei der Tafel. Mäßigkeit im Essen und Trinken.

Die berauschenden Getränke erzeugen schreckliche Wirkungen. Einige Gesetzgeber erließen Verordnungen, um den Folgen zu steuern, andere verboten sie vollständig als ein Gift, das den Menschen verthiert und wüthend macht; sie erkannten, daß die meisten Todtschläge im Zustande der Betrunkenheit begangen werden, und so viele Zänkereien und Streitigkeiten, welche die Gesellschaft unter den Leuten aus dem Volke beunruhigen, aus derselben Quelle entspringen.

Die alten Mexikaner tranken nicht eher gebrannte Wasser, bis daß sie die Erlaubniß der Obrigkeit dazu erlangt hatten; und diese gestattete es nur alten Leuten und Kranken. An Fest- und an Tagen öffentlicher Arbeiten gingen Beamte umher und theilten Jedem eine kleine Portion aus. Derjenige, welcher sich berauschte, wurde öffentlich barbirt, und man riß sein Haus nieder, um damit anzudeuten, daß er nicht länger würdig sei, in der Gesellschaft zu leben, weil er aus freien Stücken momentan den Verstand verloren habe. Ueberdem wurde sein ganzes Vermögen vom Fiscus eingezogen. Noch strenger waren die Gesetze bei den Tlascalanern; sie gestatteten den Genuß starker Getränke nur den Greisen, die bei militairischen Arbeiten arbeitsunfähig geworden waren.

Aufgeklärtere Gesellschaften wollten nicht eine ganze Nation zwingen, auf jene Genüsse Verzicht zu leisten, und begnügten sich daher, ihnen einige Beschränkungen aufzuerlegen. Eine geistliche Verordnung, die unter Karl dem Großen

erlassen wurde, bedrohte mit der Strafe der Excommunication denjenigen, welcher, beim Heerbann stehend, sich betrinken würde. Als die Dänen nach England kamen, verbreiteten sie eine so große Vorliebe für die Trunksucht, daß man sich genöthigt sah, alle Schenken eingehen und in den großen Burgflecken und den kleinen Städten nur eine bestehen zu lassen; außerdem wurde jedes Trinkgefäß mit Nägeln und Stiften geaicht, und Jeder mit schwerer Strafe belegt, der über diese Markzeichen hinaus in Einem Zuge trinken würde.

Wenn ein Athenienser ein einziges Mal in einer öffentlichen Schenke gespeist hatte, so durfte er nie wieder vor dem Areopag erscheinen; und im Mittelalter war es bei den Malajalam Sitte, daß Weintrinker nicht als Zeugen vor Gericht erscheinen durften. Anderwärts beschränkte man sich darauf, den Genuß der starken Getränke den Weibern zu verbieten, und dabei war man so strenge, daß z. B. die Alten jedes Weib, welches sich dem Trunk ergab, als Ehebrecherin bestraften.

Auch als Privatleute hat man, ohne von den Gesetzen gezwungen zu sein, zu den seltsamsten Vorsichtsmaßregeln gegen die Trunkenheit gegriffen. Wenn die Skythen mit einander tranken, entlockten sie ihren Bogensehnen Töne, um den Arm zu erheben, als Mittel gegen die Verführung zur Trunkenheit.

Einige Nationen bezeugten ihre Verachtung gegen Trunkenbolde und Vielfräßige auf sehr auffallende Weise. Die alten Scoten z. B. ließen sie saufen und fressen ganz nach Belieben, zur Strafe dafür aber belegten sie die Unmäßigen mit der Todesstrafe des Ertränkens. Ueberhaupt zeichneten sich die alten Kelten durch große Mäßigkeit aus, während die alten Germanen arge Säufer waren. Nachklänge dieser Eigenschaften haben sich in den Nachkommen beider Nationen erhalten.

Strafgesetze gegen den Mißbrauch erschienen bald ungenügend

und man griff zu noch heftigern Mitteln. So überredete Decenäus, Pontifex der Geten, sein Volk, trotz dessen Vorliebe für den Wein, alle Reben auszurotten, eine Maaßregel, die durch die Begeisterung für die Freiheit begünstigt wurde; denn da ihr Land nicht Wein genug erzeugte, so fürchteten sie, daß diese Gewohnheit sie in die Sklaverei führen könnte.

Neben die aufgeklärten oder wilden Völker, welche die Trunksucht verabscheuen und gegen sie einschreiten, muß man andere stellen, die, nur die Körperstärke schätzend, den am höchsten achten, der am meisten zu trinken vermag. Mongolische und turkische Nationen waren stolz auf die Trunksucht, und die fünf und zwanzigste Fabel der Edda erzählt uns, daß die alten Scandinavier eben so stolz waren, wenn sie recht viel Wein trinken konnten. Unter den Georgiern gilt der nicht für einen Christen, der sich nicht wenigstens zu Ostern und Weihnachten betrinkt, und man geht darin so weit, daß er excommunicirt wird. Unmäßigkeit im Essen und Trinken, die den persönlichen Muth entnervt, kann einer militärisch organisirten und auf Mäßigkeit gestützten Republik nicht zusagen; darum verordnete ein Gesetz des Lycurgus, daß sich die jungen Spartaner jeden zehnten Monat vor einem Ephorus stellen mußten, um bestraft zu werden, wenn sie zu fett befunden wurden.

Eigensinnige oder zu weit blickende Gesetzgeber dachten, daß die Mahlzeiten vielen Verboten unterworfen werden müßten. Dazu gesellte sich der Aberglauben und dieser ist es, der eine Menge seltsamer Verordnungen hervorgerufen hat, während Gesundheits-Rücksichten nicht minder von Einfluß gewesen sind.

Die Cariben essen niemals Schweinefleisch; sie glauben, daß sie von diesem Nahrungsmittel kleine Augen bekommen werden. Bei den Hottentotten ist das Schweinefleisch ebenfalls verpönt, eben so Fische ohne Gräten; Hasenfleisch ist den Männern verboten, und den Weibern erlaubt; die Männer

genießen das Blut und das Fleisch von Maulwürfen, die Weiber aber nicht. Bei schwerer Strafe war es den Juden verboten Blut zu genießen oder Fleisch, was noch einen Tropfen Bluts in sich hielt, und dieses Gesetz befolgen noch heute die Christen des Morgenlandes. Die Rabbiner sprechen von wiederkäuenden und nicht wiederkäuenden Thieren, von reinen und unreinen, als wenn es irgend etwas Unreines in einem Wesen der Schöpfung geben könnte; sie enthalten sich auch des Fleisches, das mit Sahne gedämpft ist, nicht minder auch der Läufe des Hasen. Aus der Antwort Papst Nicolas I. ersieht man, daß die Bulgaren bei ihm angefragt hatten, ob es gestattet sei, Fleisch von Thieren zu genießen, die ohne Eisen geopfert worden.

Aber von allen Verboten, die erlassen worden sind, ist das folgende am unbegreiflichsten. Das Wasser des Flusses, der durch die Stadt Buchara fließt, ist so ungesund, daß es Würmer von vier Fuß Länge in den Beinen Derjenigen erzeugt, die davon trinken. Beim Herausziehen rollt man sie vorsichtig auf, damit sie ja nicht abreißen, weil sonst der Kranke in Todesgefahr steht. Dennoch darf man nichts anderes, als Wasser trinken und wer wider dieses Gebot handelt, wird auf öffentlichem Platze ausgepeitscht: Polizeibeamte untersuchen die Häuser und ziehen die Bewohner zur Strafe, bei denen sie Branntwein, oder Wein finden.

Der Aberglauben, der auf andere Weise Schlüsse zieht, hat neue Thorheiten ersonnen. Ein Mönch behauptete, daß das gute Wildpret nur für Klostergeistliche erschaffen worden sei, und daß, wenn die Feldhühner, die Fasanen und Ortolane sprechen könnten, sie ausrufen würden: „Diener Gottes, verspeiset uns, damit unsere Substanz der Eurigen einverleibt, „dereinst in Ruhm und ewiger Freude schwelge und nicht mit „Gottlosen in die Hölle fahre!"

Die Luxusgesetze sind auch auf die Mahlzeiten ausgedehnt

worden. König Jakob I. von Aragon gebot, daß Niemand mehr als zwei Arten von Fleischspeisen essen dürfe, und daß beide auf die nämliche Weise zubereitet sein sollten; von diesem Gesetz waren nur die Jäger ausgeschlossen, welche das Wildpret essen durften, das sie erlegt hatten.

Außer den Enthaltungen, welche das Vermögen oder die Gesundheit vorschreiben, legt auch die Religion ihrer eine Menge auf, und diese Arten von Pönitenzen sind so natürlich, daß man sie sogar bei wilden Völkerschaften findet. Sie gründen sich darauf, daß man begangene Sünden durch Aufopferung von Genüssen zu sühnen glaubt.

In der Trauerzeit pflegt man sich vor Schmerz des Essens zu enthalten. Ganze Nationen haben sich diese Kasteiung auferlegt. Als die Lacedämonier einem Platze ihrer Verbündeten zu Hülfe eilten, ordneten sie im ganzen Umfange ihrer Herrschaft ein allgemeines Fasten an und schlossen sogar die Hausthiere in dieses Gebot mit ein; Alba's Bürger nahmen nach dem Kampfe der Horatier und Curiatier lange Zeit gar keine Nahrung zu sich.

Die Geschichte der Bußfertigen, die sich selbst kasteien und ihren natürlichen Appetit bekämpfen, würde ziemlich lang ausfallen; denn „hier unter dem wechselnden Mond" wandeln eine Menge Leute, welche von freien Stücken oder vom Schicksal getrieben weinen. Schon die Brahmanen unter den alten Hindus führten das mäßigste Leben voll Enthaltsamkeit; sie betrachteten diese Welt als ein Jammerthal, wünschten den Todten Glück und beweinten die Lebendigen. Die Fakirs der Neuzeit sind ihnen darin gefolgt und üben das Beispiel der Brahmanen seit zweitausend Jahren ohne Unterbrechung aus: tausende von Menschen bei den Bactriern und Indern enthielten sich des Fleisches, des Weins und anderer starken Getränke.

Im Allgemeinen fasteten die Völker des Alterthums nicht

so viel, als die neuern Völker, aber sie speisten nicht so oft, als wir und begnügten sich mit Einer Mahlzeit; zwei einzunehmen galt für üppige Völlerei. Platon behandelte deshalb die Sicilier wie Gefräßige und Arrian wirft diese üble Angewohnheit den Tyrrheniern vor.

Es gehört nicht zum Gegenstande dieser Darstellungen, die Fasten und die Züchtigungen des Fleisches zu schildern, welche die katholische Kirche und der Islam vorschreiben; indessen mögen einige Thatsachen hier ihre Stelle finden, um danach den Charakter dieser Vorschriften beurtheilen zu können.

Mohammed verbot Anfangs, daß Niemand während des Ramadan vor Sonnen-Untergang ein Glas Wasser trinken oder eine Pfeife Tabak rauchen durfte; allein er mußte dieses Gesetz in der Folge mildern, besonders in Kriegszeiten. Selbst heut' zu Tage dürfen die Muselmänner während jener Periode weder den Mund ausspülen, noch ihren Speichel herunterschlucken, noch viel weniger ein Weib in zärtlicher Umarmung berühren. Die Abessinier haben eine strenge Fastenzeit von fünfzig Tagen, was sie so abschwächt, daß sie mindestens zwei oder drei Monate bedürfen, um wieder zu Kräften zu kommen. Dieser Zustand körperlicher Schwäche ist von den Feinden der Abessinier auch mehr, als ein Mal benutzt worden, um sie mit Krieg zu überziehen. Catharina von Cardona legte ein Eremitenkleid an und verurtheilte sich selbst, wie ein Stück Vieh mitten in der Wüste zu weiden, und sie hatte eine Fastenzeit, in der sie weniger — Futter, als gewöhnlich zu sich nahm!

§ 6.

Wirthshäuser. Thorheit der Wiedergeburt.

Man frage nicht, was aus der Gastfreundschaft der alten Patriarchen geworden; die Sitten haben sich verändert: jene alte Tugend, die mit der Kindheit der Gesellschaft zusammen-

hangt, konnte nur einen Augenblick herrschen, während der gegenwärtige Zustand dauernder sein wird. Seitdem die Völker ihre Verbindungen bis zu den äußersten Enden der Erde ausgedehnt haben; seitdem die aufgeklärten Nationen ein beweglicheres, umherziehenderes Leben führen, als die Nomaden und Wilden, hat man die Reisewege mit Wirthshäusern besetzt; allein nicht alle Völker haben eine so nützliche, und dem Anschein nach, so einfache Einrichtung angenommen; und politische Rücksichten scheinen davon die Hauptursache zu sein. Denn es ist wichtig für einen Herrn, daß seine Sklaven auf dem Grund und Boden bleiben, der sie nährt; sie sind weit unterthäniger, wenn sie nichts anderes kennen, als das Land, in dem ihre Wiege stand; sie sind weit lenksamer, wenn sie keinen Verkehr weder unter sich, noch mit andern Völkern haben.

Einige Reisen werden dennoch von der Nothwendigkeit geboten. In Abessinien giebt es keine Gasthäuser; da sind die Bewohner gezwungen, die Reisenden bei sich aufzunehmen und zu bewirthen. Kommen Fremde in ein Dorf und verweilen länger, als drei Stunden, so werden sie von der Gemeinde mit Lebensmitteln versehen, und haben sie Ursache, sich zu beklagen, so müssen die Einwohner als Strafe das Doppelte dessen bezahlen, was sie den Reisenden geben mußten.

Sieht man ab von den christlichen Ländern, so ist die Sorge für die Reisenden nirgends in ein so verständiges System gebracht worden, als im Orient, unter den mohammedanischen Völkern Vorderasiens, wo die großen Heerstraßen von Station zu Station mit Caravanserais besetzt sind, großen burgartigen Gebäuden, welche die zahlreichen Reisegesellschaften, wie sie im Morgenlande, des Schutzes halber gegen räuberische Ueberfälle der nomadisirenden Volksstämme, üblich und nothwendig sind, mit Roß und Kameel und dem ganzen Troß in sich aufnehmen. Von Konstantinopel bis zum Indus, und

von Kahira und Damaskus bis nach Mekka und darüber hinaus finden sich diese großartigen Anstalten, die der Wohlthätigkeitssinn sehr oft mit milden Stiftungen zur Bewirthung armer Reisenden und Mekka-Pilger ausgestattet hat.

Was die Sorge für die Bewirthung der Reisenden in den europäischen Ländern anbelangt, so ist sie am meisten bei den germanischen Völkern entwickelt. Unter den Romanen ist dafür weniger gethan, und Anstalten zur Aufnahme von Reisenden verschwinden ganz im südlichen Italien und in den südlichen Gegenden der Pyrenäischen Halbinsel. Bei den Kelten sind sie fast unbekannt, und unter den Slawen steht die Einrichtung der Wirthshäuser auf Null; bei diesen Völkern ist es vornehmlich der Jude, der den Gastwirth spielt.

Die erleichterte Verbindung der Völker unter einander hat jedoch die patriarchalische und schöne Sitte der Gastfreundschaft keineswegs aufgehoben; sie konnte es auch nicht, denn es giebt Völker, die wegen ihrer Lebensweise niemals im Stande sein werden, Wirthshäuser im Sinn der aufgeklärten Nationen anzulegen. Zu diesen Völkern gehören alle Nomaden; bei ihnen ist die alte Gastfreundschaft im vollen Schwung; am höchsten geübt findet man sie aber unter den Semiten, und namentlich bei den wandernden Arabern, den Beduinen der Wüste.

Am Schlusse dieses Hauptstücks wollen wir noch einer bemerkenswerthen Thorheit gedenken, in die der menschliche Geist verfallen ist. Man hat sich lange Zeit mit dem Gedanken an die Möglichkeit einer materiellen Wiedergeburt des Menschen herumgetragen, und es hat nicht an Denkern gefehlt, die in gutem Glauben Spekulationen über dieses Hirngespinst angestellt haben. Der Mensch, sagten sie, ist eine lebende Maschine, warum sollte es nicht gelingen, diese Maschine zu erneuern? Diesem Systeme ist ganz besonders in Persien große Aufmerksamkeit gewidmet worden, und es hat daselbst

einen bedeutenden Anhang gefunden. Man glaubte, daß die Planeten, die Sonne und die gesammte Natur dem Vergehen und der Erneuerung unterworfen sei; die Menschen, und vorzugsweise die Eingeweihten in die Mysterien des Mythras, arbeiteten daran, sich zu erneuern, wie die Gestirne; sie nahmen die Benennungen der Sternbilder an; sie ersannen besondere Kleidungsstücke, um ihnen ähnlicher zu werden; sie übten sogar äußerste Strenge gegen sich aus, und hielten sich, trotz der Abnahme ihrer Kräfte, nach diesen wieder auferweckenden Ceremonien für Mythras, wieder erneuert wie die Sonne, und wiederbelebt, wie das neue Jahr.

Zweites Hauptstück.

Vom Zustande des weiblichen Geschlechts.

---

§ 7.

Das Weib als entweihtes und unreines Wesen. Reinigungen, denen man es unterwirft.

Welch' ein Schauspiel haben wir dem Leser zu entfalten! Dem Gefühlvollen müssen wir im Voraus sagen, daß er beim Durchblättern dieses Hauptstücks tiefen Schmerz empfinden wird; denn er wird finden, daß Zärtlichkeit und Schönheit unter der unwürdigsten Schmach zu leiden haben. Das Weib könnte überall auf der Erde die Rauhheit des Mannes mildern und ihn in seinen trüben Stunden liebend trösten; allein das versteht es leider nicht; daher die Behandlung, die der Mann dem entzückenden Geschöpf, das ihn glücklich machen könnte, zu allen Zeiten und bei fast allen Völkern der Erde zu Theil werden läßt.

Weil das Weib gewissen Schwächen ausgesetzt ist, die das männliche Geschlecht nicht kennt; was für ein Grund mag da vorliegen, auch seinem Charakter jene körperliche Unreinlichkeit zuzuschreiben? und wie hat sich diese Ansicht selbst bis zu Völkern verbreiten können, die gar keinen Begriff von Reinlichkeit haben?

Unter den Schriftstellern des Alterthums ist es Plinius, der ein schreckliches Gemälde von den Wirkungen der weiblichen Regeln entwirft: — „Dieses Gift, sagt er, macht den Wein sauer und verursacht, daß die Saatkörner ihre Keimkraft verlieren; es tödtet die Pfropfreiser und verbrennt die Gartengewächse bis auf die Wurzel; es macht das Obst von den Bäumen fallen, es benimmt den Spiegeln ihren Glanz, macht die Schärfe eines Schwertes stumpf, verlöscht die Politur des Elfenbeins, tödtet Bienenschwärme, rostet Kupfer und Eisen: Hunde, die ein Paar Tropfen davon schlürfen, werden toll und ihr Biß ist in diesem Zustande unheilbar. Das Erdpech, das man auf dem Asphaltischen See sammelt, löst sich auf, trotz seiner außerordentlichen Zähigkeit, sobald man einen in Menstrual-Blut getränkten Faden hineinwirft: man sagt sogar, daß die Ameisen diesen Geruch verspüren, und sich auf die Flucht begeben, sobald eine Frauensperson in ihre Nähe kommt, die ihre Regeln hat.“

Ohne zu untersuchen, was in dieser Beschreibung des alten Naturforschers Wahres oder Falsches ist, genügt es, daß die Wilden einige dieser Wirkungen ebenfalls so wahrnehmen, um Veranlassung zu werden, die Weiber mit der äußersten Strenge zu behandeln. Wenn z. B. Hunde einem Frauenzimmer folgen, das seine Regeln hat und ein Haufen Mannsvolk nimmt dies wahr, so begreift's sich leicht, welche Schlüsse daraus gefolgert werden.

Nichts ist so rührend, und nichts so kindisch, als die Einsamkeit, in der man die Weiber während ihrer Regeln läßt; und man ist empört über die schmachvollen Vorsichtsmaaßregeln, welche gewisse Völker ergreifen, um sie von der Gesellschaft auszuschließen.

Die Neger-Völker, die Indianer Amerika's und alle Malayen errichten besondere Hütten, wohin die Frauenzimmer sorgfältig verbannt werden; ja, die Isinis (die zu den Kruhs

gehören) lassen sie bei der Heiraths-Ceremonie schwören, daß sie den Gatten sofort Kenntniß geben wollen, wenn sie ihre Regel verspüren, und sich sofort nach dem Bürnamon begeben würden; so heißt nämlich ein abgesondertes Gebäude, welches bei jedem Dorfe hundert Schritt vom letzten Hause steht, und wohin sich Weiber und Mädchen während ihrer periodischen Schwäche zurückziehen. Weiber, welche jenen Schwur verletzen, werden mit dem Tode gestraft.

Um alle Mädchen, die ins Alter der Mannbarkeit getreten sind, genauer kennen zu lernen, sind die Negerinnen des Königreichs Loango, die zur Banda-Nation der großen südafrikanischen Völkerfamilie gehören, verbunden, auf der Stelle, wo sie sich grade befinden, wenn die Natur ihre ersten Blumen treibt, stehen zu bleiben und zu warten, bis Jemand von der Familie kommt, um sie ins väterliche Haus zurückzuführen.

Anderwärts behandelt man sie wie Pestkranke; ohne es zu wagen, sich ihnen zu nähern, wirft man ihnen, wie Hunden die Speisen zu; man sagt, daß sie den Boden vergiften würden und ein einziges Frauenzimmer hinreiche, das ganze Land anzustecken. Bei den Foyern und andern Völkern Guinea's ist es ihnen während der Regeln verboten, den Palast des Königs oder die Häuser der Großen zu betreten; man zwingt sie sogar das väterliche Haus, oder das des Gatten zu verlassen und allen Umgang mit andern Männern zu unterbrechen.

In Loango dürfen sie ihren Männern nicht vor Augen kommen, keine Schüssel berühren und sich vor der übrigen Familie nur mit einem Band um den Kopf blicken lassen.

Auch die christliche Kirche hat über diesen Gegenstand Verordnungen erlassen, die aber nicht länger beachtet werden. Das Concil von Nicäa im Jahre 325 verbietet den Weibern das Gotteshaus zu betreten, so lange sie ihre Regeln haben.

Man begreift leicht, warum die Männer, mögen sie einem

wilden oder einem aufgeklärten Volke angehören, mit den Weibern alsdann keinen Umgang pflegen; allein, warum sie fliehen? denn da ihr periodisches Unwohlsein für die Männer nicht ansteckend ist, was auch Plinius darüber fabeln mag, so macht diese vorgebliche Zartheit ihrer Urtheilskraft eben keine Ehre.

Die Negerinnen indessen halten sich in dieser Beziehung mehr an den Mond, als an das männliche Geschlecht. Battel erzählt von Neger-Weibern, welche ihren Hintern dem Monde zudrehten, sobald er ins erste Viertel getreten war, um ihm so ihren Haß und ihre Verachtung zu beweisen.

Die Reinigung ist eine Folge der Besudelung, und weil man die Weiber für unrein erklärte, so mußten sie sich auch einer gesetzlichen Abwaschung unterwerfen: trotz der Wichtigkeit, die man in gewissen Ländern an die Bevölkerung knüpft und trotz der Freudens-Bezeugungen, welche in dem Augenblick laut werden, wo ein Mädchen den Beweis seiner Mannbarkeit giebt, fordert man nichts desto weniger jene Abwaschung. Ehedem war es unter den Malayen auf der Insel Amboina Sitte, daß beim Eintritt der Mannbarkeit eines Mädchens diese der ganzen Nachbarschaft bekannt gemacht und ein großes Fest veranstaltet wurde. Während der Vorbereitungen dazu wurde das Mädchen eingesperrt; es durfte nicht aufstehen und kein gekochtes Fleisch, sondern nur rohe Früchte essen; junge Leute kamen, unter Instrumental-Begleitung, herbei, um ihm frische Cocosnüsse zu überreichen, und ein Haufen Weiber führten es nach dem Flusse. Nachdem das Mädchen lange Zeit gereinigt war, führte man es ausstaffirt, aber verschleiert, zurück; auf dem Heimwege warf man ihm Früchte zu und bei seiner Rückkehr ins väterliche Haus fing das Fest an, das mit Tanz und Gesang verherrlicht wurde, und mehrere Tage lang dauerte.

Bei den Guarani-Caribischen Völkern in der Guiana und

bei den übrigen dort hausenden Volksstämmen beaufsichtigt der Stammhäuptling die jungen Mädchen, um den Zeitpunkt nicht zu verfehlen, wenn sie zum ersten Male die Krisis ihres Geschlechts empfinden; und diese Untersuchung rechnen die Häuptlinge zu den wichtigsten Geschäften ihres Berufs. Es werden dabei mehrere Ceremonien veranstaltet und früher war es Sitte, daß die Leidende in einen Ameisenhaufen gelegt wurde, um von diesen Insekten am ganzen Leibe zerstochen zu werden, was die Stelle der gesetzlichen Abwaschung vertrat.

Die Ansicht, daß das weibliche Geschlecht unrein sei, beschränkt sich nicht blos auf die Zeit der Regeln, sondern wird auch auf die Entbindung ausgedehnt, wo neue Reinigungen nothwendig werden. Weil die meisten Menschen das Leben als ein so großes Gut betrachten, weil die Regierungen aller aufgeklärten Völker alles Mögliche thun, um die Opfer des Todes vermehrt zu sehen, welchen Fehl können die Weiber begehen, die dazu berufen sind, ein menschliches Geschöpf auf die Welt zu bringen? Und staunen muß man, wenn man sieht, daß diese Widersprüche die Begriffe selbst derjenigen Nationen nicht verändern, denen die Religion in diesem Punkte volle Freiheit läßt. Die Banda-Weiber in Loango müssen sich im Anfang der Schwangerschaft einen Ring von Bast um den Leib legen, der vom Schooße bis zum Knie reicht, um damit aller Welt ihre Unreinheit anzuzeigen.

Ein Hottentott darf mit seiner Frau erst lange nach ihrer Niederkunft wieder Umgang pflegen; und er gilt für unrein, wenn er dieses Gesetz überschreitet. Will er sich wieder reinigen, so muß er den ganzen Kraal mit einem Ochsen regaliren.

Bei fast allen Völkern scheint das Weib für unheilig zu gelten, ganz einfacher Weise nur seines Geschlechtes wegen. Die Weiber nehmen nirgends an den Ceremonien der Religion Theil und es hat der Verbindung eigenthümlicher, nicht natürlicher Verhältnisse bedurft, um die Stiftung des Nonnen-

thums zu Stande zu bringen. Das Innere der Tempel ist ihnen oft untersagt; ja selbst bei den christlichen Lappen dürfen die Frauen durch gewisse Thüren nicht die Kirche betreten.

Ganze Nationen betrachten das Weib als ein Geschöpf von niedrer Gattung, als das männliche Geschöpf, und dessen Bestimmung keine andere sei, als dem Manne zum Vergnügen und zum Zeitvertreib zu dienen. Bei den Mohammedanischen Völkern haben gewisse Ausleger des Korans sogar behauptet, daß die Weiber nach dem Tode in Nichts verwandelt würden. Die Gebräuche und Gewohnheiten zeigen noch besser den großen Abstand, welchen der Mann zwischen seiner Gefährtin und sich ausgespannt hat. Bei den Lappen dürfen die Frauen niemals auf die Jagd gehen; niemals dürfen sie ihre Wohnung durch die Thüre betreten, welche ausschließlich für den Hausvater bestimmt ist. Die Eskimos zeigen ein großes Mitgefühl für die Leiden ihres Gleichen; unbarmherzig aber sind sie gegen die Weiber, welche in ihren Augen eine Gattung bilden, die unendlich tiefer steht, als der Mann.

Die Knechtschaft, welche die Unterscheidungen verläugnet, die aus dem Menschen einen Automaten macht und einen Sklaven, welcher nur durch die Launen seines Herrn existirt, hat diese Vorurtheile nicht zerstören können. So findet man, daß die Afrikaner, welche in den westindischen Kolonien als Sklaven leben, ihre Weiber auf die hochmüthigste Weise behandeln.

Es gab und giebt Völker, bei denen das Gesetz den Kindern gestattete, keine Achtung vor ihren Müttern zu haben; im Fall des Ehebruchs wurden sie ihre Ankläger, wie es u. a. bei den Wisigothen der Fall war, und entartete Söhne verlangten mit lauter Stimme den Tod derjenigen, die ihnen das Leben gegeben hatte. Bei den Akraern und Foyern sprechen die Weiber nur knieend mit ihren Männern und das Gesetz, welches den Kindern dieselbe Pflicht in Bezug auf den

Vater auferlegt, entbindet sie davon gegen die Mutter. Hat bei den Hottentotten der Jüngling das Alter des Mannes erreicht, so findet eine feierliche Einführung Statt und der in die Klasse der Männer Neuaufgenommene hat nicht allein das Recht, sondern auch die Pflicht, seine Mutter zu mißhandeln; je ärger dieses geschieht, desto größer ist die Ehre. Auf den Aleuten vertritt das weibliche Geschlecht die Stelle des Geldes: der Preis der Waaren wird nach — Weibern berechnet: man zahlt ein, zwei, drei oder vier Weiber für diesen oder jenen Gegenstand je nach dem Werthe, den man ihm beilegt.

§ 8.

Dienstbarkeit und zurückgezogenes Leben der Weiber; rauhe Strenge, der man sie unterwirft; Rechte, die ihnen gewährt werden.

Das Weib ist die Magd des Mannes bei allen wilden Völkern, die dem Natur-Zustande zu nahe stehen, um die Sklaverei zu kennen; man bürdet den Weibern die schwersten und mühseligsten Arbeiten auf und sie haben die Verpflichtung, den eigensinnigsten Launen des Gatten zu gehorchen, der sie als ein strenger, ja viehischer Herr behandelt; wahre Sklavinnen aber sind sie in einigen Ländern, wo die Civilisation weiter vorgeschritten ist, und wo man die Freiheit von der Dienstbarkeit zu unterscheiden vermag; der Gatte maßt sich über sie das Recht über Leben und Tod an; er verkauft sie, jagt sie fort und thut mit ihnen, was ihm beliebt.

In Republiken verachtet der, nur fürs Vaterland schwärmende Mann jene lieblichen Kleinigkeiten, die für dienstbare Völker ein Zeitvertreib sind: Rauhheit und Gewalt scheinen in der That die Schutzwächter der Freiheit und des öffentlichen Wohls zu sein. Man fürchtet den Einfluß der Frauen auf die Staatsgeschäfte, und unterhält mit ihnen so wenig als möglich einen innigen Verkehr. Unterm Joch des Des-

potismus darf auch nicht ein Schatten von Freiheit übrig bleiben, selbst nicht ein Mal in den Sitten. Die Gesellschaft der Frauen macht die Männer unternehmend und kühn, sie verleiht überdem Ungestüm und Frohsinn und Heiterkeit, Dinge, welche ein Tyrann nicht liebt; darum muß man die Weiber einsperren und Harems anlegen. In beschränkten Monarchien bekümmert sich das Volk nicht um die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten; womit sollten sich die Müßigen beschäftigen und wie sollten sie die Leere der Augenblicke, welche ihnen die Privatgeschäfte übrig lassen, ausfüllen, wenn man nicht mit den Weibern lebte? Es ist gut, daß die Unterthanen nur an Zeitvertreib und das Vergnügen denken, und man erreicht die Spitze der Staatsklugheit, wenn sie, ohne von den Gefahren der Anarchie etwas zu ahnen, mit Mitleid auf den Republikaner blicken. Das Weib genießt also in einer gemäßigten Monarchie mehr Freiheit, als unter anderen Regierungs-Verfassungen.

Unter den malayischen Volksstämmen ist das Weib die Sklavin des Mannes und darf niemals in Gemeinschaft mit dem Gatten essen. Eben so ist der Zustand der Weiber bei den Guarani-Caribischen Völkern, ja bei den Dscholoffern müssen sie sogar das Gesicht verhüllen, wenn der Gatte anwesend ist. Der äußerste Grad der Dienstbarkeit aber ist, daß das Weib nicht ein Mal den Namen seines Herrn aussprechen darf, eine Sitte, welche bei verschiedenen Malayen-Stämmen, namentlich auf der Insel Madura üblich ist, wo sich die Weiber einer Menge Umschreibungen bedienen müssen, um ihre tiefe Ehrfurcht vor dem Herrn und Gemal auszudrücken.

Anderswo hat der Mann das Recht, sein Weib beim geringsten Verdacht der Untreue zu verkaufen, und dies ist bei fast allen Völkern der Neger-Rasse Gebrauch, der so weit ausgedehnt wird, daß der Verkauf auch dann Statt findet,

wenn das Weib dem Manne nicht mehr gefällt. Kehrt ein Mandingo nach einer Abwesenheit von zwei oder drei Tagen in sein Haus zurück, so begrüßt ihn sein Weib auf den Knien liegend, eine Stellung, die es jedesmal annehmen muß, wenn es dem Manne zu trinken reicht. Unter den Malayen von Atschin auf Sumatra ist es ganz gewöhnlich, daß ein gemeiner Landmann vier Weiber hat; indem er das eine nimmt, sagt er ihm: „ich bestimme Dich in der Wirthschaft zu dem und dem Geschäft," und zum andern: „Du hast das und das zu thun," u. s. w., und da nun jedes der Weiber sein Geschäft kennt, so geht Alles ohne Zank und Streit von Statten. Erhebt aber der Mann eine seiner Frauen über die andere, so kennt die Eifersucht keine Gränzen und die Dienstbarkeit ist alsdann unerträglich. Zuweilen hat die erste Beischläferin eine große Gewalt und sogar das Recht, ihre Genossinnen als Sklaven zu behandeln, und selbst zu verkaufen, wie es unter andern bei den afrikanischen Völkern von Ober-Guinea, bei den Samojeden u. s. w. der Fall ist.

Zu den verschiedenen Arten von Dienstbarkeit, welche so eben aufgezählt worden sind, muß man noch diejenigen hinzufügen, die von der Tyrannei der Machthaber erfunden werden und das Weib in eine politische Sklaverei versetzen, welche weder Bitten noch Thränen zu mildern vermögen. Bei den Malayen ist der König der Erbe seiner Unterthanen, wenn sie keine Söhne hinterlassen. Ein Vater kann seine Töchter während seiner Lebenszeit verheirathen, stirbt er aber vor ihrer Vermälung, so werden sie das Eigenthum des Königs, der die schönsten aussucht, um sie in seinen Harem zu versetzen. Um dieser Bestimmung zu entgehen, ist es bei den Malayen nichts Seltenes, Frauen von zehn, ja sogar von acht Jahren zu sehen. Es giebt sogar Länder, wo die Weiber Sklavinnen des Publikums sind, und wo folglich ihre Schamhaftigkeit dem ersten besten, der da kommt, verfällt;

wie u. a. bei den Banda-Völkerschaften der großen südafrikanischen Völkerfamilie.

Die Sklaverei der Weiber, davon der Beispiele noch mehr angeführt werden könnten, wenn es der Raum gestattete, führt auf das zurückgezogene Leben, dem sie in so vielen Ländern unterworfen sind. Bald ist es die Staatsklugheit, deretwegen man sie einsperrt, bald die Wohlanständigkeit und die Eifersucht, und diese Einsperrung ist oft drückender, als die Dienstbarkeit. Zieht man die Natur zu Rathe, so scheint kein Wesen für die Gesellschaft geeigneter zu sein, als das Weib; liest man aber die Geschichte der Nationen, so nimmt man wahr, daß die Einrichtungen der Menschen nicht auf diesen Grundsatz gestützt sind.

Ohne von den Gebräuchen zu sprechen, welche in dieser Beziehung bei den Griechen und Römern im Schwunge waren, so muß doch angemerkt werden, daß die Gesetze, welche von dem zuletzt genannten Volke auf das neuere Europa übergegangen sind, ihren Einfluß theilweise auch auf das weibliche Geschlecht fortgepflanzt haben. Die Zurückgezogenheit, in welcher das Weib des Römers gehalten wurde, ist wol unstreitig die Veranlassung, daß in England bis zu den Zeiten der Revolution die Frauen niemals anders, als mit einer Maske öffentlich erschienen und die Schottinnen, auch heute noch, meistens nur verschleiert sich zeigen; wie denn überhaupt die Weiber in England ein zurückgezogeneres Leben führen, als in irgend einem andern Lande Europa's; weil der Mann in Folge der Formen der Verfassung mehr den öffentlichen Angelegenheiten sich widmend, weniger mit den Frauen leben kann, die ihrer Seits bescheidener und zurückhaltender sind, als die Weiber der Nachbar-Völker. Ehedem durften in Sicilien die Weiber nicht in Gasthäusern übernachten, wenn sie nicht glaubwürdige Zeugnisse aufzuweisen hatten, oder von dem Gastwirthe genau gekannt waren. Die Polizei untersuchte

allnächtlich die Betten der Gasthäuser; und bei dieser Einrichtung hielten sich die Sicilianer für frei!

In andern Ländern behandelt die Eifersucht die Männer noch übler, als die Vaterlandsliebe, und das ist ganz natürlich. In Aegypten war es den Schustern bei Todesstrafe verboten, für Weiber Schuhe zu machen, und die Chinesen hielten diese Vorsichtsmaßregel nicht einmal für genügend; sie haben es für nothwendig gehalten, den Weibern die Füße zu — verkürzen, um sie am Ausgehen zu verhindern; und man traut dem schönen Geschlecht überhaupt so wenig, daß nicht ein Mal Schwestern mit Brüdern sich unterhalten dürfen, und in Krankheitsfällen der Arzt den Puls nicht unmittelbar befühlt, sondern die Schläge nach den Vibrationen eines Seidenfadens beurtheilen muß, welcher der Kranken um den Arm geschlungen wird, und von dem er das Ende zwischen den Fingern hält.

Andrer Seits erscheinen die Berechtigungen, welche dem weiblichen Geschlecht in vielen Ländern eingeräumt werden, eben so seltsam, als die Beschränkungen, denen man es unterwirft. Während indeß diese aus einer wol nicht unrichtigen Beurtheilung der Natur des Weibes entspringen, haben jene ihren Ursprung in dem numerischen Verhältniß der Männer zu den Weibern. Es giebt nämlich mehrere Völker, bei denen die Zahl der Weiber kleiner ist, als die der Männer; und daraus ist die Sitte der Vielmännerei entstanden, wie u. a. bei den Tübetern und bei den Malajalam, wo sie gesetzlich besteht, indeß die Weiber der Indogermanen in Europa, bei denen die Monogamie durch das Christenthum geheiligt worden, sich kein Gewissen daraus machen, die Vielmännerei im Geheimen und mit Hinterlist zu treiben. Bei den Tagalern auf den Marianen ist die Frau die Herrin des Hauses, wie ihres Mannes, den sie ganz nach ihren Launen behandelt und selbst mißhandelt.

§ 9.

Arbeiten und Beschäftigungen, Zurückhaltung, Verschämtheit, Gefallsucht, Leichtfertigkeit, Unerschrockenheit und Muth des weiblichen Geschlechts. Heiraths = Bedingungen; Schicksal der alten Weiber.

Nach dem, was über den Zustand der Frauen gesagt worden ist, lassen sich sehr leicht die Arbeiten vorstellen, welche sie bei den verschiedenen Völkern zu verrichten haben. Als Sklavinnen oder Mägde bürdet man ihnen die schwersten Arbeiten auf und der träge Eheherr thut nur so lange etwas, als es ihm gefällt. Dies geht bei den Algonkin=Lenape so weit, daß die verheiratheten Töchter sogar ihre Väter bedienen müssen. Bei den Negervölkern sieht man die Männer oft im Kreise ihrer Weiber sitzen, die ihnen die Mücken vertreiben und die Tabakspfeife in Stand halten. Ueberall liegt den Weibern die Feld= und die Hausarbeit ob, und nicht selten vertreten sie die Stelle des Lastviehs auf Handelsreisen, wie u. a. bei verschiedenen Hindu=Völkern des Himalaya, bei den Afganen u. s. w. Unter den Banda-Negern der südafrikanischen Völkerfamilie verrichten Weiber den Hofedienst bei den Fürsten und großen Herren und bewaffnete Aufseher überwachen die Arbeiten mit äußerster Strenge. Während die Frau überhaupt außerhalb des Hauses lebt und alle Arbeiten des Feldes u. s. w. verrichtet, sitzt der Mann ruhig zu Hause hinter seinem Spinnrad oder seinem Webestuhl. Oft sind die Weiber so emsig in ihren Arbeiten, daß sie sich ganz eigenthümlicher Mittel bedienen, um nicht abgelenkt zu werden; so nehmen die Weiber der Feluper, Susus und anderer Völkerschaften am Gambia=Strom den Mund voll Wasser, um dadurch zu verhüten, daß sie nicht unnützer Weise plaudern und klatschen!

Treten die Gesellschaften aus dem Zustande der Barbarei

heraus, dann entfernen sie sich so sehr von den natürlichen Verhältnissen, daß die Arbeit sogar für eine Schande gilt. Unter den Nationen, welche durch den Luxus verweichlicht worden sind, giebt es leider mehr als eine, bei der die ehrenhafteste Beschäftigung als ein Erbtheil der Knechtschaft und Sklaverei angesehen wird.

Weil die Frauen in einer mehr oder minder strengen Dienstbarkeit leben, wie ist es da möglich, daß sich ihre Seele zur Kühnheit und zum Hochsinn emporschwingen könne? überall sieht man sie zurückhaltend und furchtsam, überall ist ihre Schamhaftigkeit den unverschämtesten Angriffen ausgesetzt und überall macht man ihnen ein Verbrechen daraus, wenn sie der List und der Gewalt unterliegen; sie müssen daher bescheiden sein und den Anstand wenigstens äußerlich beobachten, selbst dann, wenn ihre Seele nichts davon weiß; Bemerkungen, die selbst bei den Wilden und den am mindesten kultivirten Völkern gemacht werden.

Die Indianerinnen der Algonkin-Lenape und anderer Völker Nordamerika's erzürnen sich, wenn man ihnen bei Tage sagt, daß man sie liebe, und wenn man ihnen schöne Worte sagt; Nachts nur nehmen sie Besuch an in den Hütten, die stets offen stehen; aber der Liebhaber zieht sich still zurück, wenn er sieht, daß er nicht willkommen ist. Die Samojedinnen besitzen eine so große Schamhaftigkeit, daß man sich der List bedienen muß, um sie zu bewegen, irgend einen Theil ihres Körpers zu entblößen. Bei den Eskimos ist die Zurückhaltung der Frauen so groß, daß sie sich niemals mit einem Manne in ein Gespräch unter vier Augen einlassen und es als eine Beleidigung ansehen, wenn man ihnen eine Prise Tabak anbietet. Die arabischen Frauen treiben die Verschämtheit so weit, daß sie sich das ganze Gesicht verschleiern, mit Ausnahme eines einzigen Auges, und die Chinesinnen zeigen niemals ihre Hände; haben sie irgend etwas, selbst

ihren nächsten Anverwandten, zu überreichen, so legen sie es auf einen Tisch.

Nichts kann die Gewalt des Herrn aufhalten, nichts diesen Tyrannen zähmen und bändigen, als Zärtlichkeit und Gefallsucht, und wenn nicht schon die Natur den Frauen diese beiden Mittel einflößte, sie müßten sich ihrer aus Klugheit bedienen. Warum soll man es ihnen deshalb zum Vorwurf machen, daß sie gefallsüchtig sind? Die Gefallsucht zeigt sich in Miene und Stellungen, in der Kleidung und dem Putz bei den verschiedenen Völkern auf die manchfaltigste Weise, die nicht selten ins Kleinliche und Lächerliche ausartet.

Haben gleich die Frauen gewöhnlich nicht den Muth, der äußern Gefahren kühn ins Auge blickt und Drohungen Trotz bietet, so haben sie doch mindestens den Muth zu dulden und zu leiden und ihren Verdruß schweigend zu ertragen; bei den wilden Nationen aber, die fast beständig im Kriege liegen, und selbst bei friedlichen Völkern in jenen Augenblicken der Krisis, wo Begeisterung und Schwärmerei Alles in Aufregung bringen, ergreift auch das Weib die Waffen und wird nicht selten zur Heldin; so bei den Völkern des Alterthums, so bei denen der neuen Zeit.

Ist das Weib Sklavin, so muß der Mann es von den Aeltern kaufen, statt von ihnen eine Mitgift zu empfangen. Der Mann betrachtet darum das Weib als sein Eigenthum, weil er es bezahlen muß, ein Verhältniß, welches allein hinreichen würde, die Frauen der Verachtung Preis zu geben; wollten sie nicht aus eigenem Antrieb einen Mann nehmen, so würden sie dennoch von Vater und Mutter verkauft werden. In diesem Zustande der Gesellschaft ist das Weib nichts weiter als sklavische Beischläferin und von einer eigentlichen Heirath ist nicht die Rede, eben so wenig von gegenseitiger Neigung; der Reichthum allein ist es, der entscheidet. Wer am meisten bietet, ist sicher, vorgezogen zu werden, wie es bei allen

Handelsgeschäften der Fall ist. Ja, die Zahl der Völker, welche die Weiber auf dem Markte zum Verkaufe ausstellen, ist Legion; man findet diese Sitte selbst in Europa, u. a. bei der finnischen Völkerschaft der Tscheremißen; und kommt es nicht sogar in dem hochgebildeten England vor, daß ein roher Gesell sein Weib auf öffentlichem Markte zum Verkauf ausbietet? Die Ostiaken suchen ihre Töchter bei Zeiten los zu werden; man giebt die Tochter schon im Alter von acht oder neun Jahren aus dem Hause, um sich bei Zeiten an die Launen des Mannes zu gewöhnen, der die Begattung mit ihr vollzieht, sobald es die Natur gestattet. Man nimmt ein Weib nur, um die Hauswirthschaft zu besorgen, besonders aber um in ihren Reizen zu schwelgen! Allein da der Genuß bald eine Uebersättigung herbeiführt, so hat sich der Mann das Recht vorbehalten, sein Weib fortzujagen, wenn es ihm nicht mehr gefällt. Die Samojeden verlangen in diesem Fall die hundert oder hundertfünfzig Rennthiere zurück, die sie für das Weib gezahlt haben. Da die Weiber dieses Volks fast ohne Schmerzen gebären, so stehen sie im Verdacht der Untreue, wenn das Gegentheil eintritt, und die Kreisende ist sicher, mißhandelt und wieder verkauft zu werden.

Das Alter des Mannes flößt Ehrfurcht ein, nicht so das Alter der Frau: die meisten Völker verachten die alten Weiber. Ein Ostiak kommt seiner Frau nicht mehr zu nahe, wenn sie vierzig Jahre zählt; doch behält er sie, um für die Hauswirthschaft zu sorgen und das junge Weib zu bedienen, das er an ihrer Statt genommen hat. Die Foyer verkaufen ihre Weiber, sobald sie nicht mehr schön sind und kaufen andere, junge und hübsche Mädchen. Verschiedene andere afrikanische Völker verdammen ihre alten Weiber zur strengsten Keuschheit, und strafen sie bei der geringsten Unordnung mit Schwert und Feuer. Unter den Molua-Beschuana ist es Sitte, sie, als nutzlose Geschöpfe, verhungern zu lassen oder sie unmittelbar zu tödten,

und der Sohn macht sich kein Gewissen daraus, seine bejahrte Mutter aus der Welt zu schaffen.

§ 10.

Verschiedene Gebräuche bei der Heirath und Hochzeit; Verbote in Bezug auf Blutsverwandtschaft; Ceremonien; Enthaltsamkeit; Weibergemeinschaft und Vielweiberei; Ehebruch, u. s. w.

Nach den Begriffen der civilisirten Völker bedarf es eines gewissen Zeitraums, um eine Heirath abzuschließen oder das Familienleben zu beginnen; doch giebt es Völker in großer Menge, welche diese Einrichtung nicht kennen. Obwol ein Kind aus dem zufälligen Verkehr zweier Individuen entsteht, so bilden Mann und Weib doch noch keinen dauernden Bund, um für seine Erhaltung und Erziehung zu sorgen; diese Sorge verbleibt gewöhnlich der Mutter allein, und der Vater besitzt zu wenig zärtliche Gefühle, um sich viel darum zu bekümmern. Und auf diesem Standpunke steht die Entwicklung der gesellschaftlichen Einrichtungen bei den meisten Nationen: die Tahitier freilich lebten, bevor sie Christen geworden waren, in Weiber-Gemeinschaft, und wenn eines guter Hoffnung geworden war, mußte der Liebhaber die Geliebte heirathen.

Es giebt eine große Menge Völker, bei denen es Sitte ist, daß der Mann das Weib auf Probe nimmt, bevor er sich durch die Bande der Ehe mit ihm verbindet, und diese Probezeit ist von verschiedener Dauer, indem sie sich von einem Paar Tagen bis auf ein ganzes Jahr erstrecken kann. Diese Sitte herrschte und herrscht u. a. bei den Algonkin-Lenape, den Otomiten, den Congo-Negern der großen südafrikanischen Völkerfamilie, bei den Oelöt oder Kalmücken, den Wotiaken u. s. w.

Verschiedene Völker haben dem weiblichen Geschlecht die Pflicht der Enthaltsamkeit auferlegt, wie die Juden durch das

mosaïsche Gesetz, mehrere Neger-Völker und die Chinesen, welche ein Mädchen, das die Jungfrauschaft verloren hat, ohne Mitleid auf dem Markte verkaufen. Andere Völker legen der weiblichen Keuschheit keinen Werth bei und sagen im Gegentheil, ein Mädchen, das viel gesucht worden sei, müsse was werth sein, und weil es viele Wünsche erregt habe, könne es nicht Jungfrau geblieben sein. Diese Begriffe gelten bei verschiedenen Völkerschaften der Algonkin-Lenape-Familie und anderer Indianer Nordamerika's, bei den Kamtschadalen u. a. m.

Auch der Mann ist nicht selten an die Erfüllung gewisser Bedingungen geknüpft, bevor er sich verheirathen darf; und zu diesen Bedingungen gehört vorzüglich der Beweis des Muthes und der List. Ein Alfuri z. B. muß einen Feind erlegt haben, eben so der Tupi im Innern von Brasilien. Bei den Korjäken wird eine ähnliche Bedingung auch dem weiblichen Geschlecht auferlegt, unter diesem Volke kann sich ein Mädchen erst dann verheirathen, wenn es den Beweis seiner Geschicklichkeit im Stehlen abgelegt hat. Bei den heutigen Griechen auf der Insel Samos können junge Leute erst dann ein Weib nehmen, wenn sie mindestens fünfzig Fuß tief untertauchen können.

Forscht man nach dem Alter, in welchem die Heirath vollzogen wird, so zeigen sich je nach dem Klima der Länder und den politischen Ansichten der Völker große Verschiedenheiten. In Aegypten durfte sich der Mann nicht vor dem dreißigsten und in Lacedämonien nicht vor dem fünfunddreißigsten Jahre verheirathen. Für einen Gallier (Kelten) war es schimpflich, vor dem zwanzigsten Jahre ein Weib erkannt zu haben, und in Rom gab es eine Zeit, in der man sich nicht vor dem vierzigsten Jahre verheirathete; und in der Folge erließ man ein Gesetz, welches einem Sechziger verbot, eine Frau von fünfzig Jahren zu nehmen. Cäsar Claudius aber glaubte,

daß ein solches Paar noch Nachkommenschaft haben könne, und hob das Gesetz auf, um die Zahl der Staatsangehörigen zu vermehren.

In den Ländern des heißen Erdgürtels entwickelt sich die Sinnlichkeit viel früher und lebhafter, als in den Ländern mit gemäßigtem Klima; darum verheirathet man dort die jungen Leute schon im Kindesalter. Die Aeltern schließen einen Heiraths-Vertrag Namens ihrer Kinder, welche die Ehe vollziehen, sobald die Natur es gestattet. Bis dahin wachen die Aeltern des jungen Ehemannes über die junge Frau, die nicht selten schon im neunten oder zehnten Jahre entbunden wird, wie es z. B. bei den Arabern, bei verschiedenen Hindus und Drawedas und bei den Neger-Völkern Afrika's der Fall ist.

Familien-Interessen und Verordnungen über das Eigenthum und die Theilung der Ländereien wurden anderswo die Veranlassung zu so frühzeitigen Heirathen. So bei den Magyaren, wo die Großen des Reichs eheliche Verbindungen für ihre Kinder eingehen, wenn sie noch an der Brust liegen. Ueberhaupt hat die Politik großen Einfluß auf die Ehegesetze geübt, und übt sie noch: bei den meisten christlichen Völkern kann z. B. ein Adlicher keine Verbindung mit einer Nichtadlichen eingehen, ohne eine sogenannte Mißheirath zu thun, was an das Kastenwesen der Hindus und Drawedas erinnert, bei denen ein Mädchen ohne Mitleid getödtet wird, wenn es sich von einem Mann aus einer geringern Kaste verführen läßt. Der Mann, der sich in derselben Lage befindet, wird aus seiner Kaste ausgestoßen und zu derjenigen erniedrigt, aus der er ein Weib genommen hat. Indeß macht man ihm kein Verbrechen daraus, wenn er mit einer Person geringeren Standes ein Liebes-Verhältniß unterhält, wenn er sie nur nicht an seine Tafel zieht; in diesem Fall wird er von der Obrigkeit gestraft, entweder mit einer Geld-, oder mit Gefängnißstrafe. Die Ansichten über die Ehe haben überhaupt

bei den verschiedenen Völkern des Erdballs sonderbare Bestimmungen hervorgerufen: so verbot Fohi jedem Chinesen eine Frau seines Namens zu nehmen, wenn sie auch nicht mit ihm verwandt sei.

Die Blutsverwandtschaft ist bei vielen, aber nicht bei allen Völkern ein Hinderniß der ehelichen Verbindung: Väter heirathen ihre Töchter, Söhne ihre Stiefmütter, Brüder ihre Schwestern! So war es im Alterthum, so ist es in der Gegenwart, bei den Ostiaken, den Siamesen, bei Mongolen, den Tübetern u. a. m.

Während bei einer großen Anzahl von Völkern die Ehe, wie wir gesehen haben, ohne alle Vorbereitung eingegangen wird, sind bei andern die Gebräuche und Ceremonien, welche ihr vorhergehen, unzählig, selbst dann, wenn man sich auf diejenigen beschränken wollte, die den Philosophen interessiren. Sie entspringen aus Aberglauben, oder aus dem Schamgefühl, oder sie haben einen anderen moralischen, oder auch einen religiösen und moralischen Grund, noch andre stützen sich auf die Dienstbarkeit, der das Mädchen als Eheweib entgegen geht. Unter wie viel verschiedenen Gesichtspunkten stellt sich die Ehe den verschiedenen Völkern dar? und welch' Unzahl von Feierlichkeiten, die dem Anscheine nach eben so seltsam und wunderlich sind, ist aus diesen Begriffen entstanden! Sobald der Mensch aus dem Zustande der ersten Barbarei herausgetreten ist, tritt ihm die Verbindung zweier Gatten, die sich kaum kennen gelernt haben, und nun Kinder zeugen und ein gemeinsames Leben führen sollen, als ein großes Ereigniß entgegen und jedes Volk feiert dieses Ereigniß nach seiner Weise. Die Feste sind zuweilen sinnreich und voll Geist, ein anderes Mal ganz vernunftwidrig oder sie beleidigen den guten Geschmack, oder sie haben jene plumpe Rohheit der Wilden, welche noch einiger Maßen gefallen kann, weil man darin die Natur erblickt, ohne verderbt zu sein.

Man könnte Bogen füllen, wenn nur die hauptsächlichsten dieser Gebräuche, und die Sitte der Enthaltsamkeit nach vollzogener Heirath in ihren einzelnen Formen bei den verschiedenen Völkern geschildert werden sollten; dazu gebricht es hier an Raum; ebenso zu der Erzählung der vielen Gewohnheiten, die aus der Vielweiberei und der Gemeinschaft der Weiber entspringen, einem Zustande, welcher in der Kindheit der Nationen so vorwaltet, daß die Gemeinschaft zuweilen vor der Heirath, zuweilen aber auch nach derselben Statt findet. Die Vielweiberei muß als eine moralische Unordnung angesehen werden, allein die Vielmännerei ist naturwidrig, weshalb, braucht nicht auseinandergesetzt zu werden, denn es liegt auf der Hand.

Die Gebräuche der alten Patriarchen der heiligen Schrift finden sich bei sehr vielen Völkern, selbst in Amerika und auf Kamtschatka wieder. Jakob mußte sieben Jahre dienen, um Rahel freien zu können. Der Kamtschadale dienet lange Zeit dem Vater der Braut, bevor er sie heimführt, und der Eskimo verlängert diese Dienstbarkeit sogar bis zu dem Zeitpunkte, wo ihm Kinder geboren werden. An den Zustand der Schwangerschaft knüpfen sich bei verschiedenen Völkern die seltsamsten Begriffe, die wunderlichsten Gebräuche.

Schwierig ist es zu bestimmen, in welchem Zeitpunkt der Civilisation die Völker beginnen, Gesetze gegen den Ehebruch zu erlassen. Man würde ohnen Zweifel einen großen Irrthum begehen, wollte man eine allgemeine Regel aufstellen: klimatische Einflüsse, besondere Verhältnisse im gesellschaftlichen Zustande und die Verschiedenheiten im Charakter der Völker würden Ausnahmen ohne Aufhören herbeiführen. Die Strafen, welche auf den Ehebruch gesetzt sind, haben im Naturzustande der Völker zuweilen einen milden, zuweilen aber auch einen sehr strengen und selbst blutdürstigen Charakter, und die Strafe trifft bald blos den einen Theil, bald blos den

andern Theil des Verbrecherpaars, bald aber auch beide Theile zusammen. Auch für dieses Kapitel müßten wir viele Bogen füllen, wollte man nur mit einiger Vollständigkeit die Strafen schildern, welche die verschiedenen Völker des Erdballs auf das Verbrechen des Ehebruchs gesetzt haben. Die christlichen Nationen haben diese Strafen entweder ganz abgeschafft, oder sie wenden sie mit einer Milde an, welche die Strafe ganz illusorisch macht; ja, die unveränderlichen Gesetze der Sittlichkeit sind bei ihnen, die auf den höchsten Grad der Gesittung Anspruch machen, so in Vergessenheit gerathen, daß man den Ehebruch nicht mehr als ein Verbrechen, sondern als etwas ganz Gewöhnliches, als etwas Naturwüchsiges betrachtet, und man genug zu thun glaubt, wenn man das Paar, bei dem der Treubruch Statt gefunden, trennt und scheidet!

Der Mann übt nur ein Recht der Natur aus, wenn er unbeweibt bleibt; allein da aus der Ehe Unterthanen hervorgehen, und ein Staat um so mächtiger ist, je größer die Zahl seiner Angehörigen wird, so hat es Gesetzgeber und Staatslenker gegeben, welche diejenigen Männer bestraften, die nicht den Bund der Ehe schlossen. Ein Zwang dieser Art kommt ganz besonders unter der republikanischen Staatsverfassung vor, die vorzugsweise das Recht zu besitzen glaubt, den Willen des Einzelnen der Wohlfahrt des Gemeinwesens opfern zu dürfen. Man war der Meinung, daß die gänzliche Verlassenheit, in welcher die Ehelosen leben, nicht eine hinreichende Züchtigung sei, man fügte ihr auch Entehrung und Leibesstrafen hinzu. Die mosaïschen Gesetze verstoßen die Ehelosen aus der Gemeinschaft Israels, und Lykurg schloß sie von allen öffentlichen Aemtern aus und gewährte ihnen nicht ein Mal einen Platz im Theater. In Lacedämon hatten die Frauen das Recht, die Hagestolzen in den ersten Frühlingstagen nach dem Tempel der Juno zu führen, und sie dort nicht allein mit Schmähreden zu überhäufen, sondern sie vor dem Stand-

bild dieser Göttin sogar zu peitschen; und in der Folge zwang man sie, mitten im Winter auf dem öffentlichen Platze zu lustwandeln und satyrische Gesänge auf sich selbst anzustimmen.

Die Römer, die nicht verheirathet waren, durften weder ein Testament machen, noch Zeugniß ablegen, und erschien man vor einer öffentlichen Behörde, so war die erste Frage, nicht, wie heißt Ihr, sondern, habt Ihr ein Weib? Nachdem die Censoren wahrgenommen, daß die Volksmenge abnahm und Ehen nur aus Interesse geschlossen wurden, nahm man den Bürgern einen Eid ab, daß sie fortan nur heirathen würden, um der Republik Unterthanen zu geben; dieser Eid führte Gewissenszweifel und Ehescheidungen herbei; so verstieß Corvilius Ruga seine, von ihm leidenschaftlich geliebte Gemalin, weil sie unfruchtbar war.

Weil in den beständigen Kriegen eine Menge Männer ums Leben kamen, so fehlte es stets an Soldaten: die Geschäftigkeit der durch die Vaterlandsliebe erregten Bürger genügte nicht zum Ersatz der Heere und man sann darauf, außerordentliche Aufmunterungen zu erlassen. Wirkliche Ehefrauen, die drei Kinder hatten, und freigelassene, die deren vier besaßen, wurden der Vormundschaft enthoben, der sie nach den alten Gesetzen unterworfen waren, und man beerdigte die Ehefrauen, welche Mütter geworden waren, mit prachtvollen Ehrenkleidern, während die unfruchtbaren Weiber oder die unvermählt Gebliebenen einfach verscharrt wurden. Es gab in Rom eine Zeit, wo man die Wittwen zwang, sich wieder zu verheirathen und Cäsar verbot den Frauen unter fünf und vierzig Jahren, die weder Männer noch Kinder hatten, Geschmeide zu tragen und sich der Sänften zu bedienen, eine vortreffliche Methode, sagt Montesquieu, das Cölibat durch die Eitelkeit zu bekämpfen.

Das Verfahren, welches die Spanier in Amerika befolgt

haben, ist weit tadelnswerther. Um die Zahl der Tributpflichtigen zu vermehren, erließen sie ein Gesetz, wonach jeder Indianer im fünfzehnten Jahre heirathen mußte. Ja es gab einen König von Dänemark, welcher, um eine seiner Provinzen wieder zu bevölkern, den Mädchen erlaubte, mehrere Bastarde zu haben; während bei einigen Völkern der großen südafrikanischen Familie alle Weiber, die in einem gewissen Alter Zeichen der Unfruchtbarkeit gegeben haben, getödtet werden, weil sie der Welt unnütz und des Lebens unwürdig sind.

Indeß vermehrten sich die Geschlechter nicht rasch genug; man wollte der Natur gewisser Maßen Gewalt anthun und ersann die seltsamsten Mittel, um die Männer zu erregen, die Erde mit neuen Opfern zu bedecken. Die Peruaner, die sich verheiratheten, waren ein ganzes Jahr lang von allen Abgaben frei und ein König von Persien setzte Preise für diejenigen aus, welche in einem Jahre mehrere Kinder zeugten; wer eine große Menge Kinder besaß, erhielt dieselben Ehrenbezeugungen, als derjenige, der sich im Kriege auszeichnete. Und haben wir nicht eine ähnliche Preisvertheilung in einem christlich-germanischen Staate erlebt, dessen Regierung die Väter belohnte, welche sieben Söhne hinter einander zeugten? Als Philipp von Macedonien wider die Römer zog, erließ er den Befehl, damit es ihm nicht an Soldaten fehlen sollte, daß alles mannbare Volk sich verheirathen mußte, und der Censor Metellus ermahnte die Römer in den lebhaftesten Ausdrücken einer öffentlichen Anrede, Männer zu zeugen!

Wenn es für den Staat vortheilhaft ist, viele Unterthanen zu haben, so ist er auch wesentlich dabei interessirt, daß sie stark und wohl gebildet sind, eine Bedingung, welche auf die Kreuzung der Rassen geführt hat. Die Frauen sind zuweilen unfruchtbar mit dem einen Mann, mit dem andern aber nicht; und da es dem Staate nur um Bevölkerung zu thun ist, so hat er, stets nur diese im Auge, alle Schamhaf-

tigkeit und Ehrbarkeit mehr als ein Mal mit Füßen getreten. Solon gestattete es den Athenienserinnen, mit einem kräftigen Manne zu leben, wenn ihr Eheherr unvermögend war. Numa erließ ein Gesetz, wonach ein Römer seine Frau einem andern leihen konnte, wenn er Kinder von ihr gehabt hatte, doch behielt er die frühere Gewalt über sie und er konnte sie zurückverlangen zum eigenen Gebrauch oder an einen Dritten verleihen. In Creta wählten öffentliche Beamten die wohlgebildetsten jungen Leute aus und verheiratheten sie an Mädchen von ähnlicher Statur, damit aus ihrer Verbindung große und kräftige Männer hervorgehen sollten, die der Nation zur Ehre gereichen und sie vertheidigen könnten.

Der Mann will seine Herrschaft auch über das Grab hinaus ausdehnen, und daraus entsteht sehr natürlich der Gedanke, daß die Frau dem Manne auch dann noch angehöre, wenn er aus diesem Leben geschieden ist. Es giebt in der That Völker, welche die Weiber verdammen, ihre Gatten ewig zu beweinen, während andere eine zweite Heirath nur unter den grausamsten Bedingungen gestatten. So muß sich eine Hottentottin das erste Glied des kleinen Fingers abschneiden und so alle Finger folgen lassen, wenn sie mehrmals Wittwe wird, und sich wieder verheirathet.

Unter den Telugu und anderen Völkern Vorder-Indiens kam es sonst häufig vor, daß die Weiber ihre Männer durch Gift in die andere Welt beförderten, um der Ausschweifung und Wollust sich ganz hingeben zu können. Man erließ gegen diesen allgemein gewordenen Frevel strenge Gesetze, zu denen auch dasjenige gehört, daß sich eine Wittwe mit dem Leichnam ihres verstorbenen Gatten dem Feuertode opfern muß. Will sie das nicht, so wird sie in dem Hause ihres Vaters auf Lebenszeit eingesperrt und ihr die ermüdendste Arbeit auferlegt, die so beschwerlich ist, daß die meisten ihr Heil in der Flucht suchen. Werden sie aber wieder eingefangen, so ist

der Tod durch Vergiftung ihr Loos. Die Ansichten über das Verhältniß der Wittwen sind nach Zeit und Raum sehr verschieden gewesen. Die katholische Kirche betrachtete ehedem die zweite Verheirathung als eine wilde Ehe, die zu dulden sei. Wer sich wieder verheirathete, wurde einer öffentlichen Pönitenz unterworfen, die ein, auch zwei Jahre dauerte, und wer zum dritten Mal Hochzeit machte, erhielt eine drei- bis vierjährige Pönitenz. Das Concil von Saragossa verbot im J. 692 den Königinnen, sich wieder zu verheirathen, und den Fürsten, sie zu nehmen.

Anderwärts war es den Wittwen erst dann gestattet, einen zweiten Mann zu nehmen, wenn sie den ersten lange Zeit beweint hatten. Eine Aztekin mußte dreizehn Monde lang Nahrungsmittel auf sein Grab bringen, seine Gebeine ausgraben, sie sorgfältig waschen und sie so lange umhertragen, als der Verstorbene beerdigt war. Dann legte sie dieselben auf das Dach ihrer Hütte, und hierauf war es ihr erst gestattet, einen neuen Mann zu nehmen. Oft giebt man den Wittwen eine eigenthümliche Kleidung und bei den Tscherkessen müssen sie eine Rinderblase im Haare tragen. Wir könnten der seltsamen Gebräuche in Bezug auf den Wittwenstand noch gar manche anführen; allein wir müssen Halt machen, um ein Paar Worte über eine Sitte zu sagen, derzufolge auch Sterbende oder Todte heirathen können.

Dieser Gebrauch findet sich im Orient. Die alten Perser waren überzeugt, daß Eheleute in der andern Welt sehr glücklich seien, und diese Ueberzeugung war es, welche sie darauf führte, für einen verstorbenen Ehelosen ein Weib zu miethen, das ihn heirathen mußte, was wenige Tage nach erfolgtem Tode geschah. Bei einigen Mongolen ist diese Sitte ebenfalls im Gebrauch, und eben so bei den Chinesen in der Provinz Schan-si, wo man einen jungen Mann und ein Mädchen, die für einander bestimmt waren, im Sarge mit

einander verheirathet, wenn sie zufälliger Weise zu gleicher Zeit mit Tode abgehen.

§ 11.

Von der Geburt und der Erziehung der Kinder.

Die Zeugung des Menschen, und der Thiere, ist ein eben so großes, wenn nicht größeres Wunder, als die Bewegungen der Gestirne und die Wiederkehr der Jahreszeiten; allein die Völker sehen dieses Wunder täglich vor Augen und staunen nicht mehr darüber; unter ihren Augen wachsen die Pflanzen im Garten und die Menschen entstehen im Schooß der Familien.

Das Kind kündigt sein Dasein durch Schreien und Thränen an, Zeichen des Schmerzes, welche verständlicher sind, als die tiefsten Spekulationen des Philosophen. Vater und Mutter blicken auf sich selbst zurück; wenige giebt es, die ein freudiges Gefühl haben und ganze Nationen vergießen bei der Geburt der Kinder Thränen, wie u. a. bei den Indianern Nord-Amerika's.

Die Niederkunft ist für die Neugierde ein interessantes Schauspiel, an dem Völker, welche keinen Begriff von Schamhaftigkeit und Anstand haben, Theil zu nehmen nicht verfehlen. Auf Kamtschatka laufen alle Bewohner eines Dorfs, Jung und Alt, männlichen und weiblichen Geschlechts, zusammen, wenn eine Frau in Wochen kommt. Für die Neger Guinea's ist dies ein so großes Vergnügen, daß sie in den letzten Tagen der Schwangerschaft die Kammer der Frau füllen, wobei die Jugend und das Alter sich am meisten beeifern, um den besten Platz zu bekommen.

Wie bekannt, wohnen der Niederkunft unserer Fürstinnen Zeugen in der Absicht bei, um sich zu überzeugen, daß der Neugeborne nicht verwechselt werde; muthmaßlich giebt dieselbe Ursache zu jenem Gebrauch bei den Barbaren-Völkern Anlaß.

Vergebens sucht man Mittel gegen die meisten Leiden der

Natur und der Mensch kann sich niemals von dieser traurigen Wahrheit überzeugen. Zur Linderung seiner Schmerzen nimmt er zu fremdartigen Ursachen, ganz besonders aber zum Aberglauben seine Zuflucht. Wenn die Frauen in der Geburtsarbeit sind, warum sollten sie nicht auf die seltsamsten Mittel sinnen, um sich davon zu befreien, und wer vergiebt ihnen nicht in ihrer Lage die größten Ungereimtheiten?

Kommt eine nordamerikanische Indianerin der Algonkin-Lenape zufällig mit Schmerzen in Wochen, so werden die jungen Leute davon benachrichtigt, die herbeieilen, um vor der Thür der Kreisenden ein großes Geschrei zu erheben, wenn sie am wenigsten daran denkt. Der Schreck darüber begünstigt oft eine glückliche Entbindung. In Persien bittet man die Schullehrer, ihre Schüler zu entlassen, und man läßt die Vögel fliegen, die man in einen Käfig gesperrt hatte. Wenn bei den Mauren in Marocco eine Frau die ersten Schmerzen empfindet, so holt man aus der Schule fünf kleine Knaben, die vier Eier in die vier Ecken eines Tuchs knüpfen müssen, womit sie durch die Straßen gehen und Gebete absingen, während die Vorübergehenden Flaschen oder Wasserkrüge auf das ausgespannt gehaltene Tuch werfen. Die Nogaï machen vor der Thür der kreisenden Frau gleichfalls einen gewaltigen Lärm, um, wie sie sagen, den Teufel zu verjagen, damit er keine Gewalt über den Geist des Kindes ausübe.

Alle Völker beobachten bei der Geburt eines Kindes religiöse Ceremonien; allein man verwechselte bald abergläubige Gebräuche mit den Pflichten der Moral; und statt Recht und Billigkeit walten zu lassen, rufen die Neger den Enganga an, der dem Neugebornen ein seltsames Gesetz auferlegt, das er während seiner ganzen Lebenszeit beobachten muß. Die Mutter verfehlt nicht, dieses Gesetz ihrem Kinde, sobald dasselbe es begreifen kann, ins Gedächtniß zu rufen. Der Priester sagt gewöhnlich: „Du mußt dich des Genusses eines

gewissen Fleisches, gewisser Früchte und Gemüse enthalten; Du darfst nie in einem Kahn aufs Wasser gehen; Du mußt die Flüsse, die Du auf Deinem Wege triffst, schwimmend oder in einer Furth passiren; Du mußt Dir das Haupt- oder Barthaar abscheeren; diese oder jene Früchte darfst Du nur allein und nie in Gegenwart Anderer essen," u. d. m.

Bei vielen Völkern des Alterthums herrschte der Gebrauch, daß die Entbundene aufstand und der Mann sich an ihrer Statt hinlegte, ein Gebrauch, der sich bei vielen Völkern Innerasiens noch findet und bei den Indianern Nordamerika's fast allgemein ist.

Diese sowol als verschiedene andere Völker auch der Alten Welt, namentlich die Tulawa und Malajalam in Vorderindien, geben ihren Kindern nicht den Namen des Vaters, sondern den der Mutter, wahrscheinlich um der Unsicherheit über den wahren Vater zu entgehen, wie in Europa auch die unehlichen Kinder den Namen der Mutter erhalten. Ist die Gesittung entwickelter, so stellen die Erbfolge, die Formen bei der Heirath und die Stellung der Frauen diesen Gebrauch, der sonst den ersten Zeitaltern der Gesellschaft angehört, zuweilen wieder her.

Die Häuptlinge der nordamerikanischen Indianer nennen sich „Weißaugen, Kornhalme" u. s. w. und bei den Negern von Guinea ist es üblich, sich die Namen der Wochentage beizulegen, und im Alter der Mannbarkeit die von Thieren, Pflanzen, Flüssen u. d. m., was auch bei den Samojeden Sitte ist. Die Ostiaken und die Telugu unterscheiden sich, wie es auch bei den europäischen Völkern gebräuchlich ist, durch ein natürliches Gebrechen oder eine auffallende Eigenschaft, z. B. als Hinkender, Bucklicher, Weiß- oder Rothkopf u. s. w. Kommt eine Jakutin in Wochen, so giebt derjenige, welcher zuerst in die Jurte tritt, dem Neugebornen einen Namen nach dem ersten, besten, was ihm einfällt.

In England wechseln die Familien-Namen nach der Erbfolge, aber nirgends findet dieser Wechsel so oft Statt, als in China. Die Kinder führen zuerst den Namen der Familie; vier Wochen nach der Geburt fügt man einen andern hinzu, den man Milchnamen nennt und gewöhnlich von einer Blume, einem Thiere, u. s. w. entlehnt; im schulpflichtigen Alter kommt unter den Mitschülern ein dritter Name hinzu und tritt der Chinese ins Alter der Mannbarkeit, so erhält er einen vierten Namen. Wird er Beamter, so kommt endlich der fünfte Name an die Reihe, welcher dem Range angemessen sein und nach den Gesetzen der Höflichkeit stets gebraucht werden muß.

Die Eskimos auf Grönland legen ihren Kindern den Namen eines verstorbenen Verwandten bei, um das Andenken an denselben zu bewahren, wobei jedoch die Vorsicht gebraucht wird, nicht die Namen von Verwandten zu wählen, die durch einen Unfall ums Leben gekommen sind, damit der Schmerz nicht wieder erweckt werde. Bei den Negern sowol, als bei den Polynesiern ist es Sitte, daß Freunde ihre Namen vertauschen.

Der Mensch sucht in Allem, was auf der Erde vorgeht, etwas Uebernatürliches und mischt in die einfachsten Begebenheiten die fremdartigsten Dinge. Wird z. B. bei den Hottentotten eine Frau von einem todten Kinde entbunden, so erschrickt die ganze Einwohnerschaft auf eine Weise, daß die Wohnstätte nach einer andern Gegend verlegt wird. Bei der Geburt männlicher Zwillinge ist die Freude außerordentlich groß; sind aber die Zwillinge Mädchen, so wird das häßlichste getödtet, ein Schicksal, das auch das Mädchen trifft, wenn die Zwillingsgeburt aus einem Knaben und einem Mädchen besteht. Bei den Aïnos wird einer der Zwillinge immer ums Leben gebracht. Bei den Foyern gilt eine Frau, die von Zwillingen entbunden wird, für eine Ehebrecherin, weil man

sich nicht vorzustellen vermag, daß Ein Mann zwei Kinder auf ein Mal zeugen könne; während bei den benachbarten Ibuern die Zwillingsgeburt als eine gute Vorbedeutung angesehen wird, deretwegen große Festlichkeiten angestellt werden.

Die väterliche Gewalt stützt sich auf Erfahrung und auf Macht, im Uranfang der menschlichen Gesellschaft betrachtet der Vater ein Wesen, das ihm das Dasein verdankt, als sein Eigenthum und seine Gewalt kennt keine Gränzen. Mehrere Stellen des Pentateuch lassen durchblicken, daß der Vater seit alter Zeit das Recht besaß, seine Kinder zu tödten, und Moses gestattete ihm, seine Tochter als Sklavin oder als Beischläferin an Jemand aus dem Stamme, doch nicht an einen Fremden zu verkaufen. Ueberhaupt machten die Gesetzgeber des Alterthums die väterliche Gewalt zu einer absoluten, indem man glaubte, daß die Wohlfahrt der Nationen und Staaten von der Sklaverei der Kinder abhängig sei; andere, welche keine politische Vortheile darin suchten, sehen in dieser Einrichtung doch eine gewisse Billigkeit und hielten es für angemessener, die Söhne der Willkür der Väter zu überlassen, als ihnen eine Unabhängigkeit zu verleihen, die sie mißbrauchen konnten. Nach einem Gesetz der Parther und Armenier konnte ein Vater seinen Sohn, seine Tochter, ja sogar seinen Bruder noch im Alter der Mannbarkeit tödten. Bei den alten Persern und den Griechen war die väterliche Gewalt eine absolute wie die eines Herrn über seine Sklaven, was auch bei den alten Kelten und den Germanen der Fall war. Unter den Völkern der Gegenwart findet dasselbe bei allen afrikanischen Nationen Statt, auch bei den Mongolen und der Mehrzahl der Turken, ja selbst bei den Chinesen.

Man wirft den aufgeklärten Völkern oft die Art und Weise vor, wie sie ihre Kinder ernähren; man eifert gegen den Gebrauch der Windeln, die den Menschen schon vom Augenblick der Geburt an in Fesseln schlagen; allein denkt man über die

Entwicklung der gesellschaftlichen Einrichtungen nach, so müssen jene Vorwürfe schwinden und man hört auf, sich zu verwundern. Bei zahlreichen Völkern ist die Wohnung des Aelternpaars sehr eng; es muß die Kinder auf den kleinsten Raum beschränken, und, weil es sie allein lassen muß, um der Arbeit nachgehen zu können, so wickelt man sie ein, damit sie beim Fallen keinen Schaden nehmen. Das ist der Ursprung der Wiege und der Windel, deren Gebrauch den gemeinen Leuten von der Nothwendigkeit geboten worden ist, und der von den Wohlhabenden und Reichen nachgeahmt wird. Die Barbaren und Wilden machen mit den Neugebornen weniger Umstände; ihre Kinder müssen sich im Kriechen auf dem Boden in der Regel schon von der Geburt an üben.

Viele wilde Völkerschaften haben von der Unabhangigkeit einen so hohen Brgriff, daß sie es nicht wagen, ihre Kinder vom Unterricht abhangig zu machen, wie es u. a. bei den Indianern Nord-Amerika's der Fall ist. Andere Völker entziehen die Kinder der Rohheit ihrer Lehrmeister und halten eine Züchtigung für unrecht, wenn sie nicht hören wollen. Die Mauren schlagen ihre Kinder nicht anders, als mit einem kleinen Stöckchen auf die Fußsohlen, jede andere Strafe ist ihnen verhaßt, besonders die mit der Peitsche.

Unmöglich ist es, all' die Formen zu verfolgen, welche die Erziehung bei den verschiedenen Völkern des Erdballs annimmt; dieser wichtige Stoff würde ein besonderes Werk erfordern. Wir wollen uns hier auf ein Paar Züge der kriegerischen Erziehung beschränken, die oft als die nützlichste angesehen wird.

Selbst dann, wenn man die Geschichte aller Völker gelesen hat, ist es schwer zu begreifen, wie ganze Nationen darauf verfallen konnten, sich zur Grausamkeit zu erziehen, und nur mit Widerwillen läßt sich der Gedanke fassen, daß der Mensch von Natur ein sehr entartetes Geschöpf sei. Ist es nicht schauerlich zu hören, daß unter den Florida-Völkern eine Sitte

herrschte, wonach die Mütter, welche ein Kind an der Brust hatten, das Blut erkrankter Jünglinge tranken, damit ihre Milch besser und ihr Säugling muthiger werde? Wenn eine Irländerin von einem Knaben entbunden wird, so reicht ihm der Vater die erste Speise auf der Spitze eines Degens, um damit seine kriegerische Erziehung zu beginnen. Bei den Gallas beginnt die Uebung in den Waffen in der frühesten Kindheit und man wiederholt den Knaben täglich, wie nothwendig das Schwert dem Manne sei, daß es das größte Recht auf das verleihe, was man zu besitzen wünscht und zugleich ein Mittel, das Erworbene zu schützen. Die Malayen auf Celebes bringen ihre Knaben im Alter von fünf bis sechs Jahren in öffentliche Anstalten, damit ihr Muth durch die Liebkosungen der Mutter nicht geschwächt werde.

Die Begriffe über literarische Bildung sind außerordentlich verschieden. Während in China und Korea jedes Talent zum höchsten Stande und zu Ehrenstellen führt, hält es die Priesterschaft in Russland für Ketzerei, wenn man mehr kann, als Lesen und Schreiben. Nicht blos die Barbarei, sondern auch der Luxus führt auf Rohheit und verachtet Kenntnisse. In Europa schämten sich, Jahrhunderte lang, die großen Herren des Lesens und Schreibens und in Indien gilt es bei den Frauen für verächtlich, wenn sie lesen können; das paßt sich, sagen sie, nur für die Sklaven, die in den Pagoden Lieder singen. In Japan dagegen empfangen die Mädchen denselben Unterricht, wie die Knaben.

§ 12.

Von den Häuptlingen und Herrschern.

Im rohen Zustand der Gesellschaft wählt man sich einen Häuptling gewöhnlich nur, um einen Anführer im Kriege zu haben. Von einer Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten ist noch nicht die Rede, denn bei den Wilden ist, obwol sie

Truppenweise zusammenleben, dennoch der Einzelne seinem freien Willen überlassen. Indessen wird es doch bald nothwendig, eine gewisse Polizei auszuüben, und dann ist es natürlich, damit denjenigen zu beauftragen, der die Krieger ins Gefecht geführt hat. Der Mensch giebt in diesem Falle einen Theil seiner Freiheit auf und verachtet den, der mit der Gewalt bekleidet ist; die Eigensucht giebt einem Jeden ein anspruchsvolles Wesen und jede Art von Uebergewicht verletzt diese wilden Charaktere, von denen man Gehorsam nur mit äußerster Noth erzwingen kann. Sie wählen den Kühnsten und Muthigsten ihres Stammes, wenn sie bei kaltem Blute sind, gewöhnlich aber ziehen sie denjenigen vor, der am meisten Begeisterung zeigt und am hitzigsten ist und in seinen Geberden und dem Ausdruck seiner Rede die meiste Ueberredungsgabe besitzt.

Jene leidenschaftlichen Menschen aber, welche eine Versammlung von Barbaren unterjochen können, sind nicht immer die tapfersten im Gefecht. Dies wird bald wahrgenommen, und man denkt darauf, sich ihrem Einflusse zu entziehen, was darauf führt, die Kandidaten einer Probe zu unterwerfen, welche aufs Höchste gespannt zu werden pflegt. Anderwärts wählt man den zum Häuptling, der im Kriege die meisten Wunden empfangen hat, weil man glaubt, daß er sich am meisten ausgesetzt und die Gewohnheit, sich zu schlagen und zu leiden ihm Klugheit und Muth verliehen habe.

Proben dieser Art reichen bald nicht mehr aus: man will sehen, ob die Häuptlinge auch dieselben an Tapferkeit und Umsicht geblieben sind und unterwirft sie demgemäß von Zeit zu Zeit einer Prüfung; eine Einrichtung, die so natürlich ist, daß man sie bei Barbaren eben so wol, als bei civilisirten Völkern findet.

Oft vergehen Jahrhunderte, bevor man von den Häuptlingen andere, als kriegerische Eigenschaften verlangt und man

verletzt lieber alle Gesetze, um nur Gelegenheit zu haben, seinen Muth zu zeigen. Bei den Gallas z. B. muß der Häuptling, in dem Augenblick, wo er erwählt worden ist, an der Spitze eines fliegenden Heeres ins abessinische Gebiet einfallen; er metzelt Alles nieder, Alt und Jung, und Weiber und Kinder, und je mehr er mit Feuer und Schwert vertilgt hat, desto mehr wünscht man sich Glück, ihn gewählt zu haben.

Der Friede herrscht indessen zuweilen im Anfang der Gesellschaften und dann bedarf man nicht eines kriegerischen Häuptlings. Dann wird der wachsamste Hirte gewählt, weil man voraussetzt, daß er auch über seine Unterthanen wachen werde, oder der Reichste des Stammes, von dem man Unterstützung und Linderung von Leiden erwartet.

Der Krieg regt die Gemüther auf, so daß bei den meisten Wilden die Zeit zwischen dem einen Feldzug und dem andern durch Streitigkeiten ausgefüllt, und zur Aufrechthaltung der Ordnung Einer aus dem Stamme beauftragt wird; allein die Völker unterwerfen sich nur ungern dieser, von den Verhältnissen gebotenen Nothwendigkeit; sie haben den Zaum der Unterwerfung und den Zwang des Gehorsams schon empfunden; sie fürchten die Zukunft; der Instinkt der Freiheit, der erstickt werden muß, empört sich; sie fürchten die Sklaverei und ergreifen alle Vorsichtsmaßregeln, um sie zu verhüten.

Weit davon entfernt zu glauben, daß der Sohn eines Häuptlings dereinst selbst Häuptling werden müsse, lassen sie sich von den Unannehmlichkeiten einer neuen Wahl nicht abhalten, die von mehreren der Indianer-Stämme Amerika's bei jedem Kriege vorgenommen wird.

Der Häuptling will immer mehr Gewalt ausüben, und die Völker wahren sich dessen; allein da der Vortheil nicht auf ihrer Seite zu sein pflegt, so erreichen sie fast niemals ihr Ziel und müssen sich abquälen, den Ueberrest ihrer Rechte aufrecht zu erhalten. Gewisse Familien eignen sich die Herr-

schaft zu; schon ist es nicht mehr möglich, sie derselben zu berauben, und man beschränkt sich darauf, die übeln Folgen dieser Anmaßung zu vermindern. Ein ander Mal theilt man die Gewalt, ohne zu bedenken, daß ein solches Verfahren nichts weiter ist, als die Zahl der Herren zu vermehren; so werden die Insulaner von Bissago, die zu den Negervölkern der Feluper, Susus ꝛc. gehören, von neun Königen oder Häuptlingen regiert.

Bei mehreren wilden Völkerschaften findet die weibliche Erbfolge in der Häuptlingsschaft Statt, bei andern zwar die männliche, aber nicht vom Vater auf den Sohn; wie u. a. in einigen der kleinen Neger-Staaten Guinea's, wo die Regierung auf den nächsten Verwandten des Häuptlings, mit Ausschluß seiner Söhne, übergeht, die nicht ein Mal Erbe seines Vermögens sind; bei den Malayen auf Celebes erbt der Bruder, nicht der Sohn des Häuptlings die Regierung; eben so bei den Dscholoffern, mit der Maßgabe aber, daß der Sohn auf den Thron gelangt, wenn der Bruder gestorben ist. Indem man so die Nachfolge unterbricht, glaubt man allen Gefahren gewachsen zu sein.

Die Söhne des Fürsten von Sonjo, unter den Congo-Negern, werden ihres Vermögens beraubt, wenn nicht der Vater bei seinen Lebzeiten ihnen Ländereien gekauft und seinen Unterthanen nachgewiesen hat, daß dies aus seinem Privat-Vermögen geschehen sei.

Der Charakter und die Lage der Völker bestimmen die Eigenschaften, welche man von dem Oberhaupte verlangt. Ein Gesetz, eben so alt, als die Monarchie selbst, wollte, daß der König der Franken von Körper kräftig und tapfer sei, und er erst dann zur Regierung gelange, wenn er die Waffen tragen könne. Im Allgemeinen jedoch kommt es bei dem Oberhaupte weniger auf persönlichen Muth, als auf Klugheit an, und selbst kriegerische Nationen ziehen die zuletzt genannte

Eigenschaft vor, weil sie die erstere zu ersetzen vermag. Turken und Mongolen richten bei der Wahl ihres Anführers ihr Augenmerk nur auf Erfahrung und Geschicklichkeit, und übertragen die Regierung in der Regel dem ältesten Mitgliede der Königsfamilie.

Da Klugheit und Weisheit ein Erbtheil des vorgerückten Alters zu sein pflegt, so glaubt man, daß ein Rath der Alten den Staat besser regieren könne, und darum sieht man in der Kindheit der Gesellschaften überall Senate. Wilde bemerken es sehr wol, daß in diesem Alter der Mensch nicht mehr Kraft und Energie besitzt, und daß er, mit sich selbst beschäftigt, den Eifer für das Gemeinwohl werde erkalten lassen; denn es giebt wilde Völkerschaften, die sich eine Zeit lang von diesen Greisen regieren lassen, sie aber tödten, wenn sie alt und abgelebt sind. Da das Alter der Reife und der Kraft sich am besten zur Ausübung der Macht eignet, so fragt es sich, warum man dennoch dem Greisen-Alter den Vorzug eingeräumt hat.

Im Allgemeinen denken die Völker selten an Neuerungen; sie leiden und dulden den Druck und überlassen die Abhülfe dem Schicksal. Beim Tode eines Häuptlings will man einen andern haben, von dem man in der Regel nicht verlangt, daß er die Mißbräuche abschaffe, welche von seinem Vorgänger eingeführt worden sind, sondern nur verhindern, daß nicht neue sich einschleichen. Dazu eignet sich meistentheils das hohe Alter. Die Menschen haben seit den frühesten Zeiten das Gefühl gehabt, daß das Gute sich von selbst mache, und es selten gelinge, dem Bösen entgegen zu arbeiten; daß es den Völkern genüge, ein Schattenbild von Oberhaupt zu haben und die Verwalter der öffentlichen Angelegenheiten die politische Maschine nur schwach zu lenken vermögen; daß es vorzugsweise darauf ankomme, Erschütterungen und zu lebhafte Bewegungen sorgfältig zu vermeiden, und diese, sind sie dennoch

eingetreten, entweder sich selbst zu überlassen, oder sie mit einer Milde und einer Ruhe zu lenken, welche mit der Trägheit der Natur Aehnlichkeit haben. Weil die Völker von ihren Oberhäuptern eben keine großen Wohlthaten erwarten, so sucht man denjenigen aus, der wegen der Schwäche der Organe keine Macht zur Tyrannei mehr besitzt. Endlich hat man heftige Charaktere stets für gefährlich in der Leitung des Gemeinwesens erachtet, weil die Gesammtheit der Wohlthaten, die sich von ihnen erwarten lassen, außerordentlich gering ist im Vergleich zu dem Uebel, welches sich von ihnen befürchten läßt. In der Folge erkennt man, daß diese Klugheit keine großen Wirkungen erzeugt: die Völker werden ungeduldig und verzweifeln am Ende: sie geben Alles auf und dann entscheiden der Zufall oder kindische Eigenschaften über die Wahl. Indem man bei dieser auf den natürlichen Verstand Verzicht leistet, glaubt man auch, daß Gott oder das Schicksal sie lenken werde.

Bei der Einführung eines Häuptlings halten ihm die Wilden auf einfache, aber sehr energische Weise seine Pflichten vor und oft hat Jeder das Recht, ihn zu schmähen, damit er ja nicht vergesse, von wem er die Macht bekommen hat. Der Geist dieser Gebräuche erhielt sich lange Zeit und Spuren davon finden sich in allen Ländern, bei allen Völkern. Der Ceremonie gehen große Zubereitungen voran; man giebt den Häuptlingen gute Lehren und erinnert sie daran, wes Standes sie gewesen seien.

Nach der Krönung des Königs von Congo tritt Einer der Edeln des Landes vor und hält folgende Ansprache an ihn: — „Du, der Du König sein sollst, sei weder ein Dieb, noch ein Geizhals, noch rachsüchtig; sei ein Freund der Armen; gieb Almosen zum Loskauf von Gefangenen und Sklaven; stehe den Unglücklichen bei; sei mildthätig gegen die Kirche, und bemühe Dich, den Frieden und die Ruhe in diesem Reiche

aufrecht zu erhalten." Die ganze Versammlung bewirft den König mit Sand und Erde und Jeder spricht: — „Du sollst in Staub verwandelt werden, trotz Deiner Eigenschaft als Souverain!"

Andere Neger feiern diese Inaugurationen mit noch größerem Pomp. Stirbt in Sierra Leone der König, ohne einen Sohn zu hinterlassen, so folgt ihm sein nächster Verwandter in der Regierung. Diesem wird zuerst als einfacher Privatmann ein Besuch abgestattet, man knebelt und schleppt ihn nach dem — Palast unterm Zulauf des Volks, das ihn auf dem Wege verlacht und selbst das Recht hat, ihn mit Ruthen zu peitschen; darauf legt man ihm die königlichen Insignien an und giebt ihm eine Axt in die Hand.

In Whidah, bei den Foyern, stellen sich zwei Zwerge vor den Thronfolger, rühmen ihm die guten Eigenschaften seines Vorgängers, ermahnen ihn, das Beispiel tugendhafter Fürsten zu befolgen und beschließen ihre Ansprache mit Wünschen für das Gedeihen seiner Regierung. Dieses verächtliche Volk scheint nicht mehr selbst das Wort an seinen König richten zu dürfen, weil es zwei Zwerge zu seinem Organe wählt; allein es fühlt dennoch das Joch der Sklaverei, denn ein alter Erbrauch ermächtigt Jeden, während der drei Monate der Zwischen-Regierung ganz nach seinem Gefallen und seinen Launen zu leben. So wie das Ableben des Königs bekannt gemacht worden ist, scheinen Gesetz und Verwaltung aufgehoben zu sein, man kann nicht aus dem Hause gehen, ohne mißhandelt oder bestohlen zu werden, und es werden Ausschweifungen aller Art begangen.

Wenn die Neger von Issini, an der Zahnküste, ihr Oberhaupt mit den Merkmalen seiner Würde bekleiden, so setzen sie dasselbe hin, bedecken es vom Kopf bis zum Zehen mit Fetischen und führen es, also geschmückt, in Prozession durch alle Gassen unterm Zuruf: „Sei gerecht."

Der Mißbrauch der Macht oder die Furcht vor Despotie veranlaßt die Völker, ihren Oberhäuptern Gesetze zu geben; und die Geschichte aller Länder zeigt uns einen Zeitpunkt, wo die, noch freie, Nation eine Beschränkung ihrer Rechte nicht duldete; allein die Natur, welche stets und immer einen langsamen Gang einschlägt, befreit die Fürsten nach und nach von diesen Fesseln.

Die Stellung des Oberhaupts ist bei diesen Streitigkeiten so vortheilhaft, daß die Völker, von der frühesten Zeit an, gegen die Verminderung ihrer Macht nicht genug Vorsichtsmaßregeln ergreifen können, oder die Mittel, die sie anwenden, sind so unmächtig und schwach, daß die Unterwerfung über kurz oder lang nothwendig erfolgen muß. Bei den Algonkin-Lenape war es Sitte, daß jede Familie dem Häuptling einen Rath zur Seite stellte, ohne dessen Meinung anzuhören, er nichts unternehmen durfte; und zwar waren es Weiber, welche die Wahl trafen und nicht selten Personen ihres Geschlechts dazu ernannten.

Es giebt Einrichtungen, welche eine feste Verwaltung, eine geübte Polizei und eine Sorgfalt erfordern, deren die in der Kindheit stehenden Völkerschaften nicht mächtig sind; wie es denn überhaupt leichter ist, Gesetze und Gebräuche einzuführen, als sie abzuschaffen. Wenn Barbaren oder Wilde ein Oberhaupt durch allgemeinen Zuruf, oder in Folge einer Ueberraschung erwählen, so nimmt die ganze Versammlung an der Berathung Theil; allein das Volk versammelt sich nicht wieder und es findet, obwol man sich über den Häuptling zu beklagen hat, nicht im Mindesten die Einstimmigkeit Statt, welche zu seiner Absetzung erforderlich ist. Er regiert trotz seiner Gewaltschritte; was können alsdann muthige Menschen thun? Man fängt an zu fühlen, daß die Gewalt zu Mißbräuchen ausartet, daß Nichts dieses Uebel aufhalten kann, eine

verzweiflungsvolle Wahrheit, die von den Weisesten als Regel ihres Verhaltens gewählt wird.

Zuweilen jedoch sind die Bedingungen, welche man den Häuptlingen auferlegt, klar und strenge. Der Obrigkeit von Platäa war es nicht gestattet, ein Schwert in die Hand zu nehmen; dieses Recht stand ihr nur am Jahresfest der in der Schlacht von Platäa gefallenen Griechen zu.

In Zeiten allgemeiner Trostlosigkeit und Verwirrung vereinigen sich die Völker, um ihr Oberhaupt fortzujagen und die Eingriffe zu rächen, die es sich gegen die Freiheit und die Gemein-Wohlfahrt hat zu Schulden kommen lassen. Dazu ist aber erforderlich, daß die Gesittung Fortschritte gemacht habe und die Nation von energischem Charakter sei. So verurtheilten die Thraker ihren König, wenn er schuldig war, zum Tode, und zwar zum Hungertode, damit keiner seiner Unterthanen Hand an ihn zu legen brauche.

Statt die Häuptlinge wegen ihrer schlechten Regierung zu bestrafen, statt sie vernünftigen Bedingungen zu unterwerfen, hat man ihnen abgeschmackte und kindische auferlegt. Man hat sie sogar für Natur-Erscheinungen verantwortlich gemacht, wobei der Aberglaube natürlicher Weise eine große Rolle spielt. Unmöglich ist es, all' die seltsamen Gebräuche aufzuzählen, in die der menschliche Verstand verfallen ist, und all' die Völker, bei denen sie herrschend waren und sind; allein selbst das oberflächlichste Studium der Sitten und Gewohnheiten zeigt uns, daß der Mensch, auch bei vorgerückter Gesittung, ein zerbrechliches, jammervolles Geschöpf ist, das von der wahren Aufklärung noch unendlich weit entfernt steht!

Man hat lange Zeit die unvernünftigsten Reden geführt über die Form der Regierung, und führt sie noch und wird sie — immer führen, als wenn die Wahl dieser Form ausschließlich von den Völkern selbst abhinge, und nicht von den jedesmaligen Umständen, deren sie nicht Herr werden könn-

und die dabei allein maßgebend sind und es bleiben werden. Die republikanische Staats-Verfassung entwickelt, wie die Geschichte lehrt, große Charaktere, große Tugenden; aber, wie kein helles Licht ohne tiefen Schatten ist, so erzeugt sie auch niedrige Seelen und schmutzige Laster, und alles Unheil, welches in deren Gefolge ist. Die Einherrschaft bemächtigt sich aller großen Nationen, und Derjenige, welcher darüber Klage führt, kennt den Gang nicht, den das Menschengeschlecht in seiner geistigen und sittlichen Ausbildung zu nehmen hat, er zeigt in der That sehr wenig Urtheilskraft!

Wenn ein Oberhaupt nicht mehr seine Unterthanen zu fürchten hatte, so fürchtete es sich vor seinen eigenen Kindern, die es beargwöhnte, daß sie Eingriffe auf seine Gewalt machen könnten, und wurde so ein unnatürlicher Vater.

In Abessinien giebt es eine Menge einzelner, sehr steiler Felsberge, die man nur auf Leitern ersteigen kann. Auf einen solchen Berg wurden ehedem die Brüder und Söhne des Königs verbannt. Man gab ihnen Wachen und Bedienung, welche Korn säete, für's Vieh sorgte, und ein Gebüsch unterhielten, das zum Spaziergang für die Verbannten diente. Die Kerkermeister behandelten sie mit großer Härte und Strenge und es war ihnen unmöglich gemacht, mit der Unterwelt brieflich in Verkehr zu treten. Nach dem Tode des Kaisers ließ man den herabsteigen, welcher der Thronfolger war; aber dieser sorgte mit derselben Strenge dafür, daß die Anderen auf ihrem Bann-Berge blieben.

Die Könige von Siam verstümmeln ihre Brüder; sie blenden sie oder schwächen mindestens ihre Sehkraft und verrenken ihnen die Gliedmaßen. Trotz dieser Verstümmelungen ist es nicht selten vorgekommen, daß Seitens des Volks Aufstände zu Gunsten der Brüder unternommen worden sind; und da sie nicht ums Leben gebracht werden durften, so dachte man darauf, sie verrückt zu machen. Dies wird vermittelst eines

gewissen Tranks bewerkstelligt. Anderwärts werden die Brüder des, den Thron besteigenden Fürsten ums Leben gebracht, was zuweilen auf Veranstaltung der höchsten Staatsbeamten geschieht, wie es u. a. bei den Fungi in Sennar der Fall ist.

Der Stolz des Throns und die Trunkenheit der Macht lenkten die Häuptlinge bald von dem richtigen Wege ab; sie glaubten, daß sie nun nicht mehr den übrigen Sterblichen ähnlich seien, und legten sich demgemäß pomphafte Titel bei. Der Mensch läßt sich überdem durch Wörter leiten: man blendet ihn durch Pracht; und da dies Mittel, ihn zu unterwerfen, einfach und natürlich ist, so steht man nicht an, davon den ausgedehntesten Gebrauch zu machen. Andrer Seits ist es die Niedrigkeit der Gesinnung, welche dergleichen Schmeicheleien erfindet, und nur allein die Höflinge sind dafür verantwortlich.

Die Häuptlinge der Algonkin-Lenape und der Natchez gelten für Söhne der Sonne, deren Namen sie auch tragen. In der großen südafrikanischen Völkerfamilie giebt es einige Stämme, die ihre Häuptlinge als Herren der Sonne und des Mondes, als große Zauberer, als große Diebe besingen. Bei den alten Mexikanern führten die Fürsten die Namen von Lanzenwerfern, Kopfabschneidern und Bluthunden.

In Asien sind die Fürsten durch den Despotismus verderbt und die wunderliche und riesenhafte Einbildungskraft des Orientalen trägt dazu bei, die Titel lächerlich zu machen. Der Häuptling von Arrakan nennt sich Kaiser, Besitzer des weißen Elephanten und der zwei großen Ohrgehänge, und in Folge dieses Besitzes, legitimer Erbe von Pegu und von Brama, Herr der zwölf Provinzen Bengal's und der zwölf Könige, die ihren Kopf unter seine Fußsohlen beugen! Der König von Awa wird Gott genannt, und schreibt er an auswärtige Fürsten, so nennt er sich „König der Könige, dem alle andern gehorchen müssen, als Freund und Verwandter

aller Götter Himmels und der Erde, derjenige, welcher, durch die Freundschaft, die sie für ihn haben, die Ursach' ist der Erhaltung aller Thiere und der regelmäßigen Aufeinanderfolge der Jahreszeiten;" er nennt sich ferner „Bruder der Sonne, nächster Verwandter des Mondes und der Sterne, unbeschränkter Herr der Ebbe und Fluth, König des weißen Elephanten und der vierundzwanzig Sonnenschirme!" Der Titel des malayischen Fürsten von Atschin auf Sumatra ist so lang, daß er zwei volle Seiten unseres Buches füllt. Der König von Persien führt in seinem Titel, nachdem eine Menge Länder aufgezählt worden, deren Beherrscher er sein will, die Namen: „Sprößling der Ehre, Spiegel der Tugend und Rose des Genusses."

Um den großen Haufen zu blenden und ihn besser beherrschen zu können, nimmt man zum eiteln Gepränge seine Zuflucht. Das Oberhaupt umgiebt sich mit einem Hofstaat, und mit Leibwachen und behält sich für seine Person eine besondere Tracht und für diese eigene Farben vor, — Alles, um die Macht des gebietenden Herrn auszudrücken. Zahlreiche Beispiele könnten wir in dieser Beziehung aus allen Enden der Welt anführen, indessen wird der Leser mit uns wol einverstanden sein, daß wir mit Aufzählung dieser Lächerlichkeiten nicht den Raum verschwenden.

Raum-Verschwendung würd' es auch sein, wenn wir die verschiedenen Stufen von Ehrerbietung aufzählen wollten, welche den Fürsten dargebracht wird, und die nicht selten in wirkliche Anbetung ausartet. Der Mensch, Anfangs so frei und so stolz, verliert bald diese Größe der Seele; sein Charakter artet aus und er fühlt das Bedürfniß, sich zu Füßen derselben Wesen zu werfen, die er vordem mit Hochmuth behandelt hat; der Respekt vor einem Oberhaupt, das befiehlt, und dem Alle gehorchen, konnte nicht in den richtigen Gränzen bleiben, und sei es durch Ueberredung derjenigen, welche

herrschen, oder durch den angeführten natürlichen Instinkt, genug, die Verehrung der Völker überließ, und überläßt sich wahrhaften Ausschweifungen!

Aber unter den vielen und manchfaltigen Ehrenbezeugungen, die den Fürsten dargebracht werden, wie leicht ist es für sie, zu vergessen, daß sie Pflichten zu erfüllen und ihr Leben unter Mühsal und Arbeit zu verbringen haben? Sie halten sich in der That für Wesen, die nur für den Genuß geboren sind! Ueberall führt man ihnen die Schönsten des schönen Geschlechts zu und wendet die größten Vorsichtsmaßregeln an, wenn sie sich vermälen.

Bei den Tataren ist es üblich, daß der Fürst an hundert Mädchen kauft. Nach langer Prüfung werden dreißig der schönsten ausgesucht, die den Frauen der Vornehmen übergeben werden, um zu erforschen, ob sie nicht im Schlafe schnarchen, einen unangenehmen Geruch haben oder irgend einen verborgenen Fehler. Fünf von diesen, die man für die vollkommensten hält, verweilen der Reihe nach drei Tage und drei Nächte in der Kammer des Fürsten. Ehedem wurde auch die Braut eines Königs von Frankreich ganz nackt von den Damen des Hofes betrachtet um zu sehen, ob sie auch den Wünschen des Königs genüge.

Die Frauengemächer in Arrakan sind voll von jungen Mädchen, welche man für den Souverain bestimmt; jeder Statthalter sucht deren jährlich zwölf in seiner Provinz aus. Sie werden an den Hof geführt, mit einem Kattunkleide bekleidet und so den Sonnenstrahlen ausgesetzt, bis der Schweiß durch das Kleid dringt; der Monarch beriecht die Kleider eines nach dem andern und nimmt dasjenige Mädchen für sein Bett, dessen Schweiß nichts an sich hat, was ihm mißfällt.

Wir übergehen die Vergnügungen, womit man unter allen Barbaren-Völkern den Fürsten die Langeweile zu verscheuchen

sucht; sie sind sämmtlich einförmig und roh und erzeugen bei ihnen selbst bald Ekel und Abscheu.

Zuletzt ist der Mensch nichts, als ein Sklave, der nichts besitzt, nicht einmal sein Leben, seine Person, die dem Herrn gehören, der über Gut und Blut frei nach seinem Willen verfügt. Diese Anmaßung ist in ihrem Ursprunge schwach, allein sie wächst ganz allmälig, zuletzt zusehends und kennt endlich keine Gränzen mehr. Alle Völker, alle Zeiten liefern Beispiele dafür.

§ 13.
Vom Kriegszustande.

Spricht man über diesen Gegenstand, so thut vor Allem kaltes Blut Noth; denn es ist gefährlich hiebei in Wortgepränge zu verfallen; man muß reden wie ein Mensch, der sich über nichts mehr wundert und den eine lange Gewohnheit mit den größten Unordnungen der menschlichen Gesellschaft vertraut gemacht hat.

Die Entwicklung seiner natürlichen Kräfte versetzt den Menschen in einen Zustand des Krieges mit seines Gleichen: überdem führen die gesellschaftlichen Einrichtungen den Zwiespalt herbei, und das ist der geheimnißvolle Grundsatz aller Associationen. Die Wilden, die allen Arten von Angriffen ausgesetzt sind, vereinigen sich zu Haufen, um größere Kraft zu gewinnen und sich besser vertheidigen zu können. Oft hat jeder von ihnen das Recht, den Krieg zu erklären; ihre Lebensweise ist durchaus eine kriegerische; das Bedürfniß führt einer Seits zum Angriff, andrer Seits zur Vertheidigung, und beide Parteien werden durch Leidenschaften fortgerissen, die sie nicht zu unterdrücken vermögen. Sobald sie einen Häuptling wählen, gehen der Ehrgeiz, der Hochmuth, die Eigenliebe und die Eifersucht, welche Laster der Individuen waren, auf die ganze Gemeinde über. Ein erster Angriff

streut die Saat des Hasses und der Parteiung auf ewige Zeiten aus, und dann kennt der Geist der Rache, der sich von seinem eigenen Grimme nährt, gar keine Gränzen mehr.

Der Müßigang und tausend andere Ursachen zünden unter den Wilden die Kriegsfackel an. Weil sie nicht wissen, wie sie die Zeit verbringen sollen, machen sie sich zu einem Heerzuge auf den Weg. Die Einbildungskraft findet einen gewissen Reiz an dem Kriegsgeräthe und man sucht gierig jede Gelegenheit auf, wenn dasselbe zur Schau gestellt wird. Sehen wir nicht unsere Kinder Soldat spielen, wie sie sich, mit Stöcken und Steinen bewaffnet, in Schlachtordnung aufstellen und wie groß ihr Vergnügen ist, wenn sie sich in diesem Kriegsspiel üben können!

Wol hat man gesagt, daß der Mensch nicht für den Krieg geboren sei, weil seine Organe keine mörderischen Waffen seien; allein sein Verstand ist viel gefährlicher, als die Zähne des Tigers und die Klauen des Bären. Diejenigen unter den Thieren, welche in ihrer körperlichen Organisation uns am nächsten stehen, sind die geschicktesten in der Rache, und selbst ihre Art zu kämpfen gleicht zuweilen unserer Kriegführung. Die Affen, welche die Umgebungen von Madras bewohnen, hassen die, die in den Wäldern leben; und wenn der Zufall einen in den feindlichen Bezirk führt, so wird er auf der Stelle erwürgt. Oft hat man von dem Instinkt gesprochen, in Folge dessen der Tiger und der Geyer andere Thiere zerreißt und verschlingt; allein die moralischen Leidenschaften sind weit mächtiger, als die physischen Bedürfnisse: der Mensch, wenn er zornig ist, oder von Rache glüht, zerreißt seines Gleichen mit noch größerem Grimm und es läßt sich, nicht mit Unrecht, sagen, daß er viel gefräßiger geboren worden, als das Raubthier.

Die Gesittung hebt diesen Instinkt nicht allein nicht auf, sondern, was sehr sonderbar ist, sie hört nicht auf, ihn zu

vermehren; denn die civilisirten Völker der Neuzeit sind in ihren Kriegen viel wilder und treiben die Zerstörung des eigenen Geschlechts auf weit höhere Stufen, als die Kannibalen, die sich untereinander bekämpfen.

Der gesellschaftlich lebende Mensch liebt seine Landsleute, aber er hat gegen andere Völker einen unvertilgbaren Widerwillen. Die Nationen sind deshalb ungesellig und es giebt unter ihnen weder Mitleid noch Erbarmen. Ueberdem sucht jedes Individuum auf Kosten aller Uebrigen sein Glück zu machen, eine Maxime, welche auch für die Regierungen zur Regel wird, was nichts als Verwüstung und Todtschlag zur Folge hat.

Mögen die Völker sich unter monarchischer oder republikanischer Regierungsform vereinigt haben, es macht keinen Unterschied, und es genügt ein einziger unruhiger Kopf, um die ganze Erde in Feuer und Flammen zu versetzen. Die Furcht theilt sich allmälig mit, und man denkt auf Vorsichtsmaßregeln, die, ein Mal getroffen, nicht wieder beseitigt werden; man bildet Soldaten von Kindheit an, und — Kampf ist das Wesen des Kriegers.

Die Republiken haben nur Bestand durch den Enthusiasmus für die Freiheit und den persönlichen Muth ihrer Bürger: die Monarchien dagegen, an sich schwach, bedürfen der Vertheidiger; der Despot befindet sich im Zustande des Krieges gegen seine Unterthanen, und er bedarf der Trabanten, um sie in Schach zu halten. Redner oder Sänger reizen ein freies Volk zur Plünderung oder zur Rache auf; ein eigensinniger oder leidenschaftlicher Souverain spricht, und tausende von Soldaten strömen auf seinen Ruf herbei: der Despot zittert, und um sich selbst zu täuschen, versetzt er sich in Wuth und befiehlt Metzeleien; überall sind es kindische Ursachen, welche die Menschen bewaffnen. Ist es nothwendig, dieser Ursachen noch mehrere aufzuzählen? Gewißlich nicht!

Die Handlungen. welche bei allen Völkern dem Beginn des Kampfes vorher gehen, verdienen unsere Aufmerksamkeit. Die Menschen rufen überall den Gott des Krieges an, und überlassen sich in diesen Augenblicken des Wahnsinns allen Arten von Ausschweifungen.

Die Irokesen mißhandeln alsdann die jungen Leute ihres Stammes, die noch keinen Feind gesehen haben; sie streuen ihnen heiße Asche auf den Kopf, schlagen und überhäufen sie mit Schimpf und Schmach. Das junge Volk muß sich dabei ganz ruhig verhalten; beim geringsten Zeichen von Ungeduld würde man sie des Waffentragens für unwürdig halten. Klar ist es, daß man ihm Kriegslust und Kühnheit einflößen will.

Andere Indianer-Völker Nordamerika's rasten die erste Nacht, die sie im feindlichen Jagdgebiet zubringen. Es wird ein Fest gefeiert und man überläßt sich dem Schlaf. Am andern Morgen beim Erwachen tritt derjenige, welcher die Nacht einen Traum gehabt hat, auf, und erzählt davon in den pomphaftesten Ausdrücken, während die Menge ein Kriegslied anstimmt. Jeder müht sich ab, den Traum auszulegen; gelingt es Keinem, so darf der Träumer ins Lager zurückkehren. — Es scheint, daß dies ein geeignetes Mittel sei, sich der Feiglinge zu entladen, und nur die Kühnsten und Tapfersten bei der Truppe zu behalten. Vielleicht ist es auch ein abergläubiges Vorurtheil, demzufolge der Träumer für einen Menschen gilt, dem sich Gott geoffenbaret hat.

Viele Stufen hat der Kriegsmann zu durchlaufen, bevor er ein disciplinirter Soldat wird, wie er es gegenwärtig bei den civilisirten Nationen ist; allein sein Handwerk war zu allen Zeiten den Staaten mehr oder minder verderblich. Unglaublich ist es, wie sehr die Völker dadurch — faul geworden sind, daß man die Menschen zu Mord und Todtschlag erzogen hat, und selbst das Sitten-Gesetz vermag es nicht, die viehische Rohheit eines Soldaten zu mildern.

Außer dieser moralischen Entartung, welche der Kriegerstand mit sich führt, giebt es oft auch eine physische, die noch empörender ist, weil sie mehr ins Auge fällt. Der Mensch ist so weit gekommen, daß er sich Gesicht und Leib entstellt, um desto furchtbarer auszusehen. Andere wollen unverwüstliche Merkmale des Todtschlags an sich tragen. Die Indianer von Venezuela, die zum Guarani-Caribischen Volk gehören, bemalen sich so viele Körpertheile, als sie Feinde erschlagen haben: beim ersten die Arme, beim zweiten die Brust und beim dritten ziehen sie farbige Striche von der Nase bis zu den Ohren. Geht es in den Kampf, so streichen sie das Gesicht roth an, die Schultern und den Bauch schwarz und den Ueberrest des Leibes gelb oder mit einer andern Farbe. Die alten Mexikaner gingen nackt, die Krieger aber bekleideten sich mit einer Thierhaut, und trugen ein Band, an welchem Herzen, Nasen und Ohren erschlagener Feinde befestigt waren.

Das Soldaten-Leben hat die Begriffe so verwirrt, daß man die Menschen nur nach ihrer Fähigkeit, die Waffen zu tragen, beurtheilt hat. Alle Zeiten und alle Völker liefern davon Beispiele in Menge. Wenn eine lange Gewohnheit an den Krieg Alles verderbt hatte, zogen sogar die Weiber mit in den Krieg, was ebenfalls alle Zeiten bezeugen, und wovon man Beispiele sogar unter den civilisirtesten Nationen, selbst unserer Tage findet. Die Religion hat den Deckmantel für den Krieg darbieten müssen, wie die Kreuzzüge, die Kreuzritter und so viele andere geistliche Militairorden der Christenheit, nicht minder geistliche Militairkorps bei den Koreanern beweisen, denen die Vertheidigung der Festungen, der Gebirgspässe u. s. w. anvertraut ist, und die für die besten Soldaten des Landes gelten.

Statt darauf zu denken, wie man einen Krieg verhüten oder beendigen könne, hat sich der menschliche Geist von jeher abgemüht, Kriegs-Werkzeuge und Waffen zu ersinnen, welche

die größten Verheerungen anzurichten im Stande sind. Die Wilden fangen damit an, ihre Waffen zu vergiften, um einen sichern Tod herbeizuführen; die gebildeten Völker erfanden das Schießpulver und die Feuerwaffen, mit kongreveschen Raketen, Kartätschen, Schrapnels und Zündnadelgewehren! Man hört nicht auf, diese „Kunst des Todes“ zu vervollkommnen, und es wird möglicher Weise nicht lange dauern, daß man im Kriege die Electricität anwenden und den Blitzstrahl auf Kriegsheere lenken werde.

Wir sind allen Arten von Zufällen und Uebeln ausgesetzt, und der persönliche Muth ist die erste Tugend des Menschen. Die Unerschrockenheit der Seele, die dem Schicksal und allen Gefahren Trotz bietet, und die, ohne entmuthigt zu werden, Ungerechtigkeit, Schmerzen und Niederträchtigkeit erträgt, erweckt unwillkürlich unsere Bewunderung. Dieser Muth wird zur Tapferkeit, wenn es auf die Vertheidigung des Lebens ankommt, auf die Vertheidigung Derer, die uns lieb und theuer sind.

Herrschten Ruh' und Frieden auf Erden, so würde die militairische Tapferkeit ein Verbrechen sein, und man würde Staaten und Länder davon mit großer Sorgfalt zu reinigen suchen; leider aber sind die menschlichen Einrichtungen überall so, daß sie für eine Tugend gilt.

Das Bedürfniß ist die Erzeugerin der Tapferkeit; und handelt es sich um Siegen oder Sterben, so schwankt man in der Regel nicht; die Liebe zum Leben flößt alsdann Kühnheit ein. So entwickeln auch ganze Völker großen Muth, wenn sie großen Gefahren ausgesetzt sind: Barbaren aber mehr als die gesitteten Völker, ja bei den Wilden geht er bis zum Heldenmuth, und ihre Helden erregen weit mehr Erstaunen, als die Helden der aufgeklärten Nationen, die weiter nichts suchen, als Ruhm, und den Beifall der Menge!

Der Mensch vereinigt so viele Widersprüche in sich, daß

man nur ein schreckliches Chaos wahrnimmt, wenn man ihn in der Nähe studirt. Führen zwei Völker mit einander Krieg, so sollte man glauben, auf beiden Seiten nur Wuth wahrzunehmen, die von der Schwäche des Gegners Nutzen zieht. Allein es giebt Nationen, die von erhabeneren Ansichten bei der Ausrottung ihrer Feinde ausgehen und die einen gewissen Stolz, eine Ehre darin suchen, ihn mit Hoheit zu schlagen, und die zu leichten Triumphe verachten. So unternahmen die Malayen von Ternate ehedem keinen Krieg, ohne ihn dem Feinde anzukündigen; sie schickten ihm den Feldzugsplan und eine Nachricht von der Stärke ihres Heeres und ließen fragen, ob er an den Kampf gewöhnt sei, ob er Schießbedarf habe und welcher Waffen er sich bedienen werde. Bei einigen Völkern des Alterthums war, nach Polybius' Zeugniß, ein ähnliches Verfahren des Edelmuths im Schwunge.

Man bedient sich sonderbarer Mittel, um sich Muth zu machen. Es giebt Völker, welche die Leichen ihrer im Kampf gefallenen Krieger ins Gefecht bringen, um beim Anblick derselben den Rachemuth zu entflammen; die Reutervölker der Turken und Mongolen nehmen Opium, um sich zu berauschen, und während die Karthager ihren Kriegern, unter Androhung der schwersten Strafen, den Genuß des Weins verboten, so lange sie im Felde standen, lassen die Heerführer bei den aufgeklärten Völkern des modernen Europa's ihren Soldaten Branntwein reichen, um ihren Muth zu reizen. Milord Marlborough, vom Prinzen Eugen zum Angriff gedrängt, gab zur Antwort: „Sogleich, Durchlaucht, ich warte nur noch auf die Marketender, sie werden sogleich kommen!" Bei solchen Mitteln bleibt man nicht stehen; die Mahratten geben sogar ihren Pferden Opium, wodurch ihre Reuterschaaren unwiderstehlich werden.

Der Muth der Völker hangt von sehr vielen Umständen ab, vom Klima, von der Lage, der Frucht- oder Unfruchtbarkeit

der Länder, u. s. w. So sind die Neuseeländer, welche von Natur einen milden und friedfertigen Charakter haben, wilde und grausame Menschen und Anthropophagen geworden, weil die Hungersnoth sie zwingt, unaufhörlich Krieg gegen einander zu führen. Es ist daher leicht, alle Merkmale der Schwäche zu erklären, welche man bei verschiedenen Nationen wahrnimmt. Die Siamesen fürchten den Muth; sie unternehmen niemals eine offene Belagerung und greifen einen Platz nicht anders, als durch Verrath und Aushungerung an. Sie zittern bei dem Anblick eines Europäers, der mit einem Degen bewaffnet ist.

Was die Art des Gefechts anbelangt, so kennen die Wilden keine Ordnung in demselben. Der Ungestüm ihres Anlaufs und persönliche Tapferkeit unterhalten das Gefecht, das bald zu einem Einzelkampfe wird. Jeder Kämpfer wüthet gegen einen einzigen Feind und der Kampf hört nicht eher auf, bis einer von ihnen beiden getödtet oder besiegt worden ist.

Die meisten unter den Negervölkern sind zu sehr Barbaren, um Disciplin in ihre Heere bringen zu können. Stehen sich Feinde gegenüber, so fängt man damit an, den Gegenstand des Streits kaltblütig zu besprechen. Allmälig geht man zu Vorwürfen und Beschimpfungen über und kommt endlich zum Kampfe. Haben die Soldaten Feuerwaffen, so geben sie eine Salve, die ganz ungefährlich ist, weil vom Zielen nicht die Rede ist; dann geht man zum Kampfe mit Pfeil und Bogen über, der so geführt wird, daß man den Pfeil nur dann gerade aus schießt, wenn die Parteien einander dicht gegenüber stehen; ist die Entfernung größer, so wird der Pfeil in die Luft geschossen, indem man glaubt, daß er mehr Schaden anrichtet, wenn er in einem parabolischen Bogen herabfällt.

Weil die Musik den Muth anfeuert, und die Affekte der Kämpfenden erregt, so hat man diese Entdeckung für den Krieg benutzt und in Anwendung gebracht. Die Congo-Neger

haben drei Arten von Kriegs-Musik. Der Anführer bedient sich eines eigenthümlichen Instruments, um seine Befehle mitzutheilen; und die Unterführer antworten mit einem anderen, kleineren Instrumente, daß man die Befehle ausführen werde. Die Häuptlinge, oder die tapfersten Soldaten marschiren an der Spitze, indem sie auf Hörnern blasen und tanzend zum Kampfe schreiten. Durch verschiedene Töne drücken sie aus, wo die größte Gefahr und welche Art Waffen am meisten zu fürchten sei.

Der Sieg macht die Völker hochmüthig, daher sie denn auch niemals unterlassen, ihre Triumphe zu feiern. Bei den barbarischen Völkern ist es Sitte, daß sie den Kopf, das Haar, die Knochen, Beine und Arme ihrer Feinde mit sich führen, um sie in Magazinen aufzulagern; ein wilder Gebrauch, mit dem die Titel, welche den siegreichen Anführern beigelegt werden, und unter denen der des „Schlächters" der mildeste ist, im Verhältniß stehen.

Das Schicksal der Kriegs-Gefangenen hangt vom Zustande der Gesittung der Völker ab. Die wildesten unter ihnen quälen ihre Gefangenen zu Tode und verzehren sie; minder wilde thun letzteres ebenfalls, ohne jedoch die Gefangenen erst zu quälen; Halb-Barbaren machen aus ihnen Sklaven; sind die Völker auf der Stufenleiter der Gesittung weiter vorgeschritten, so wechseln sie ihre Gefangenen nach beendigtem Kriege aus; und mischt sich der Aberglaube hinein, so werden alle Völker ohne Ausnahme in denselben Zustand der Rohheit und viehischen Dummheit versetzt.

Der Mensch hat so viel Freude am Kriege, daß er auch an allen kriegerischen Schauspielen das größte Vergnügen findet; er führt oft Scheingefechte auf, die, indem man sich erhitzt, in einen wirklichen Kampf ausarten. Barbarische Fürsten vergnüglichen sich mit der Niedermetzelung ihrer Unterthanen. Man richtet Kriegsfeste ein, die durch Mord und

Todtschlag karakterisiret sind, und treibt es sogar so weit, diese Ermordungen mit dem Schleier der Religion zu bedecken.

§ 14.
Von der Ständeverschiedenheit und dem Adel; Ungeselligkeit der Völker.

Wer kann in den gesellschaftlichen Einrichtungen die ursprüngliche Gleichheit aller Menschen erkennen? Man sucht sie vergebens; sie besteht nicht ein Mal unter den Wilden und man muß, will man aufrichtig sein, sich das Geständniß machen, daß sie nur auf Einbildung beruht. Die Natur hat gewollt, daß die Stärke die Schwäche unterdrücke: wir wollen die Unordnungen nachweisen, welche aus diesem Gesetz hervorgegangen sind, und Uebel zur Schau stellen, über die sich zu beklagen ganz unnütz ist. Interessant aber ist es zu untersuchen, bis zu welchem Punkt der Aberwitz den Unterschied der Stände getrieben hat, und wie groß die Verachtung ist, mit der sich die Sterblichen behandeln.

Jedermann weiß es, daß die Ungleichheit der Stände in den Gesellschaften nach Maaßgabe ihrer Verfeinerung auftritt, so daß aus der bloßen Aufzählung der Thatsachen eine Theorie hervorgeht, welche einer nähern Entwicklung nicht bedarf.

Die malayisch-polynesischen Bewohner der Philippinen sind auf ihre Freiheit so eifersüchtig, daß sie den Negritos es nicht gestatten, ihr Gebiet zu betreten; und dennoch findet man unter ihnen äußerst stolze Edle. Wenn diese Edle mit ihren Untergebenen sprechen, so geschieht dies nur von einer gewissen Entfernung aus in wenig Worten und in einem hochmüthigen, verächtlichen Tone. Sollte sich einer von ihnen mit einer Familie aus dem Volke einlassen, so würden die Uebrigen diese Entehrung ihres Standes mit dem Blute des Strafbaren abwaschen; ja, es ist sogar ein Verbrechen, wenn das gemeine Volk sich ihren Wohnungen nähert.

Völker, welche weder die mechanischen Künste noch den Gebrauch der Metalle kennen, haben in Bezug auf Stände-Unterschied außerordentliche Fortschritte gemacht. Die Polynesier von Tahiti sind in verschiedene Klassen eingetheilt, davon jede, bevor dies Volk zum Christenthum bekehrt war, ihre eigenen Priester hatte. Der Priester einer untern Klasse wurde niemals von den Leuten eines höhern Rangs gerufen, und die Priester einer höheren Stufe verrichteten den Gottesdienst niemals bei Leuten eines niedern Ranges. Da auf diesen Inseln eine Art von Feudal-Verfassung herrscht, so erlangen die Söhne der Barone und Könige von der Geburt an die Würde des Vaters. Ein Baron, dem man sich nicht anders nähern darf, als wenn ein Theil der Kleidung abgelegt wird, tritt in den Stand des einfachen Privatmanns zurück, wenn ihm ein Sohn geboren wird, und alle Huldigungen, welche ihm gebührten, gehen auf dieses Kind über.

Bevor die Ständeverschiedenheit unter den Völkern eingeführt wurde, war sie schon in den Familien zu Haus; und von den frühesten Zeitaltern an sah man die älteren Brüder die jüngeren als ihre Untergebene behandeln. Otto von Freysing lehrt uns, daß fast in allen Provinzen Frankreichs der Erstgeborene väterliche Gewalt über seine jüngern Geschwister übte und sie sogar als Herr behandelte. Bei dem Negervolk der Foyer sprechen die jüngern Geschwister beider Geschlechter mit dem ältern Bruder nicht anders, als kniend, gegen Verwirkung einer Geldstrafe, welche dieser willkürlich bestimmt; und unter den Ibuern ist es Sitte, daß der Erstgeborne seinen Brüdern und Schwestern nur so viel giebt, als ihm gefällt.

Die Regierungen zögerten nicht, ihre Unterthanen in Kasten einzutheilen, und von der Zeit an häuften sich die Vorurtheile über die Unterscheidung der Stände. Ein Aegypter, der ein Mal ein gewisses Handwerk ergriffen hatte, durfte es nicht aufgeben, oder ein anderes anfangen, bei Vermeidung

schwerer Strafe. Dem Hindu ist es nicht gestattet, in eine Kaste zu heirathen, die von der seinigen verschieden ist; der Soldat darf nicht Ackerbau treiben und der Gelehrte darf nicht Handwerker werden. Es giebt unter den Hindus vier und neunzig verschiedene Kasten und deren Unterabtheilungen. Jede von ihnen würde lieber das Leben lassen, als von einer Speise genießen, die von einer niedern Kaste zubereitet ist, und es giebt unter ihnen welche, die sich entehrt fühlen würden, wenn sie mit ihrem Könige essen sollten. Die Braminen treiben ihr Zartgefühl sogar so weit, daß sie Nichts genießen, was ein Mann andrer Kaste nur berührt hat.

Die höhere Stellung in der Gesellschaft scheint, wenn man daran gewöhnt ist, so natürlich, daß bei den Neger- und vielen andern Völkern der Mann sein Weib nicht würdigt, mit ihm gemeinschaftlich zu essen. Cook sah, als er Savu berührte, den König dieser Insel, der mehr als sechszig tausend Menschen zu Unterthanen hat. Nicht wagend, sich in Gegenwart Cook's und seiner Gefährten Banks und Solander niederzusetzen, sagte dieser Fürst, daß er nicht geglaubt habe, die Weißen würden ihm dies gestatten.

Unter den Negervölkern der Sklaven-Küste ist es Sitte, daß die niedern Stände in Gegenwart von Männern höhern Ranges niederfallen, und sich ihnen auf den Knien nähern. Ziehen sie sich zurück, so geschieht dies nur kriechend und es würde ein großes Verbrechen begangen werden, wenn sie vor einer Person höhern Standes aufrecht stehen oder sitzen wollten; ja, sie müssen sich sogar den Mund mit der Hand bedecken, um ihr nicht mit dem Athem beschwerlich zu fallen. Nies't ein Adlicher, so fallen alle Anwesenden auf die Knie, küssen die Erde, und wünschen ihm unter Händeklatschen ein ewiges Glück. Tritt ein Foyer niedern Ranges bei einem Adlichen ein, so muß er, bei Vermeidung einer Prügelstrafe,

das Wort Ago ausrufen, wodurch die Frauen benachrichtigt werden, daß sie sich zurückziehen müssen.

Auf den Malediven darf sich der gemeine Mann in Gegenwart eines Adlichen nicht setzen; er muß sofort stehen bleiben, sobald er einen solchen nur von ferne sieht, und ihn vorüber gehen lassen; trägt er eine Last, so muß er sie an die Erde stellen. Geht auf Java einer der großen Herren aus, so tritt ein Bedienter, Lanze und Schwert in der Hand, voran; bei diesem Zeichen tritt das Volk bei Seite, nachdem es sich niedergeworfen hat. Wenn in China ein Hofbeamter die Provinzen bereist, so erkundigen sich die Statthalter und Mandarinen knieend nach dem Befinden des Kaisers; und nur die ersten Staatsbeamten haben das Recht, diese Frage zu thun.

Von allen Unterscheidungen, welche die Menschen unter sich eingeführt haben, sind die empörendsten diejenigen, welche sich auf das Eigenthum beziehen. Man hat es verboten, Güter zu erwerben; man hat adliche, bürgerliche und Bauern-Güter geschaffen, und gestrebt, dem Boden die Geringachtung dessen aufzudrücken, der ihn besitzt. Welche Mittel hat man nicht erfunden, um die Menschen eines höhern Ranges von denen einer untergeordneten Stufe zu scheiden? Den Schnitt des Kleides, den Kopfputz, das Vorrecht gewisse Werkzeuge, oder Trophäen u. d. m. zu tragen, Alles hat man in Anwendung gebracht. Und eben so verschiedenartig sind bei den verschiedenen Völkern die Ceremonien, welche bei Amts-Einsetzungen Statt finden. Auch nur wenige davon aufzuzählen, würde hier, in dieser allgemeinen Uebersicht der Völker der Erde, einen zu großen Raum einnehmen.

Der Mensch lebt unaufhörlich in einem Zustande der Aufregung und Unruhe; und fürchtet, weil er die Bosheit seiner Nebenmenschen oft zu erdulden hat, Alles, was er nicht kennt. Die Völker fangen damit an, sich gegenseitig zu fürchten, und diese Furcht bemerkt man zunächst bei den Bewohnern von

Inseln. Dieses Gefühl der Furcht artet bald in Widerwillen aus, ein Hang in der menschlichen Natur, der von keinem andern übertroffen wird. Sodann hat der Krieg die Völker so sehr ans Niedermetzeln gewöhnt, daß sie sich oft als Feinde ansehen, sobald sie nicht das nämliche Land bewohnen.

In der Folge unternahm man ungeheure Arbeiten, um zwischen den Völkern Schranken aufzubauen und Alles trug dazu bei, den Samen der Zwietracht auf dem Erdrund zu verewigen. Die Oberfläche der Alten Welt ist mit Wällen und Ringmauern bedeckt, die, wenn sie in gerader Linie neben einander gestellt werden könnten, unsere Halbkugel in zwei Hälften theilen würden. So ist u. a. die berühmte chinesische Mauer über fünfhundert Stundenweges lang und über Berg und Thal, und oft so hohe Berge geführt worden, daß es dem Reutervolk der Mongolen unmöglich geworden sein würde, sie zu erklimmen.

Die politischen Gesellschaften arteten bald so aus, daß selbst weise Gesetzgeber ihren Völkern verboten, mit den andern Nationen in Verkehr zu treten. Eine gesundere Politik und der Handel haben diese Verbote unter den aufgeklärten Völkern zwar zum Theil aufgehoben, zum Theil gemildert; nichts desto weniger bestand noch im vorigen Jahrhundert in dem aufgeklärten England das Gesetz, daß ein Fremder vor Gericht nicht Zeugniß ablegen durfte; und noch in unsern Tagen wird der gegenseitige Verkehr unter den Völkern Europa's mehr oder minder erschwert.

Republikanischer Enthusiasmus und das Gefühl der Rache haben das ihrige dazu beigetragen, das Naturrecht in dieser Beziehung zu verdrehen. Die alten Griechen verurtheilten denjenigen zum Tode, der es wagte, vom Frieden mit den Persern zu sprechen; und die Skythen verbrannten im Lauf ihrer Eroberungen alle Geschichtsbücher, die ihnen in die Hände fielen. „Man muß, sagten sie, diese Werke der Griechen und

Römer vernichten, die unaufhörlich von ihrer Größe sprechen und als Barbaren diejenigen Völker schildern, welche durch ihre Erfolge und Tugenden berühmt geworden sind."

Die Regierungen eigneten sich in der Folge alle mögliche Rechte über die Fremden an, Anmaßungen, welche wesentlich dazu beigetragen haben, die Völker auseinander zu halten und das Mitleid zu ersticken. Carthago ersäufte diejenigen seiner Unterthanen, welche nach Sardinien und den Säulen des Hercules Handel trieben; und Russland, sowie Oesterreich, stellen jeden Ausländer unter polizeiliche Aufsicht, der das Gebiet dieser Staaten betritt!

Solch' ein ungeselliges Verhalten hat den Karakter der Völker verdorben, ihre Gesetze, ihre Moral; und die Folge davon ist gewesen, daß die schauerlichsten Verbrechen als Tugenden galten: Beraubung und Todtschlag von Fremden wurden empfehlungswerthe Thaten! Die Korjäken, Nachbarn der Kamtschadalen, bestrafen den Mord sehr strenge, allein sie ahnden nicht die Ermordung eines Fremden, eine Regel, welche von den meisten wilden Völkern in Bezug auf den Diebstahl befolgt wird.

So sieht man unter den Menschen eine schreckliche Mischung von Lastern und von Tugenden, je nachdem sie es mit ihren Landsleuten, oder mit Ausländern zu thun haben! Aberglaube und religiöser Fanatismus haben das ihrige dazu beigetragen. Bei den Mauren ist es ein verdienstliches Werk, einen Christen zu opfern; und der Talmud gebietet den Juden, die Christen nicht anders zu grüßen, als ihn gleichzeitig zu verfluchen! Ja, man geht so weit, die Unduldsamkeit über das Grab hinaus fortzupflanzen. Die Christen verschiedener Bekenntnisse dulden nicht die Leichen auf einem und demselben Gottesacker, auch haben sie die Bekenner des mosaïschen Glaubens mit ihrem Begräbnißplatz an eine entlegene Stelle des Wohnorts verwiesen. Die Neger von Loango gestatten es

Fremden nicht, daß sie ihre Todten im Lande beerdigen dürfen. Stirbt ein Europäer, so muß seine Leiche zwei Meilen vom Ufer ins Meer gesenkt werden.

§ 15.

Von der Sklaverei und Dienstbarkeit.

Kaum kann es in Frage gestellt werden, sich über die Sklaverei zu entrüsten, und über eine Einrichtung ein Zetergeschrei zu erheben, die ein natürliches Uebel ist, dessen Ausrottung nie und nimmer gelingen wird. Der Mensch will einmal ein Tyrann sein, und hätte er die Macht dazu, so würde er alle seine Umgebungen zu Sklaven machen. Die Herrschaft schmeichelt dem Hochmuth und dem Müßiggang, und schwer ist es, diesem Genuß zu entsagen. Man wird immer auf den Neger von Labat zurückkommen müssen: „der Sklave selbst hat das Bedürfniß nach einem andern Sklaven; und weil er in seinem Stande eine Null ist, so übt er über sein Weib und seine Kinder eine despotische Gewalt aus."

Sklaven findet man bis zu den Wilden hinab, und kann die Macht nicht zur Errichtung der Dienstbarkeit gelangen, so findet sie doch alle Arten von Mitteln, welche sie zu ersetzen vermögen. Der Häuptling der Natchez-Indianer verfügt über das Besitzthum seiner Unterthanen nach Willkür und läßt sie für sich, ganz nach seiner Laune, arbeiten. Sie können ihm sogar ihren Kopf nicht versagen! Bei der Geburt des muthmaßlichen Erben werden diesem alle säugenden Kinder überwiesen, damit sie ihm während der ganzen Lebenszeit dienstbar sein sollen. Diesem Häuptling wird in seiner Hütte eben so aufgewartet, wie dem Kaiser von Japan oder von China in seinem Palaste. Der Ursprung dieser Macht liegt darin, daß die Natchez die Sonne anbeten und ihr Häuptling ihnen aufgeredet hat, er sei der Bruder der Sonne!

Die Nationen, welche am meisten für die Freiheit schwärmten

und ihre Tyrannen in die andere Welt schafften, konnten der Sklaven nicht entbehren; auch zeigt uns die alte Geschichte oft das seltsame Schauspiel, daß ein ganzes Volk einem andern dienstpflichtig, und eben so wol von den Launen der Privaten, als von denen des Staats abhängig ist. Die Lacedämonier waren nicht die einzigen, welche die Dienstbarkeit in Mitten eines freien Landes errichteten. Die Corynophoren in Sycione, die Penesten in Thessalien, die Claroten in Creta, die Gymniten an verschiedenen Orten Griechenlands, die Prospelaten in Arkadien, die Leleger in Carien, die Mariandiner bei den Heracleoten, und die Juden in Aegypten glichen den Iloten. Die Deutschen machten sich die slawischen Völker, die sie unterjochten, dienstbar, freilich unter einem mildern Namen, als dem der Sklaverei; doch war diese Dienstbarkeit ihrem Wesen nach nichts anderes als Sklaverei, welche bis auf die neueste Zeit bestanden hat.

Der Mensch hat nicht gezögert, Jagd auf seinen Nebenmenschen zu machen, um diesen in seine Gefangenschaft zu bringen, und ihn demnächst als Waare zu verkaufen. Dieser Gebrauch ist gegenwärtig in einem großen Theil von Asien, und in fast ganz Afrika im Schwunge.

Zuweilen entspricht die Dienstbarkeit eben so wol dem Geschmack des Sklaven, als dem des Herrn, was den Beweis liefert, daß die Menschen, der großen Mehrheit nach, der Freiheit unwürdig sind. Als die Könige von Frankreich die Barone ihres Reichs der Macht berauben wollten, die sie sich angemaßt hatten, zauderten die Leibeigenen, die Freiheit zu genießen, die ihnen angeboten wurde; man mußte sie durch Gesetze dazu zwingen. Louis Hutin befahl, daß die Kerle, welche nicht frei sein wollten, große Geldstrafen zahlen sollten. Die Dienstbarkeit, die in Europa allgemein gewesen, und in einem großen Theile noch herrschend ist, ist erst außer Gebrauch gekommen, als man anfing, überseeische Kolonien zu gründen.

Seitdem haben die europäischen Völker die Sklaverei nach Amerika verpflanzt.

In den meisten Ländern beginnt die Sklaverei mit den Weibern. Man erinnere sich, wie diese bei den Wilden behandelt werden. Ob ich ein Weib kaufe, oder ob man es mir zum Geschenk macht, ist einerlei, sagen sie, das Weib ist mein Eigenthum, und darum meine Sklavin.

Die Hausgenossenschaft artet in Dienstbarkeit aus. Um ernährt zu werden, bietet irgend ein Mensch seine Arme einem Herrn an, dieser gewöhnt sich daran, ihn als ein Gut zu betrachten, das ihm gehört. Die Gewohnheit des Befehlens verleiht Rohheit und Launen; nach Willkür wird befohlen und gestraft, und der Diener ist endlich nichts als ein Sklave!

So ist die Geschichte der Sklaverei in der Kindheit der Gesellschaften. Die socialen Einrichtungen haben sich entwickelt, die Regierungen verschiedene Formen angenommen und man hat tausend andere Mittel ersonnen, um Sklaven zu machen. Der menschliche Geist gewöhnt sich, indem er sich vervollkommt, allmälig an Sophismen, und man legt der Dienstbarkeit eine Menge Ursachen unter, die nicht besser, als die der Wilden sind.

Trifft in Persien ein Türke auf seinem Wege einen Mann oder eine Frau, die nicht einen Paß des Königs hat, so nimmt er sie gefangen und macht sie zu seinem Eigenthum. In Tscherkessien war es sonst Sitte, daß, wenn zwei Eheleute sich nicht vertragen konnten, sie zum Ortsvorstande gingen, um sich zu beklagen; kam der Mann zuerst, so ließ der Herr des Orts die Frau greifen und verkaufen und gab dem Manne eine andere Frau; umgekehrt geschah dem Manne ein Gleiches, wenn die Frau zuerst erschien.

Wohlthätigkeit und Mildthätigkeit geben, wer sollt' es glauben, Veranlassung, daß man seine Freiheit einbüßen kann. Wenn auf Mindanao ein Vater seinen Sohn loskauft, wird

dieser der Sklave des ersteren; und die Kinder üben dieselbe Strenge in Bezug auf ihren Vater.

Der Schuldner wird der Sklave des Gläubigers; kann man dem, der Alles verloren hat, nichts mehr nehmen, so nimmt man ihm zuletzt die Freiheit. Die Dienstbarkeit wurde bald eine fiskalische Strafe und es hat Länder gegeben, wo die Polizei einen Uebelthäter dadurch strafte, daß sie ihn ins Ausland verkaufte.

Die Entdeckung Amerika's hat eine gute Gelegenheit dargeboten, Sklaven zu machen. Der Spanier, unwissend und stolz, war damals, wie jetzt, um zwei Jahrhunderte hinter den übrigen Nationen zurückgeblieben; Alles wirkte darauf hin, die Amerikaner ihrer Freiheit zu berauben, und man suchte Allerlei, selbst das Lächerlichste hervor, um dies zu rechtfertigen. Lopez de Vega versichert, man habe den Amerikanern das Tabakrauchen und das Stehenlassen des Bartes zum Vorwurf und zu einem Verbrechen gemacht, das mit Sklaverei bestraft werden müsse. Der Religions-Eifer mischte sich in diese Schandthaten; man glaubte alle Menschen zu Sklaven machen zu müssen, die sich nicht zum Christenthum bekehren wollten.

Alle Peruaner, die verschont blieben, wurden Anfangs zu einer halbjährigen Dienstbarkeit verurtheilt. Dann erlaubte man ihnen zum Schein in ihre Hütten zurückzukehren. Allein man führte sie in Versuchung durch Vorschüsse, die sie annehmen mußten, weil sie ihrer bedurften. Von da an konnten sie nicht loskommen, bis sie ihre Schulden getilgt hatten. Die Gläubiger zwangen sie auf ihre Freiheit zu verzichten, oder man setzte sie ins Gefängniß. Weiber und Kinder gaben sich zum Unterpfand, die eben so viele neue Sklaven wurden.

Seit Einführung des Negerhandels sind die gröbsten Verbrechen begangen worden. Die Mulatten von Loanda verführen die jungen Mädchen überall, wo sie sich sehen lassen; dann

kommen sie nach einigen Jahren zurück und nehmen, unter dem Vorwande, ihnen eine bessere Erziehung geben zu wollen, die Kinder weg, um diese zu verkaufen. Die Portugiesen machen es nicht besser. In Benguela locken die Weiber, im Einverständniß mit ihren Männern, andere Männer in ihre Arme. Der Gatte schließt diese Liebhaber sofort ein und verkauft sie bei erster, bester Gelegenheit, ohne wegen solcher Gewaltstreiche bestraft zu werden.

Anderwärts verkaufen die Neger ihre eigenen Kinder, ihre Aeltern, ihre Nachbarn, und das für einen — Schluck Branntwein, auf den die Schwarzen ganz versessen sind. Schießgewehr, Spiegel, Schellen sind andere Waaren, gegen die sie ihres Gleichen mit Freuden hingeben.

Die Sklaven hat man zum Vieh herabgewürdigt und behandelt sie oft noch schlimmer, als dieses. Aber was auch ein Herr mit seinen Sklaven anfangen möge, die menschliche Gestalt und die menschliche Stimme kann er ihnen nicht nehmen, wie wol es ihn beleidigt, daß sie ihm in dieser Beziehung gleichen.

Das herbe Loos, das den Sklaven bereitet wird, führt sie zuweilen zur Rebellion, die dann in der Regel mit den scheußlichsten Ausbrüchen der Rache verknüpft ist. Unterdrückt man sie auf eine Weise, daß ihr Joch unerträglich wird, so müssen sie wol die bewaffnete Hand gegen ihre Herren erheben; denn zuletzt ist das ein Naturgesetz und was kümmert's sie, wenn das Leben ihnen zu schwer wird, ob sie unter Martern oder im offenen Kampfe den Tod finden.

§ 16.
Vom Putz, und den verschiedenen Arten der Entstellung und der Verstümmelung.

Die Begriffe von Schönheit sind bei den verschiedenen Völkern nicht dieselben. Ist gleich die Organisation des Menschen

überall die nämliche, so haben sich doch verschiedene Gefühle ausgebildet und mußten sich ausbilden; und weil sich nirgends ein Muster der Schönheit findet, so kann man sich nicht von allgemeinen Grundsätzen leiten lassen. Jeder ist in dieser Beziehung auf sich allein angewiesen. Das Schöne macht einen angenehmen, das Häßliche einen schmerzlichen Eindruck; nun aber weiß Jeder, daß ein und dieselbe Sache einen ganz verschiedenen Eindruck erzeugen müsse in den Augen eines Weißen, eines Schwarzen, eines Lappländers, eines Samojeden, eines Wilden, eines gesitteten Menschen auf einen lebhaften und feurigen Charakter, auf einen trägen und kaltsinnigen Menschen, endlich auf einen melancholischen, und einen heitern u. s. w.; daher die verschiedenen Ansichten, die sie Alle vom Schönen haben. Man darf sich nicht wundern, wenn wir Weißen den — Gott sei bei uns! schwarz uns denken, die Schwarzen dagegen weiß, die Braunen und Gelben in einer Farbe, die der ihrigen gerade entgegen gesetzt ist; und man staunt nicht mehr, daß die Neger, ihrer Eifersucht zum Trotz, den Europäern alle nur mögliche Vertraulichkeit mit ihren Weibern gestatten; denn, sagen sie, es ist unmöglich, daß sie einen so schlechten Geschmack hätten, einen Weißen zu lieben.

Afrikaner, welche nie andere Menschen, als Schwarze gesehen haben, empfinden beim Anblick einer Weißen ein Gefühl des Abscheus und die Negerinnen machen auf uns denselben Eindruck. Im Allgemeinen muß die Seele, wenn sie sich zu einer Sache, die den Sinnen zum ersten Mal begegnet, hingezogen werden soll, daran gewöhnt werden; wie sollten darum Völker, die niemals andere Schönheiten, als die ihres Landes gesehen haben, Geschmack an den Schönheiten anderer Länder finden können. Indem man sich mit diesen Gegenständen vertraut macht, verliert sich allmälig der Widerwille, den sie Anfangs einflößten; wir Weißen gewöhnen uns an ein

häßliches Weib, an Negerinnen, und die Negerinnen an Weiße!

Die Begriffe von Schönheit korrespondiren mit den Begriffen von Ordnung und Verhältniß, davon der Geist erfüllt ist. Das Schöne in den Künsten kann nur von aufgeklärten Menschen gefühlt werden, und man fühlt es in höherem oder niederm Grade, je mehr oder je weniger man darin geübt ist. Der wilde Mensch kennt es in keiner Weise; und folgt man den Fortschritten, welche die Völker in der Civilisation gemacht haben, so läßt sich eine Stufenleiter der Entwicklung über die Begriffe aufbauen, welche sie sich von der Schönheit gemacht haben. Der Geschmack eines Menschen endlich, der von der Geburt an ganz allein auf einem Eiland lebt, würde ausarten; in seinen Augen würden Thiere schön sein, welche für unser Gefühl häßliche sind.

Welche Begriffe man auch immer vom Schönen haben möge, so fühlt man doch Widerwillen gegen das Häßliche, eine Abneigung, welche verschiedene Grade der Stärke annimmt. So verabscheueten ganze Völker mißgestaltete Wesen und Eusebius stellt unter die schönen Handlungen Constantin's den Befehl, den er ertheilte, alle Hermaphroditen Alexandrien's ohn' Erbarmen ums Leben zu bringen. Mehrere dieser Begriffe endlich hangen einzig und allein vom Eigensinn der Einbildungskraft ab, und wie sollt' es möglich sein, daß die Einbildungskraft bei allen Menschen, bei allen Völkern gleich wäre! Diese Grundsätze erklären all' die Sonderbarkeiten, die man im Putz u. s. w. der verschiedenen Völker wahrzunehmen Gelegenheit hat.

Die alten Peruaner rissen sich den Bart sorgfältig aus. Die Tahitier thun dies mit den Haaren, welche unter der Achsel wachsen, ebenfalls, und halten die Europäer, welche ihr Beispiel nicht nachahmen, für sehr unreinlich. Die Tagalen tragen zu demselben Zweck eine kleine silberne Zange

um den Hals. Dies Ausreißen der Haare geschieht aber in den Ländern der heißen Zone aus Gesundheits-Rücksichten. Indessen ist die Zahl der Völker, die auf Haar- und Bartwuchs große Stücke halten, sehr ansehnlich; denn man erkennt darin ein Zeichen der Stärke und Kraft. Da der Bart ein Wärmungsmittel ist, so war es natürlich, daß die Völker des Morgenlandes ihn abschnitten, und die meisten Europäer ihn rasirten. Allein in Asien sind die Gebräuche so unwandelbar, wie die Regierungen, und die Sitten stehen in diesem Erdtheile noch auf demselben Standpunkte, wie vor zweitausend Jahren. In jenen alten Zeiten trugen die Männer ihren Bart und heut' zu Tage thun sie es noch; während die europäischen Nationen, die von Vorurtheilen und Gewohnheiten sich unabhangiger gemacht haben, diese Mode bald abgeschafft, bald wieder angenommen haben. Jetzt gilt der Bart im größten Theil von Europa wieder für eine männliche Schönheit, man sieht jetzt mehr bebartete, als rasirte Männer!

Man färbt das Haar, — aus verschiedenen Ursachen: kriegerische Völker wollen ein schreckliches Ansehen haben, um dem Feinde Furcht einzuflößen; andere geben dem Haar eine Farbe, welche, nach ihrer Meinung, am besten zu ihrem Gesichte steht; hier kommt also die Eitelkeit ins Spiel. Die Form, die man dem Haarwuchs giebt, ist bei den verschiedenen Völkern eben so verschieden wie in den verschiedenen Zeiten: die Mode ist hierin entscheidend. In den meisten Ländern tragen die Männer das Haar kurz, die Weiber lang. Doch giebt es auch Ausnahmen, wie z. B. bei den Tahitiern, wo gerade die entgegengesetzte Mode herrscht.

Ein Gesicht wird sehr entstellt, wenn es eine kurze, oder gar keine Stirn hat. Und weil es den Wilden weniger um Schönheit, als darum zu thun ist, Furcht einzuflößen, so kommt es unter ihnen oft vor, daß sie die Stirn ganz mit Farben

bemalen und verstecken. Anderwärts wird aber auch die Stirn verziert und geschmückt.

Den Augen eine andere, als die natürliche Farbe zu geben, ist ein sehr alter Gebrauch, der sich eben sowol bei gesitteten, als bei wilden Völkern findet. Ein Gesicht ohne Augenbraunen scheint uns entstellt; dennoch giebt es eine Menge Nationen, die sie sich ausreißen, was alsdann ganz besonders vom weiblichen Geschlecht gilt. Die Schläfen werden gemeiniglich geschmückt, mit Federputz, oder mit kleinen Platten von Gold, Silber, Kupfer, sogar von Eisen. Gar seltsam sind die Verzierungen, welche man an der Nase anzubringen pflegt, und eben so die der Ohren. Sie alle aufzuzählen würde einen Raum einnehmen, der hier in diesen allgemeinen Umrissen nicht zu Gebote steht. Die Lippen, die Zähne, das ganze Gesicht sind von derlei Ausschmückung nicht ausgenommen, die man auf Nägel, Füße, den weiblichen Busen, und auf den Bauch ausgedehnt hat.

Die Verzierungen des Körpers sind meistentheils Farben und Salben und ihre Anwendung ist oft mit Schmerzen verbunden, wie das Tättuiren, oder das Eingraben verschiedener Figuren in die Haut, das man bei den verschiedensten Völkern findet.

Entstellungen des Körpers und seiner Theile ist ein Geschmack vieler Nationen. Ein gewisses Indianer-Volk Nordamerika's hat den Namen der Plattköpfe erhalten, weil ihre Stirn ganz platt ist, womit diese Leute aber nicht auf die Welt kommen, sondern was ein Werk der Kunst ist, die gleich von der Geburt an bei den jungen Kindern angewendet wird. Die Stirn ist von dieser Mode der Entstellung nicht ausgenommen, eben so wenig die Nase, die Wangen, und alle übrigen Gesichts- und Körpertheile; ja sogar die Zunge war, wie uns Diodor von den Insulanern Taprobane's erzählt, ihr unterworfen. Die Zähne sind bei sehr vielen Völkern ein

Gegenstand der Entstellung; man reißt sie zum Theil aus, oder feilt sie spitz zu, was ganz besonders bei den Negervölkern Inner-Afrika's Gebrauch ist.

In einer Geschichte der Menschheit muß ein Bild der Entstellungen, die der Mensch in Bezug auf Geschlechtsliebe und Enthaltsamkeit mit seinem Körper vornimmt, gleichfalls seine Stelle finden; hier jedoch müssen wir darauf Verzicht leisten.

Aber nicht blos Entstellungen, auch Verstümmelungen des Körpers sind im Geschmack des Menschen, wie seltsam es auch klingen mag. Die schauerlichste Sitte dieser Art ist die Castration, die über einen großen Theil der Erde verbreitet ist, und theils im Aberglauben und in der Eifersucht, theils aber auch ihren natürlichen Grund in dem Umstande findet, daß Völker, welche eben nicht sehr fruchtbare, oder gar dürre und öde Länder zum Wohnsitz haben, eine Zunahme der Bevölkerung, die mit den zu gewinnenden Subsistenz-Mitteln nicht im Verhältniß steht, verhüten wollen. Die Beschneidung ist bei allen semitischen und bei den Völkern des mohammedanischen Glaubens im Gebrauche, nicht minder bei fast allen Nationen des schwarzen Menschenstamms in Afrika; eine Sitte, die sich theils auf religiöse Vorschriften, theils aber auch auf natürliche Ursachen stützt, und dieser wegen in den heißen Klimaten der Erde auch auf das weibliche Geschlecht ausgedehnt wird.

Drittes Hauptstück.

Vom äußern Zustande der Gesellschaft und den häuslichen Gebräuchen.

Der Ausdruck Gesellschaft wird hier in dem Sinne genommen, welchen ihm die großen Nationen beilegen: wir werden daher vom Familienleben und den häuslichen Gebräuchen zu sprechen haben, wenn die Menschen sich aufsuchen, um die Langeweile zu vertreiben, oder ihre Geschäfte abzumachen.

Bei den, im Zustande der Wildheit lebenden Völkern giebt es keine Gesellschaft. Die Wilden treffen einander zufällig und sie trennen sich ohne Förmlichkeit; ja die Sorge um ihren Lebensunterhalt bringt sie auseinander, statt sie einander zu nähern.

§ 17.
Von den Wohnungen.

Der Mensch lebt längere oder kürzere Zeit ohne Hütten zu haben, je nachdem das Klima milder oder strenger ist; und selbst in den kalten Ländern zieht er sich, wie der Bär dieser Gegenden, in Höhlen zurück und bedeckt sich mit Thierfellen. Ohne von vielen anderen Völkern zu sprechen, möge hier angeführt werden, daß die Polynesier, namentlich die

Neuseeländer, unter freiem Himmel, im Schutze von Gebüschen, schlafen, und die Männer, stets vor Angriffen auf der Hut, in einem Halbkreise sich lagern, um Frauen und Kinder zu schützen. Die Australier gehen nackt, und sind, wie die wilden Thiere, längs der Küste und in den Holzungen verbreitet. Weiterhin sieht man kriegerische Völker aus Hochmuth die Wohnungen verachten, die sie Gräber nennen, denen sich der Lebende nicht nahen dürfe.

Nun fängt man an Hütten zu bauen, an deren Ausführung man noch die Rohheit des Menschen erkennt. Kaum sind diejenigen, welche der Australier sich errichtet, hoch genug, daß man aufrecht darin stehen, und lang genug, um sich der Länge nach ausstrecken zu können. Die Thür der Hütten auf Neuseeland ist so eng und niedrig, daß man auf Händen und Füßen hineinkriechen muß. In der Mitte der Hottentottenhütte befindet sich ein Loch, das zum Heerde dient; rings herum sind kleinere Löcher angebracht, davon jedes einem Familiengliede angehört und diesem zum Sitzen und Schlafen dient, mit der wesentlichen Einschränkung, daß niemals das Loch des Nachbars benützt werden darf.

Andere höhlen sich eine Tenne in der Erde aus oder errichten sich einen Schutz an dem steilen Abhang eines Hügels. Da macht man Feuer an, dessen Rauch die Bewohner fast erstickt, oder sie des Augenlichts beraubt; dennoch besitzen sie noch nicht Einbildungskraft genug, um auf die Errichtung einer Wohnung zu verfallen, welche jenen Unbequemlichkeiten vorzubeugen vermöchte. Die Folge davon ist in der That, daß mehrere Völker des hohen Nordens, bei denen diese Art von Wohnungen gebräuchlich ist, frühzeitig erblinden.

Das Klima des Landes und die Sitten eines Volks bestimmen die Gestalt seiner Wohnungen. Bei den Polynesiern, die auf den, zwischen den Tropen belegenen, Eilandfluren des Großen Oceans leben, genügt ein von Pfeilern getragenes

Laubdach, das die Wohnung deckt, die von allen Seiten offen steht, und wo ein jeder hineinblicken und hineingehen kann, ohne daß man daran denkt, sie zu verschließen.

Bis dahin ist es leicht, die Wilden in der Stille der Nacht zu überfallen und die ganze Familie mitten im Schlaf zu erwürgen; die Furcht aber vor den Menschen und reißenden Thieren führt bald darauf, auf Vorsichtsmaßregeln zu denken. Die Einwohner von Mindanao bauen ihre Häuser auf so hohen Pfeilern, daß sie mit der längsten Lanze nicht zu erreichen sind, und sie steigen Nachts vermittelst einer Stange hinauf, die ihnen zur Leiter dient. Viele Indianer Südamerika's hatten ihre Hütten gleichfalls auf Bäumen, aber dies konnte sie doch nicht vor der Wuth der spanischen Eroberer schützen. Vermochten diese nicht, die unglücklichen Bewohner durch Flintenschüsse zu erreichen, so griffen sie zur Axt, und hieben die Bäume um.

Anderwärts wird der Mensch von Ueberschwemmungen verfolgt, wo er dann zu einem ähnlichen Verfahren seine Zuflucht ergreift. Vom Monat Mai bis zum Monat September steigt der Orenoco ungefähr zwanzig Fuß über seinen Wasserstand in der trocknen Jahreszeit; dann errichten die Uferbewohner auf Bäumen ziemlich bequeme Wohnungen ein.

Wilde Krieger, die stets auf Kampf ausgehen und beständig unter Waffen sind, führen ihr gesellschaftliches Leben auf ihren — Pferden! Von den Hunnen, den Vorältern der Magyaren, erzählt man, daß sie fast niemals von ihren Pferden stiegen; daß sie ihren kleinen Handel trieben und die wichtigsten Angelegenheiten berathschlagten, daß sie aßen und tranken, ohne ihre Steigbügel zu verlassen; daß sie zum Schlaf sich auf den Hals ihres Pferdes lehnten, und in dieser Stellung die Nacht zubrachten.

Nach und nach verschönen sich die Häuser und werden zuletzt Paläste; dennoch bewahren die aufgeklärtesten und in

ihren Sitten verfeinertsten Nationen ihre ursprünglichen Gebräuche: man sehe nur die Paläste unserer Großen, unserer Reichen, und vergleiche sie mit den bescheidenen Wohnungen unserer Landleute, die in der That in manchen Gegenden unseres deutschen Vaterlandes mehr für den Aufenthalt unvernünftiger Bestien, als für den Aufenthalt von — Menschen eingerichtet zu sein scheinen!

§ 18.

Eigenthümliche Gebräuche in Bezug auf das Eigenthum.

Die Darstellung der Gebräuche, welche bei den verschiedenen Völkern des Erdballs in Bezug auf das Eigenthum im Schwunge sind, würde ein besonderes Werk in Anspruch nehmen, so manchfaltig, so verschiedenartig sind diese Gebräuche. Hier wird es sich also nur um eine allgemeine Uebersicht handeln dürfen. Die Gesetze über die Erbfolge hangen von tausend Umständen ab, von den Begriffen, die man sich von der Ehe macht und von dem Schicksal der Frauen, so wie von dem der Kinder.

Es hat Völker gegeben, die von so friedfertiger Gemüthsart waren, daß sie den Communismus in seinen reinsten Formen bei sich einführen konnten. Diodor von Sicilien erzählt uns, daß bei den Ichtyophagen Asiens Weiber, Kinder und Heerden der ganzen Gemeinde gehörten, und daß bei dem iberischen Volk der Vaccaäer ein Jeder ein Stück Land baute, die Aernte aber in dem gemeinschaftlichen Magazine abgeliefert werden mußte und derjenige, welcher etwas zu unterschlagen wagte, mit dem Tode bestraft wurde.

Andere Geschichtschreiber des Alterthums gedenken ähnlicher Gebräuche in großer Menge; allein dieser Zustand ist der menschlichen Natur so widersprechend, daß man in ihren Erzählungen wol eine gewisse Uebertreibung voraussetzen darf. Ueberdem kann ein derartiger Zustand nicht von langer Dauer

sein, daher man denn auch sieht, daß Vereine von Mönchen oder von — Philosophen, die auf diesem Grundsatze errichtet wurden, bald verschwinden. Pythagoras' Schüler versuchten die Einführung des Communismus in seiner allgemeinsten Verbreitung, aber er war, trotz des Enthusiasmus der Philosophie, eben so wenig von Bestand, als die Versuche es sein können, die in unsern Tagen von den fantastischen Anwälten des gemeinsamen Eigenthums in die Welt geschleudert worden sind!

Der Mächtige ist es, dem es bald gelingt, Alles zu usurpiren, und der Schwache hat dann nichts mehr! Es hat Völker gegeben und giebt es noch, bei denen der Landmann sein Feld nicht ohne Erlaubniß seines Häuptlings bauen durfte und — darf. Die Neger an der Goldküste müssen diese Erlaubniß in jedem Jahre nachsuchen, und selbst ein Abessinier, der sein Feld besät, ist nicht sicher, ob er auch ärnten werde, denn der König verleiht die Frucht ganz nach Belieben. Wir haben schon früher anderer Herrscher gedacht, die Herren aller Güter sind, die sich in ihren Staaten befinden.

Was die Gebräuche in Bezug auf Erbfolge betrifft, so erbt ein Neger der Goldküste weder von seinem Vater, noch von seiner Mutter; die nächsten Verwandten des Mannes und der Frau bemächtigen sich des gesammten Nachlasses. Akra ist der einzige Punkt an der genannten Küste, wo die legitimen Kinder ihren Vater beerben, während anderwärts der Sohn nur Säbel und Schild des Vaters in Anspruch nehmen darf. Der Ehemann liefert den Brüdern oder Neffen seiner verstorbenen Frau Alles aus, was er von ihr empfangen hat. Es scheint, daß Väter und Brüder, indem sie die Macht mißbrauchten, diese Gesetze auf Unkosten der Kinder errichtet haben. Nichts desto weniger wird dadurch die Industrie aufgemuntert, weil die vermögenslosen Söhne gezwungen sind, für ihre Subsistenz zu sorgen; auch wirken diese Gesetze auf die

Vermehrung der Bevölkerung hin; denn es ist für einen Vater von Nutzen, viele Kinder, und für einen Sohn, recht viele Brüder zu haben.

Faßt man diese Gesetze näher ins Auge, so scheint es, daß sie viel natürlicher seien, als diejenigen, welche nur Einem Sohne die Erbschaft des Vaters übertragen; denn in diesem Falle verleiht der Zufall der Geburt Alles und die Pflicht zur Arbeit hört mehr oder minder auf. Viel richtiger ist es, daß ein Vater der Erbe seines Kindes sei: dann hat er wenigstens eine Entschädigung für die Erziehung; und die Brüder und Neffen, die in diesen Gütern erst im vorgerückten Alter succediren können, haben unterdeß schon der Gesellschaft ihre Arbeitsschuld abgetragen.

Duhalde erzählt uns, daß bei den Tataren stets der jüngste Sohn der Erbe ist, weil die älteren Söhne, vom Vater mit einer Heerde ausgestattet, das älterliche Haus verlassen, sobald sie im Stande sind, das Hirtenleben zu führen, und eine neue Wohnung zu gründen. Montesquieu fügt hinzu, daß ein ähnlicher Gebrauch in einigen Gegenden von England üblich sei, was ohne Zweifel ein Ueberrest der urheimathlichen Gebräuche der Engländer ist; denn im nordwestlichen Deutschland, und zwar namentlich in Westfalen, hat der jüngste Sohn die Erbfolge im Bauerhofe, die er bei seiner Mündigkeit noch bei Lebzeiten des Vaters antritt; eine Sitte, welche von dem Gesichtspunkte ausgeht, den alternden Vater durch eine jüngere Kraft in der Wirthschaft zu ersetzen.

Im alten Aegypten waren nur die Priester, die Könige und die Soldaten im Besitz der Ländereien. Ein Theil derselben gehörte nur Denjenigen, welche man in Kriegszeiten zusammenrief; und diese Verleihung geschah in der Absicht, um sie durch ihr Privatinteresse desto inniger ans Vaterland zu knüpfen. Die Ackerbauer selbst waren nur Pächter der Felder. Das ist das Gesetz einer Priester= und einer Sol=

daten-Regierung, auf dessen Prinzip dem Wesen nach noch heute die Vertheilung des Bodens in England gegründet ist.

Die Politik hat viele andere Verordnungen hervorgerufen, ohne sich viel um die ewigen Grundsätze des Rechts zu bekümmern. In Japan erben nur die Kinder der Frauen, welche der Kaiser gegeben hat; ein Gesetz, welches von der Ansicht ausgeht, daß die vom Fürsten verliehenen Güter nicht zur Theilung kommen sollen.

Die Eitelkeit hat sich ebenfalls in die Erbfolge gemengt; der Wunsch, seinen Namen und seine Familie im alten Glanze fortzupflanzen, hat Gesetze hervorgerufen, vermöge deren das natürliche Recht der jüngern Kinder, zum Vortheile des ältesten Sohnes, wesentlich beeinträchtigt und geschmälert worden ist.

Sodann glaubte man auch, das Eigenthum heiligen zu müssen. Man hat es einem Cultus geweiht, der zu den abgeschmacktesten Gebräuchen Anlaß gegeben hat. So besaßen die Mandingos ehemals das Recht, Alles was sie verkauft hatten, vor Sonnenuntergang gegen Erstattung des Kaufpreises zurückzunehmen; und es war gefährlich, auf der Stelle das zu genießen, was man gekauft hatte, weil im Falle der Zurückforderung das Zehnfache des Preises erlegt werden mußte.

An der wirklichen Theilung des Eigenthums nahm die Vernunft Anstoß, und man sann auf Wiederherstellung der natürlichen Ordnung. Man verirrte sich und glaubte, daß der Diebstahl erlaubt sei. Bei den Koräken dient er sogar zur Empfehlung, sobald nur den Verwandten nichts entfremdet wird und man sich auf der That nicht ertappen läßt; und bei den Tschuktschen kann sich kein Mädchen verheirathen, bevor es nicht Proben seines Talents zum — Mausen abgelegt hat!

Die Politik autorisirte diesen Diebstahl, damit ein Jeder

über sein Eigenthum desto besser wachen möge. Die Georgier in Mingrelien, und andere Völker mehr, erzählen mit großer Befriedigung von den Diebstählen, die sie verübt haben. Man sieht darin einen Beweis von Geschicklichkeit und Muth.

Räuber- und Diebesbanden fehlt es nicht an Grundsätzen, und man bemerkt, daß sie ihr Handwerk durch Sophismen zu beschönigen, ja selbst in Ansehen zu setzen suchen. In der That müssen sie über ihren Zustand nachdenken, und ihre entartete Seele muß sich durch Trugschlüsse zu rechtfertigen suchen. Sie sagen, daß es kein anderes Recht gebe, als das Recht der Gewalt! Die jungen Leute unter den Lusitaniern, den Vorfahren der heutigen Portugiesen, die nur persönlichen Muth statt Vermögen besaßen, kamen auf hohen und steilen Bergen zusammen und zogen von da aus, um mit ihren Räubereien die ganze Iberische Halbinsel zu überschwemmen.

Dergleichen Räuberbanden sieht man zu allen Zeiten und in allen Ländern; zugleich aber auch bemerkt man, daß sie, gleichsam als wollten sie ihre Verbrechen sühnen, über das, was sie Tugend und Ehre nennen, weit erhabnere Gesinnungen haben, als die andern Menschen. Ihre Vereine nahmen die Gestalt regelmäßiger Regierungen an, und mehr als ein-Mal hat man wahrhafte Republiken von Dieben gesehen. Unter der Feudal-Regierung war ganz Europa damit erfüllt: eine der berühmtesten bestand, vor kaum anderthalb Jahrhunderten unter den Gälen der schottischen Hochlande. Die Hauptleute dieser Diebe hatten Subaltern-Offiziere und jeder sein eigenes Departement. Man berathschlagte in allgemeinen Versammlungen die zu unternehmenden Expeditionen, doch waren die Stimmen der Hauptleute stets entscheidend. Sie waren es auch, welche über die Kriminal-Sachen richteten, während ihre Lieutenants die Civil-Prozesse entschieden. Hatten die Anführer unter sich Streitigkeiten, und wollten sie dieselben

nicht durch offenbaren Angriff auskämpfen, so hatten sie alle besondere Räuber, die den Streit im Geheimen abmachten; doch waren diese inneren Kriege selten. Man darf nicht glauben, daß es nur einzelne Räuber gewesen seien: Sir Cameron, der Hauptmann der Bande, widerstand sehr lange den Angriffen Cromwell's. Der berühmte Mac Gregor machte aus dem Diebstahl eine Wissenschaft und gab der Republik eine neue Gestalt. Er schickte seine Untergebenen auf die Landgüter, erpreßte von den Pächtern die Pachtgelder und stellte darüber, Namens der Eigenthümer, Quittungen aus. Ein Sohn von Sir Erwin Cameron vervollkommnete dieses System. Der Hauptmann stellte sich nicht mehr an die Spitze der Raubzüge, sondern übertrug diese den kleinen Dieben, welche alles gestohlene Gut in das allgemeine Magazin abliefern mußten. Die schlauesten dachten sich, daß auch sie subalterne Diebe in ihrem Solde haben könnten, und nahmen deßwegen Bediente an, die für sie stehlen mußten. Jener Sohn von Sir Erwin Cameron hielt sich für einen wirklichen Souverain. Er schrieb Auflagen aus, welche er in aller Form erheben ließ, und man war vor allen Plackereien geschützt, wenn richtig gezahlt wurde. Er erfand eine Taxe unter dem Namen des „schwarzen Mahls" (black meal), die mit derselben Regelmäßigkeit erhoben wurde, wie unter gesetzmäßigen Regierungen. Im besten Glauben nahm er den Titel eines Wohlthäters der Menschen und Erhalters der Ruhe an und setzte auf sein Wappen und sein Schwert die Devise:

Hae tibi erunt artes, pacis componere mores,
Parcere subjectis, et debellare superbos.

Der Diebstahl war diesen Raubgenossen so zur andern Natur geworden, daß sie sich dieser Pflicht ihres Handwerks mit ängstlichster Pünktlichkeit unterzogen. Zogen sie auf Straßenraub aus, so beteten sie mit größter Andacht zum Himmel, er möge ihr Werk krönen: „Herr, wirf die Welt um," sag-

ten sie alle Tage, „damit die Christen Mittel zu ihrer Subsistenz finden." Große Diebstähle galten für eine Heldenthat, und führten Auszeichnungen herbei. Treulosigkeit war bei ihnen das größte Verbrechen und wurde mit dem Tode bestraft. Fremde wurden gastfreundlich aufgenommen und diejenigen achtungsvoll behandelt, welche sich der Bande anvertrauten. Zwei dieser Räuber stellten den Prätendenten unter ihren Schutz: sie gingen auf Diebstahl aus, um ihn zu unterhalten und beraubten sogar die Heerführer der englischen Armee, um ihn mit Wäsche zu versorgen.

§ 19.

Freundschaft im Anfange des geselligen Zustandes; Gebrauch des Geschenkgebens.

Der Mensch, im Zustande der Wildheit, fühlt, daß er schwach ist; kann er im Fall eines allgemeinen Angriffs auf Unterstützung hoffen, so bedarf er ihrer überdem auch bei Privat-Streitigkeiten: daraus entspringt der Gebrauch, sich einen Freund zu wählen. Der einzeln stehende Mann sucht alsdann eine Stütze, seine Gefährtin ist für ihn nur eine Last und er verbindet sich mit einem andern Manne. Der Unverheirathete hat vorzugsweise das Bedürfniß eines Freundes, besonders wenn er krank ist: alle Andern, die mit ihrer eignen Subsistenz voll auf zu thun haben, zeigen kein Mitleid. Die Neger der Goldküste lassen die Kranken im Stich: sogar Frauen und Kinder sollen ihre Männer und Aeltern verlassen und dies nicht als einen Mangel an Gefühl betrachten; die Freundschaft dagegen scheint viel heiliger zu sein, als das Band der Natur und Freunde leihen da Unterstützung, wo die kindliche Liebe sich ihrer entschlägt.

Die Ausschweifung schließt ebenfalls Freundschaften, oder sie ist mindestens die Folge davon, und man findet sich als-

dann verbunden durch das Bedürfniß, durch gemeinschaftliche Vergnügungen und durch die Macht der Gewohnheit.

Die Ceremonien, welche bei der Wahl eines Freundes Statt finden, sind oft sonderbar, haben aber immer etwas Rührendes. Diese Verbindungen werden heilig und Diejenigen, welche sie eingehen, geben sich von ungeheuchelter und zärtlicher Zuneigung Beweise, die sich kaum begreifen lassen, seitdem das Gefühl der Freundschaft allmälig schwächer geworden ist. Die meisten Indianer Nordamerika's schließen sich an einen ihrer Genossen durch unauflösliche Bande, und sie setzen sich den größten Gefahren aus, um sich gegenseitig zu helfen und zu unterstützen. Sie rechnen darauf, in der andern Welt sich wieder zu finden, und das Bedürfniß, das sie einer für den andern haben, scheint ihnen für die Ewigkeit zu sein. Sie rufen sich sogar als Schutzgeister an, wenn sie getrennt sind, und diese Leidenschaft, welche sogar fleischlich wird, nimmt bei jungen Leuten den Charakter des Heldenmuths an.

Müssen sich unter den Jakuten zwei Freunde trennen, so gehen sie in ein Gehölz, um Abschied von einander zu nehmen. Derjenige, welcher zurückbleibt, steigt auf einen Baum und schlägt die Zweige ab. Das ist das größte Zeichen der Freundschaft, was er geben kann, und er steht nicht an, sich dessen zu rühmen.

Die Bewohner von Mindanao glauben, daß man sich auf ähnliche Weise in allen Ländern Freunde auswähle. Sobald daher Fremde an ihre Küste kommen, eilen sie denselben entgegen um sie zu fragen, ob sie eines Genossen bedürften. Dieser Genosse sorgt für ihre Nahrung, für ihre Wohnung und schlägt sich für sie!

Gebräuche dieser Art können nicht länger Bestand haben, wenn die Gesellschaften Fortschritte gemacht haben, immerhin aber will man die Spuren davon aufrecht erhalten. Das Gesetz der Brüderlichkeit zwang die Peruaner, sich gegenseitig

zu unterstützen, den Acker zu bestellen, zu säen, zu ärnten, Häuser zu bauen, rc. Dieses Gesetz entstand wahrscheinlich, als die Bewohner von Peru anfingen, sich gesellschaftlich zu ordnen.

Studirt man die Geschichte der Nationen, so sieht man, daß die Freundschaft, nach Maaßgabe der allmäligen Verfeinerung der Völker, stufenweise schwächer wird. Man findet in der That in den Sitten unserer guten Voraltern eine interessante Einfalt. Damals schliefen Freunde zusammen: Richard Löwenherz und Philipp August schliefen in einem und demselben Bette. Dieser Gebrauch herrschte noch im siebenzehnten Jahrhundert, und selbst die Reinheit des Brautbettes erschrak nicht bei der Annäherung eines Freundes. Ludwig **XIII.** von Frankreich schlief oft mit dem Connetable, und obwol er in das Weib seines Freundes verliebt war, so schlief er doch ruhig auf demselben Kopfkissen ein, — **sans idées et sans desirs!**

Der Gebrauch, sich gegenseitig zu beschenken, der in den ersten Zeiten der Gesellschaft so allgemein verbreitet ist, hat denselben Ursprung, weshalb es in so vielen Ländern schimpflich ist, sie abzulehnen: Sitten und Begriffe ändern sich in der Folge, Hochmuth und Stolz verachten diese Geschenke und man erröthet alsdann, wenn man sie in Empfang nehmen soll.

Die Geschenke galten Anfangs, wie gesagt, als ein Zeichen der Anhänglichkeit und Freundschaft; in der Folge wollten die Oberhäupter sie von ihren Untergebenen empfangen, und nahmen, ohne zu fordern, Alles das an, was ihnen angeboten wurde. So nähert man sich den Häuptlingen vieler Wilden nicht anders, als mit einem Geschenk in der Hand. Die alten Deutschen, sowol im Einzelnen als in Körperschaften, brachten ihren Fürsten Geschenke dar, die nicht zurückzuweisen eine Ehrensache war.

Was freiwillig gegeben ward, wurde bald verlangt, und

die Geschenke nahmen den Charakter einer Auflage an; denn die Völker, die ohnehin durch schwere Lasten gedrückt waren, dachten nicht ferner daran, sie aus gutem Willen zu geben. Man fuhr fort, sie „Geschenke" zu nennen, weil Namen dem Menschen imponiren; und die Fürsten selbst machten es bei Friedensschlüssen zur Bedingung, daß man ihnen „Geschenke" geben müsse.

Die prunkvollen Fürsten des Morgenlandes verlangen sie, trotz ihres Hochmuths und Reichthums, ohne Scham! Vasco de Gama bat zwei Hofbeamte, das Geschenk zu besichtigen, welches er für den Samorin von Calicut bestimmt hatte. Die Beamten lächelten, als sie vier Stücke Scharlachtuch, sechs Hüte, vier Korallenschnüre, Kupfer, eine Kiste Zucker, zwei Fässer Oel und zwei Fässer Honig erblickten, und sagten ihm: „Dieses Geschenk ist des Samorins unwürdig; ein armer Kaufmann giebt ein weit reicheres und der Fürst nimmt keins an, es sei denn von Gold, oder anderem Edelmetall."

Die kleinen Herren ahmten bald die regierenden Herren nach und verlangten von ihren Hintersassen Geschenke zu beliebigen Zeiten, vorzüglich aber Neujahrsgeschenke. Es gab besondere Beamte, welche sorgfältig untersuchen mußten, ob diese Geschenke auch gut im Stande seien, oder, wie das römische Gesetz sagt, ob „sie würdig seien, genehmigt zu werden."

§ 20.
Von der Reinlichkeit.

Man wäscht sich den Leib, damit er weder Andern, noch sich selbst Ekel errege; die Wilden aber, deren Geruchssinn in den meisten Fällen nicht sehr scharf ist und nichts fühlen, streben mehr nach rohen Zierrathen, als nach Reinlichkeit, weil sie von einer Zartheit von Organen abhangig ist, die sie noch nicht kennen. In dieser Beziehung steht der Wilde mit dem Thier auf gleicher Stufe: den Biber und die Katze aus-

genommen, die einen sehr feinen Geruch haben, wälzen sich alle anderen Thiere in jedem Unflath, ohne es warzunehmen.

Schmutz und Unreinlichkeit sind dann der natürliche Zustand des Menschen: er ist mit Staub bedeckt und mit Häuten, die ungegerbt sind; er schläft auf dem Grase wie auf der blanken Erde; er steckt ölige Körper in den Mund und weiß nicht, daß es Mittel giebt, den Unflath zu beseitigen. Dieser Zustand dauert zuweilen sehr lange, insbesondere, wenn das betreffende Volk seine Subsistenz nur mit Mühe findet. Es hangt dies hauptsächlich von der Feinheit der Organe ab, weil zwei Völkerschaften in der nämlichen Lage nicht immer gleich schmutzig leben.

Die Reinlichkeit folgt nicht immer dem Stufengang der Gesittung; denn der Mongole wäscht eben so wenig wie der Kamtschadale jemals seine Teller, seinen Topf, weder seine Hände, noch sein Gesicht. Der Aberglaube heiligt die Unreinlichkeit, weil sie die Faulheit und die Gewohnheit begünstigt. Die Mongolen mißhandeln die, welche ihre Kleider waschen: Gott, sagen sie, ist gegen sie aufgebracht, und er läßt seinen Donner ertönen, wenn er die Kleider erblickt, die zum Trocknen aufgehängt sind.

Diese Gewohnheit wurzelt sich dermaßen ein, daß es den Regierungen großer Reiche nicht gelingt, sie auszurotten, und sie demgemäß zu sonderbaren Mitteln greifen. Cortez fand im kaiserlichen Palast zu Mexico Säcke, welche sehr fest zugebunden waren. Ojeda öffnete sie und fand sie voll von — Läusen! Um sein Volk von dem Ungeziefer zu befreien, hatte der Kaiser das Mittel erdacht, einen Tribut von Läusen auszuschreiben; und Garcilasso erzählt auch von den Peruanern, daß sie verpflichtet waren, alljährlich ein Horn voll Ungeziefer an die Incas abzuliefern.

Fangen die Völker an, Geschmack an der Reinlichkeit zu finden, so bedienen sie sich Mittel, welche beim ersten Blick

sie von ihrem Zweck zu entfernen scheinen. Der Urin reinigt einen Körper besser, als Wasser, weshalb denn auch eine Menge Völker sich seiner zum Waschen bedienen, vor allen die Hottentotten und die meisten wilden Bewohner von Inseln. Es scheint sogar, daß der Urin-Geruch ihnen angenehm sei: bei einigen Samojeden waschen sich die Männer mit dem Wasser ihrer Frauen, und die Frauen mit dem ihrer Männer. Nachdem sich die Eskimos auf Grönland in Urin gewaschen haben, glauben sie einen lieblichen Geruch zu verbreiten; er ist ihr wohlriechendes Wasser, und hat sich ein Mädchen auf diese Weise parfümirt, so sagt man: „Es riecht nach Jungfrau!"

Auch von den Keltiberern erzählt uns Diodor von Sicilien, daß sie sich mit Urin wuschen, und zwar alle Theile des Körpers ohne Ausnahme, selbst die Zähne.

Der Mensch faßt allmälig Widerwillen gegen die Unreinlichkeit: abgeschmackte, oder selbst grausame Gebräuche fangen an sich einzuschleichen und der Aberglaube trägt das Seinige dazu bei, tausend und abermals tausend Vorurtheile über die natürlichen Bedürfnisse zu erzeugen. Hat man diese Bedürfnisse befriedigt, so ist es bei dem Ceylonesen ein Gräuel, sich nicht die Hände zu waschen. Bei den Negern der Goldküste gelten Winde und Blähungen für eine so große Unanständigkeit, daß sie lieber sterben möchten, als sie freiwillig laut werden zu lassen. Die Tagaler der Mariannen werfen selten aus und niemals ohne große Vorsichtsmaßregeln, und niemals vor dem Hause eines Andern, noch am Morgen. In Marocco gilt der für schamlos, welcher stehend urinirt, und derjenige, der sich diese Schamlosigkeit zu Schulden kommen läßt, wird des Rechts beraubt, vor Gericht Zeugniß abzulegen. Der Tatar, der dasselbe Bedürfniß in seiner Wohnung verrichtete, wurde ehedem ohne Mitleid ums Leben gebracht, und Kranke, die ihr Haus nicht verlassen konnten, wurden einer Menge Reinigungen unterworfen.

Mehrere Negervölker halten die Nase und den Mund für sehr schmutzige Kanäle; sie verbergen beide Theile des Gesichts mit einem Tuche eben so sorgfältig, wie man anderswo andere Körpertheile bedeckt. Manche Mauren der afrikanischen Wüste führen die Speisen nur mit der rechten Hand zum Munde und waschen diese niemals, sondern nur die linke Hand, welche zu andern Verrichtungen vorbehalten wird. In Malabar gilt es für unanständig, beim Trinken das Gefäß mit den Lippen zu berühren: als die ersten Portugiesen an den Hof des Samorin geladen waren, mußten sie sich der Landessitte bequemen: die Einen husteten gewaltig, die Andern vergossen einen Theil des Getränks auf ihre Kleider, was dem ganzen Hofe ein großes Vergnügen machte.

Vorurtheile tragen ebenfalls zur Reinlichkeit bei und dann giebt es nichts Verächtliches mehr in allem, was dazu beiträgt. Das Gesetz verpflichtet die Mohammedaner, fünf Mal am Tage zu beten und sich vorher Hände, Arme, Ohren, Nasenlöcher ꝛc. — den Hintern und die Geschlechtstheile zu waschen.

Die Edelleute auf den Maldiven machen sich eine Ehre daraus, den König und die vornehmsten Herren am Hofe zu rasiren; und die meisten Insulaner gehen an die Pforte der Moscheen, um sich daselbst den Bart abnehmen zu lassen.

§. 21.
Verschiedene Arten der Begrüßung; Verbeugungen und Höflichkeits-Bezeigungen.

Sobald man sich auf freundschaftliche Weise begegnet und Eifer und Freude zeigt, kommt wenig darauf an, diesen oder jenen Theil des Körpers zu bewegen, und diese oder jene Ceremonie zu machen. Doch muß es darin eine große Menge verschiedener Gebräuche geben. Jedes Volk meint die vernünftigsten Gebräuche zu befolgen; allein sie sind alle gleich

einfach und so beschaffen, daß man darin nichts Lächerliches finden kann.

Diese unendliche Menge von Gebräuchen läßt sich auf die Verbeugungen oder Begrüßungen, und auf die Berührung irgend eines Körpertheils beziehen. Es scheint eine natürliche Bewegung zu sein, das Knie zu biegen, oder zur Erde zu fallen, wenn man ein Gefühl der Ehrfurcht empfindet, denn alle Völker werfen sich, in Schrecken gesetzt, zur Erde oder auf die Knie, um die unsichtbaren Wesen anzubeten. Die liebreiche Berührung der Person, die man berührt, ist ein Ausdruck der Zärtlichkeit.

Ziererereien und Possen säumen nicht sich einzuschleichen und nehmen um so mehr zu, je weiter die Völker sich von der natürlichen Einfachheit entfernen. Der Aberglaube, die Sitten eines Volks und seine Stellung üben auf die Art der Begrüßung ebenfalls ihren Einfluß aus.

Diese Arten des Grüßens haben zuweilen einen verschiedenen Charakter, dessen Schattirungen zu untersuchen interessant genug ist. Mehrere kündigen eine Verfeinerung des Zartgefühls an und andere sind theils durch ihre Einfalt, theils durch eine ausgesuchte Empfindsamkeit bemerkenswerth. Im Allgemeinen jedoch sind sie oft dieselben sowol in der Kindheit der Nationen, als in den verfeinerten Gesellschaften. Die Ehrfurcht, die Demuth, die Niedrigkeit und die Furcht drücken sich fast überall auf dieselbe Weise aus, weil dies eine Folge der körperlichen Organisation ist.

Bald sind diese Kundgebungen weiter nichts, als eine leere Höflichkeit, die nichts bedeutet. Wir wollen sehen, was sie Anfangs waren, ohne uns viel darum zu kümmern, was aus ihnen geworden ist.

Völker, die hinsichts der Gesittung in den Kinderschuhen stehen, haben bei der Begegnung keine eigenthümliche Weise; sie kennen weder Verbeugung noch Begrüßung, oder sie ver-

achten und verabscheuen sie. Die Eskimos auf Grönland lachen, wenn sie einen Europäer gerade stehend mit entblößtem Haupte sehen, und dieser vor demjenigen, den er für seinen Obern anerkennt, eine Verbeugung macht.

Indem wir das Anziehendste, was es in dieser Beziehung bei den verschiedenen Völkern des Erdballs giebt, berichten, darf es nicht unerwähnt bleiben, daß der beschränkte Raum uns zwingt, so kurz als möglich zu sein.

Die Polynesier der Inselreihe der Carolinen nehmen die Hand oder den Fuß Dessen, den sie begrüßen, und streichen sich damit sanft das Gesicht. Auf der Insel Socotra grüßen sich die Einwohner durch einen Kuß auf die Schulter und die Feuerländer am Cap Hoorn, indem sie sich platt auf den Bauch legen. Die Tagaler der Marianen streichen denjenigen, den sie ehren wollen, mit der Hand über die Magengegend und bei verschiedenen äthiopischen Völkerschaften findet sich die Sitte, die auch wir kennen, nämlich die rechte Hand des zu Begrüßenden an den Mund zu führen. Die Lappen stoßen ihre Nase heftig an denjenigen, den sie grüßen wollen, und verschiedene Negervölker zischeln ihm etwas ins Ohr, indem sie ihm gleichzeitig den Magen mit der Hand sanft streicheln. Dampier versichert, daß die Papuas von Neu-Guinea sich damit begnügen, ein Paar Baumblätter sich auf den Kopf zu legen, die immer als das Zeichen der Freundschaft und des Friedens gegolten haben; während man auf andern Inseln Polynesien's Wasser über das Haupthaar gießt.

Andere Begrüßungen sind unbequem und beschwerlich für denjenigen, der nicht daran gewöhnt ist, denn sie erfordern eine Geschmeidigkeit in der Knochenfügung und den Gliedern, die allein durch Uebung erlangt werden kann. Die malayischen Einwohner einer Insel in der Sundastraße grüßten Houtmann auf folgende Weise: Sie nahmen seinen linken Fuß, den sie sanft über das rechte Bein bis an's Knie unseres

Reisenden legten und von da über's Gesicht vom Kinn bis zum Scheitel des Kopfes. Die Tagaler der Philippinen halten den Körper ziemlich niedrig, indem sie sich eine Hand oder beide auf die Wangen legen, und zugleich einen Fuß mit gekrümmten Knie in die Luft halten. In Arrakan faltet man die Hände über dem Kopf, indem der Oberleib gebogen wird.

Unter den Völkern des Hochlands von Afrika herrscht die Sitte, daß man den Begrüßten die Schärpe abnimmt und sie sich selbst anlegt, so daß er halb nackt dasteht.

Dieser Gebrauch der Entkleidung nimmt auch andere Formen an. Oft setzt man sich nackt vor die Personen hin, die man begrüßen will, wie es z. B. bei einigen Polynesiern üblich ist, unter denen es für die vornehmen Frauen eine Ehrensache ist, angesehene Fremde dadurch zu begrüßen, daß sie zu wiederholten Malen ihre Röcke bis an den Gürtel aufheben. Nach und nach entkleidet eine sich nicht mehr ganz, sondern legt nur einen Theil der Kleidung ab. Die Tagaler und andere Völker entblößen sich das Haupt, die Japanesen legen einen ihrer Pantoffeln ab, und unter Indo-Chinesen ist es allgemein Sitte, Sandalen und Strümpfe im Vorzimmer zu lassen.

In der Folge wird es für knechtisch gehalten, sich zu entblößen. Die spanischen Granden nehmen noch heute das Recht in Anspruch, vor ihrem Könige bedeckten Hauptes zu erscheinen, um damit anzudeuten, daß sie ihm nicht so untergeben sind, als der übrige Theil der Nation. Auch von den Engländern ist zu erwähnen, daß sie bei der Begrüßung ihr Haupt weit weniger entblößen, als die übrigen Nationen Europa's.

Spricht man von den Gebräuchen der Neger, so ist daran zu erinnern, daß sie rohe Possen lieben und aus all' ihren Ceremonien einen Scherz zu machen pflegen. Die meisten nehmen bei der Begrüßung den Daumen und alle Finger, die sie bis zum Knacken drücken; anderwärts den Daumen und

den Zeigefinger, wobei sie Akki oh! Akki oh! ausrufen. Die Mandingos schütteln die ganze Hand; grüßen sie aber eine Frau, so führen sie deren Hand an die Nase und beriechen sie zwei Mal. Die Congo-Neger schlagen sich zwei oder drei Mal in die Hände; begegnen sie aber alten Leuten oder Vorgesetzten, so beugen sie ein Knie, legen beide Hände auf die Schultern und dann drei Mal in einander, um zuletzt drei Mal die Hand dessen zu drücken, dem man seine Hochachtung erweist. In Sierra Leone biegen die Negerinnen den Elbogen und führen die Hände rasch zum Munde; dann schütteln sie sich sanft und ziehen sich mit einer leichten Verbeugung zurück. An der Goldküste tragen die Frauen kleine zweizahnige Kämme im Haar; diese werden mit der linken Hand herausgenommen, um die Besuchenden zu begrüßen. Ein ander Mal bringen Sklaven Wasser, Oel und wohlriechendes Fett, um damit die Gäste zu bestreichen. Wollen zwei Foyer sich einen ausgesuchten Beweis von Hochachtung und Freundschaft geben, so trinken sie beide auf ein Mal aus einem und demselben Glase.

Die Barbaren-Völker geben ihrer Begrüßungsweise oft den Ausdruck ihres Charakters. Wenn die Bewohner von Carmene einen Freund sehr gut aufnehmen wollten, so öffneten sie sich an der Stirn eine Ader und boten ihm das herausfließende Blut zum Trinken an. Die Franken rissen sich zu demselben Zweck ein Haar aus, und derjenige, der in Sklaverei gerieth, schnitt sich das Haar ab, um es seinem Herrn zu überreichen.

Hier würde der Ort sein, zu untersuchen, wie die Höflichkeit mit den politischen Umwälzungen der Reiche nahe gleichen Schritt hält; wie niedrig und kriechend sie in den Ländern der Knechtschaft, wie frei und ungezwungen sie bei freien Völkern ist, und wie die Epoche der feinen Höflichkeit der Römer mit der Errichtung der Willkürherrschaft zusammen-

fällt. Die bei den verschiedenen Völkern in Gebrauch seienden Complimente, die oft nur lächerlich sind und nichts Interessantes haben, verdienen nicht, uns länger zu beschäftigen; denn die Anmaßung und der Knechtssinn, die Ziererei und die Rohheit, die Dummheit und der schlechte Geschmack blicken auf allen Seiten hervor, und man kann in der That kaum ernsthaft dabei bleiben.

Die Ehrenbezeigungen sind oft willkürlich und hangen vom Uebereinkommen ab; sie können daher verschieden sein, denn Alles richtet sich nach der Art und Weise, wie man die Dinge ansieht. Bei uns fühlt man sich wohler, wenn man sitzt als wenn man steht; man glaubt dann in Ruhe zu sein und sich um das, was um uns her vorgeht, nicht viel zu kümmern; steht man dagegen jemanden gegenüber aufrecht, so ist man stets zum Aufbruch bereit; man hält sich aus Ehrerbietigkeit in einer ermüdenden Stellung und es ist ein Zeichen der Höflichkeit, sich zu erheben.

Anderwärts verlangen die Fürsten, daß man sitzend zu ihnen spreche, und es ist eine Gunst, wenn man in ihrer Gegenwart stehen bleiben kann. Dieser Gebrauch kommt vorzüglich in despotisch regierten Ländern vor; ein Despot leidet ungern die höhere Haltung seiner Unterthanen, er liebt es, ihren Leib wie ihren Charakter zu beugen; seine Gegenwart muß alle die zu Boden werfen, die ihn sehen, er will weder Diensteifer noch Aufmerksamkeit, nur Schrecken ist es, was er verlangt. Diese Gebräuche fangen am Hoflager an und verbreiten sich von da in die ganze Staats-Gesellschaft.

Bemerkenswerth ist es, daß in einigen Ländern, wo das Stehen für eine Unhöflichkeit gilt, die Männer gewöhnlich nicht sitzen und dann richtet man sich ganz nach Bequemlichkeit ein, wenn man sich setzt. Letztere Stellung ist ein Zustand des Zwangs und des Schmerzes; daher die Römer auch nicht anders, als während der Trauer und bei großer Trübsal

ihr Mahl sitzend einnahmen. Was wir noch zu berichten haben, wird unter diesen Umständen nichts Erfreuliches darbieten.

Am Hofe des Mono Motapa sitzen alle Höflinge in Gegenwart des Fürsten, und nur die Araber, die Portugiesen und einige Günstlinge haben das Vorrecht des Stehenbleibens. Am malayischen Hofe von Ternate gehört es zu den größten Auszeichnungen, aufstehen zu dürfen, und in Siam ist das Stehen viel ehrenvoller, als das Sitzen.

Der Gebrauch, vor Fürsten und vornehmen Leuten in Lumpen gehüllt zu erscheinen, hat denselben Ursprung.

Uebereinkommen und Zufall scheinen bestimmt zu haben, ob die rechte oder die linke Seite die Ehrenstelle sei und man darf nicht sich verwundern, daß dieses Vorurtheil bei den verschiedenen Völkern wechselt. Die rechte muß natürlicher Weise eine Ehrenseite für Diejenigen sein, die sich gewöhnlich der rechten Hand bedienen, und eben so die Linke überall da, wo man sich gewöhnlich der linken Hand bedient; bei dem aber, welcher rechts und links zugleich ist, sind die Ehrenseiten gleichgültig. Man nimmt bei der Person, die man ehren will, die Seite ein, wo man ihr am leichtesten helfen, ihren Befehlen gehorchen und ihrer Hand das überreichen kann, was sie zu haben wünscht.

Die Rechte ist gewöhnlich der Ehrenplatz, weil die meisten Völker sich der rechten Hand bedienen und ein Linksseiender, der seiner eigenthümlichen Bequemlichkeit nicht folgen kann, ist genöthigt, das Beispiel der Andern nachzumachen.

Selbst dann, wenn sich allgemeine Gebräuche einführen ließen, die jenen Grundsatz verleugneten, würde eine Erklärung nicht nöthig sein, um von allen Einzelheiten die Ursach' anzugeben. So ist die Linke als Ehrenstelle in fast allen Ländern des Orients anerkannt, und besonders unter den indo-germanischen und türkischen Völkern, die sich zum Islam bekennen.

§ 22.
Eigenthümliche Gesellschafts-Gebräuche einiger Völker.

Die Völker Asiens, statt sich zu setzen, wie wir es thun, legen sich nieder auf Teppiche und Polster, eine Weise, die viel natürlicher ist, als die unsrige, aber nicht die nämliche Bequemlichkeit zum Aufstehen gewährt.

Bei den Japanesen ist es Brauch, sich im Hause festlich zu kleiden, und die Festkleider abzulegen, wenn man ausgehen will.

In den — Palästen einiger Könige von Guinea hängt man, statt Schildereien, die Köpfe der Ochsen auf, welche der König für große Festlichkeiten hat tödten lassen, und schmückt diese Köpfe mit Fetischen. Empfängt ein madagassischer Herr von einem andern Besuch, so bietet er demselben diejenige seiner Frauen an, welche ihm am besten zu gefallen scheint, und es würde eine große Unhöflichkeit sein, dies Anerbieten auszuschlagen.

In Loango haben die Negerinnen beständig lange Pfeifen im Munde. Diejenige, welche sich die ihrige von einem Manne nehmen und nur einen Augenblick daraus rauchen läßt, räumt ihm stillschweigend Gewalt über sie und die Gewährung ihrer Gunst ein. In Carthagena de las Indias rauchen die vornehmsten Frauen von Kindheit an und es ist ein großer Beweis von Achtung und Freundschaft, wenn sie einem Manne eine Pfeife anbieten und anzünden.

Unter Heinrich III. und noch lange Zeit nachher waren die Kugelfänger sehr in der Mode und wurden in alle Gesellschaften mitgebracht. Jeder hatte den seinigen in der Tasche und spielte damit, was häufig die Unterhaltung ersetzte.

In Siam und Laos waschen sich Verwandte und Freunde gemeinschaftlich beim Vollmond des fünften Monats. Die Priester waschen ihre Götzenbilder, und Leute aus dem Volk

waschen die Priester, Kinder beiderlei Geschlechts ihren Vater, indeß der König von Laos in einem Flusse gewaschen wird.

Bei den Cochinchinesen in Tunkin ist es Sitte, bei jeder Unterhaltung traurige Dinge nicht zu berühren und Heiterkeit und Frohsinn ins Gespräch zu mischen. Selten besucht man die Kranken und sieht man ihren Tod herannahen, so würde es eine Beleidigung für den Sterbenden sein, ihn darauf aufmerksam zu machen. Die meisten in der That gehen aus diesem Leben, ohne ein Testament gemacht zu haben, was zu unaufhörlichen Erbprozessen Veranlassung giebt. Sieht man es Jemanden am Gesichte an, daß er sich unwohl fühlt, so fragt man ihn nicht, ob er krank sei, sondern wie viel Tassen Reis er bei jeder Mahlzeit verzehre, und ob er guten Appetit habe.

Die häuslichen Gebräuche, welche im Aberglauben ihren Ursprung haben, sind unzählig. Die Trappisten und andere Mönche glauben, daß zur Rettung der Seele ein ewiges Stillschweigen erforderlich sei, weshalb einige sogar beständig einen Finger auf den Mund hielten; die Anthiasisten dagegen betrachteten die Arbeit als ein Verbrechen und verbrachten ihr Leben mit Schlafen; und die Barfüßer sagen, man könne nicht anders, als auf nackten Füßen ins Paradies gelangen.

Es würde gewiß sehr interessant sein, von den Mysterien und alle Dem zu sprechen, was man ersonnen hat, um die Völker nach einem Eigenwillen zu regieren und zu beherrschen; allein der Raum gebricht, weshalb wir uns auf das Bekenntniß der Japanesen beschränken. An den Küsten von Japan giebt es Felsen von außerordentlicher Größe, die sich in Spitzen endigen. Auf dem Gipfel eines derselben errichtete man ehedem einen langen, ausgezahnten Balken von Eisen, auf einem Fußgestell, und hing an seinem Ende eine Waage auf. Durch einen eigenthümlichen Mechanismus konnte man den Balken mehr oder minder nach dem Meere zu bewegen,

was zur Folge hatte, daß die Waage dem Felsen bald näher, bald ferner war. In eine der Schaalen setzte man den Menschen, von dem man ein Bekenntniß haben wollte, und nöthigte ihn, vor aller Welt seine Sünden zu beichten; hatte er eine Sünde eingestanden, so legte man einen Stein in die andere Schaale, um die Waage dem Gleichgewicht zu nähern, und so fort nach jedem Bekenntniß; that er aber nicht den Mund auf, so warf man die Schaale um und stürzte den Uebelthäter so in die Meeresfluth.

§ 23.

Ergötzlichkeiten, Vergnügungen, Spiele, Musik.

Das Leben ist schal und einförmig; der Mensch sucht, sich durch irgend einen Zeitvertreib zu zerstreuen und hat einen so lebhaften Geschmack für des Vergnügen, daß von den ersten Zeiten an die rohesten und barbarischsten Festlichkeiten ihm durchaus nothwendig sind. Die Irokesen feiern alle Jahr ein solches, das sie das Fest der Narrheit nennen: sie maskiren und entstellen sich, hüpfen und springen, werfen um und zerschlagen Alles, was ihnen in den Weg kommt, und man verfehlt nicht, diese „schöne" Ceremonie regelmäßig zu vollenden. Da alle Völker sich gleichen, so dürfen wir hier an das bekannte „Fest der Narren" erinnern, welches von den Völkern der katholischen Christenheit in der Carnevalszeit gefeiert wird.

Die Wilden in den Ländern des kalten Erdstrichs wissen oft nicht, wie sie den Winter zubringen sollen. Die Indianer Nordamerika's führen in dieser Jahreszeit unaufhörlich Maskeraden auf, laufen von einer Hütte in die andere, fordern da ohne Umstände das erste Beste, was ihnen gefällt, und singen auf der Rückkehr: „Der und der hat mir das und das gegeben." Bekommen sie nichts, so werden sie bös und grob!

Diejenigen, welche ihrer Subsistenz halber beständig in

Sorge sein müssen, machen, weil sie kein anderes Mittel zum Vergnügen haben, aus der Jagd einen Zeitvertreib. Viele Indianer bedecken sich mit Hirsch- oder Fuchshäuten, und gucken durch die Augenhöhlen der Haut, wie durch eine Maske, und locken auf diese Weise die Jagdthiere an, die sie dann bald mit Pfeilschüssen erlegen.

Die Vorbereitungen zur Bärenjagd sind bei den Lappen sehr merkwürdig, und so wie man das Thier getödtet hat, werden Gesänge angestimmt, mit denen man die Ankunft des Bären beglückwünscht; man dankt ihm, daß er Niemand verletzt hat und beschwört ihn, nicht Rache zu nehmen an denen, die ihn erlegt haben; man peitscht ihn mit Ruthen und fährt ihn nach einer eigens erbauten Hütte, um die Haut abzuziehen. Ein ganzes Jahr lang wird das Rennthier nicht gebraucht, welches den Schlitten zog, auf dem der Bär lag. Die Weiber kauen Erlenrinde und speien sie ihren Männern ins Gesicht, damit sich diese vom Blute des Thieres reinigen können. Die Jäger enthalten sich ihrer Weiber drei Tage lang; nach Ablauf derselben ergreifen sie mit einer Hand die Kette, an der der Kochkessel aufgehängt ist, und springen drei Mal ums Feuer, worauf die Weiber sie mit Asche bewerfen und durch Lustrationen reinigen.

Die Ostiaken treiben dieselbe Jagd haufenweise und mit einem langen Messer bewaffnet. Sobald sie den Bär erlegt haben, schneiden sie ihm den Kopf ab, nageln ihn dann an einen Baum, werfen sich zur Erde und tanzen vor dem Thiere herum. „Wer hat dir das Leben genommen?“ fragen sie und antworten sogleich: „der Russe ist's gewesen;“ „wer hat dich um den Kopf kürzer gemacht?“ „das Beil eines Russen;“ „wer hat dir den Bauch aufgeschnitten?“ „das Messer eines Russen.“ Ueberhaupt Alles sollen die „guten“ Russen gethan haben!

Die großen Jagden der Hottentotten bilden ein kriegerisches

Schauspiel, bei dem Muth und Tapferkeit den Ausschlag geben müssen. Alle Bewohner eines Kraals rücken aus, um ein reißendes Thier zu erlegen. Sie umstellen dasselbe und greifen es mit ihren Streitärten an, wobei sie die Streiche so wohl zu führen wissen, daß der Eine oder Andere das Thier beständig von hinten trifft, wenn es sich gegen einen Mann besonders wendet, und unter blutigen Wunden niedersinkt, bevor es diejenigen unterscheiden kann, die es getroffen haben. Zuweilen stürzt es so ungestüm auf die Jäger, daß man für diese zittert, allein in einem Augenblick entschlüpfen sie der Gefahr. Macht sich das Thier auf die Flucht, so wird es in der Nähe verfolgt, und da die Pfeile vergiftet sind, so tragen die Jäger bald die Haut als Frucht ihres Sieges heim.

Wir wenden uns zu den Spielen, die im Anfang roh, kindisch und selbst ermüdend sind; denn in diesem Zustande liebt man die körperliche Uebung und die heftige Bewegung.

Die alten Mexikaner bedienten sich eines Balls von Gummi, der eben so schnell flog, als ein Balon. Einer der Spieler richtete ihn nach einem Ziel und der andere suchte ihn abzulenken. Um ihn in Bewegung zu setzen, gebrauchte man nur die Hinterbacken und die Hüften, auf denen ein Stück Leder straff ausgezogen wurde, damit der Ball desto besser abprallen könne. Dabei blickten die Spieler durch die Beine oder zur Seite und zeigten einander so den Hintern, um den Ball zurückzuwerfen. Die Indianer spielten um Gold, Teppiche, Federn, und oft um die eigne Person. Derjenige, dem es gelang, den Ball in ein kleines Loch zu werfen, trug einen außerordentlichen Sieg davon und erhielt als Preis seiner Geschicklichkeit, einem alten Brauch zufolge, Kleidungsstücke von allen Zuschauern; wer ihn aber nur durch Zufall hineinwarf, mußte dem Idol des Spielhauses ein Opfer darbringen.

Spiele aus bloßem Interesse erregen die Leidenschaften; sie bewegen die Seele durch die Hoffnung, wie durch die Furcht,

und gefallen um so mehr; aber der Mißbrauch steigt aufs Aeußerste und vergebens sucht man ihn durch Gesetze zu unterdrücken. Den Ibuern ist es verboten, ihre Weiber und Kinder und ihre eigne Person aufs Spiel zu setzen, allein sie kümmern sich nicht ums Verbot. Die Constitutionen Siciliens und andere Verordnungen erklären für ehrlos und unfähig, als Zeuge aufzutreten, oder ein öffentliches Amt zu verwalten, die Spieler von Profession und alle Die, welche Bank halten; allein diese Verordnungen haben sich als erfolglos erwiesen.

Was den Tanz und die damit innig zusammenhängende Musik der verschiedenen Völker anbelangt, so finden wir bei den Polynesiern von Tahiti die Flöte mit zwei Löchern, davon in das eine mit der Nase geblasen, und das andere mit dem Daumen zugehalten wird. Die meisten musikalischen Instrumente der Neger sind eben so roh; indeß lieben diese Völker den Tanz so leidenschaftlich, daß in jedem Bezirk alljährlich große Tanzfeste gefeiert werden. Aus allen Gegenden des Landes wallfahret man dahin. Tage und Nächte lang wird bei diesen Festen gehüpft und gesprungen. Die Bewohner der Städte und Dörfer versammeln sich Abends auf dem öffentlichen Platz und ergötzen sich eine Stunde lang mit Sang und Tanz, bevor sie zur Ruhe gehen. Man schmückt sich mit dem besten Staate und die Frauen tragen Schellen an den Füßen, um den Tanz dadurch lebhafter zu machen.

Bei den Hottentotten setzt man sich in die Runde. Mehrere Paare melden sich zum Tanz, allein man läßt nur zwei Paare auf ein Mal in den Kreis. Die meisten ihrer Pas bestehen nur in niedrigen Sprüngen nach Art der Hähne. Die Peruaner lieben es sehr, die Arme und den Kopf zu bewegen. Die Frauen lassen die Arme herabhängen oder verbergen sie unter einem Mantel, so daß man nur die Biegungen des Körpers und die Geschicklichkeit der Füße warnimmt.

Bis dahin endlich, daß der Tanz den schönen Künsten

zugezählt werden kann, besteht er nur aus Sprüngen, Verdrehungen und kindischen Bewegungen. Zuweilen mengt er sich in die religiösen Gebräuche und man denkt nur erst sehr spät daran, ihn tadelswerth zu finden. Die Väter auf dem Concil von Trient gaben dem Könige von Spanien, Philipp II., einen glänzenden Ball, alle Damen der Stadt wurden dazu eingeladen: der Cardinal-Bischof von Mantua eröffnete den Ball und Philipp II. so wie alle geistlichen Herren des Concils nahmen am Tanze den lebhaftesten Antheil.

Bald treten wandernde Barden und Tänzer auf, die, indem sie die Dichtkunst mit der Musik und dem Tanze verbinden, durch das Land laufen, um das Volk zu ergötzen. Man findet sie sogar unter den Polynesiern, die doch kaum aus dem Naturstande herausgetreten sind. Die Könige und großen Herren unter den Negern halten immer dergleichen Bänkelsänger und Springer und haben sie stets in ihrem Gefolge. Sie spielen gewöhnlich ein Instrument, besingen das hohe Alter, den Adel, die Tapferkeit, die Anmuth und die Erfolge ihrer Herren. Sie sind Improvisatoren und bereit, den ersten Besten zu verherrlichen, der sie belohnen will. Die Neger, die für derlei Lobsprüche sehr empfänglich sind, bezahlen sie äußerst freigebig, und es kommt nicht selten vor, daß sie ihre Kleidungsstücke ablegen, um sie diesen schmutzigen Schmeichlern zu geben. Mit der Poesie dieser Leute ist es nicht weit her, alles dreht sich um die hundertfache Wiederholung von: „Er ist ein großer Mann; er ist ein großer Herr; er ist großmüthig; er ist mächtig; er hat Branntwein geschenkt!“ Unter verschiedenen Liedern, den einer dieser Bänkelsänger an Franzosen richtete, kam die Stelle vor: „Sie seien die Sklaven des Kopfes des Königs,“ was bei den Zuhörern einen ungeheuren Beifall ärntete, der gar nicht enden wollte.

Die dramatischen Spiele finden nach und nach Eingang,

und es giebt kein Land, kein Volk, bei dem sie nicht gefunden würden. Der Geschmack daran ruht nicht, sondern wächst fort und fort. Zu den Zeiten des Demosthenes erließen die Athenienser ein Gesetz, wonach derjenige mit dem Tode bestraft wurde, der für Kriegsbedürfnisse das Geld verwenden wollte, welches für die Unterhaltung der Theater bestimmt war.

Die Tadler sprachen in der Folge unvernünftig über dieses öffentliche Vergnügen und verfielen in Widersprüche; denn während man in Frankreich und andern Ländern Europa's die Schauspieler exkommunicirte und sie, gleich den Scharfrichtern, für ehrlos erklärte, legte man in Italien den meisten Theatern Namen von Heiligen der Kirche bei: so giebt es ein Theater von S. Carlo in Neapel, von S. Augustin in Genua, von S. Angelo in Venedig u. s. w.

Politik, Kriegskunst und Religion bemächtigten sich bald der Musik als eines sichern Mittels, dem Menschen Muth einzuflößen und ihn zu erregen. Die Instrumentisten hatten den ersten Rang in der von Numa errichteten Volks-Abtheilung, weil sie die Opferpriester begleiteten; und kaum kann man sich eine Vorstellung von dem Einflusse machen, den die Alten der Musik einräumten: Clinias und Achilles bedienten sich ihrer, um den Zorn zu stillen. Die Musik blendete die Völker und flößte ihnen eine Verehrung ein, die lange von Bestand gewesen ist. Doch hatten nicht alle Völker dieselben Begriffe: die Aegypter verboten sie, weil sie dieselbe für unnütz und den guten Sitten schädlich hielten, denn sie verweichlicht, sagten sie, die Seele. Auch die Araber halten Musik und Tanz für unanständig.

Der Geschmack an lärmenden Vergnügungen erlischt mit der Thätigkeit der Seele, und an ihre Stelle tritt in großen Gesellschaften Weichlichkeit und Schwäche. Die Lydier fürchteten im Schlafe gestört zu werden und geboten den Musikanten nur am Tage zu singen und zu spielen, und Nachts sich

zu berauschen. Die Sybariten gingen sogar so weit, alle Schmidte und andere Handwerker, die einen großen Lärm machten, aus ihrer Stadt zu verbannen, und dies Schicksal traf sogar die — Hähne! Xerxes erröthete nicht, in einem öffentlichen Edikt demjenigen eine Belohnung zu verheißen, der eine neue Ergötzlichkeit erfinden werde. Aristodamus, Tyrann von Comos, wollte den Muth der jungen Leute entnerven; er gebot ihnen, ihre Pferde mit Blumen zu schmücken und sich auf dem Gange nach dem Bade von Frauen begleiten zu lassen, die Sonnenschirme, Fächer und wohlriechende Sachen tragen sollten, und diese Erziehungsweise dauerte bis zum zwanzigsten Jahre.

Wie groß auch der Luxus der Alten in mancher Beziehung gewesen sein mag, dennoch scheinen die neuern Völker sie darin zu übertreffen, eine Erscheinung, die so kommen mußte. In Athenäus kann man sehen, wie der Luxus beschaffen gewesen, den er den Persern, den Lydiern und andern Völkern vorwirft: der Gebrauch der Handschuhe im Winter erscheint ihm als ein großer Zug von Weichlichkeit!

§ 24.

Reisen und Art zu reisen.

Der Mensch ward es bald inne, daß die Bewegung von einem Ort zum andern ermüdend sei, wenn er sich auf seine eigenen Füße verlassen müsse, und daß es daher viel bequemer sei, sich von Thieren tragen zu lassen, die er zu diesem Behuf gezähmt und gebändigt hat. Das Pferd ist fast überall das Thier, dessen man sich am meisten zur Reise bedient; dennoch wenden eine Menge Völker dazu Thiere an, die in unsern Augen verächtlich sind.

In den Ländern des kalten Nordens bedarf es keiner großen Kraft, um Schlitten auf dem Schnee zu ziehen: Die Ostiaken und andere Völker des hohen Nordens gebrauchen

dazu Rennthiere; andere, wie u. a. die Kamtschadalen, spannen sechs oder acht Hunde an, die unaufhörlich heulen und bellen und mit einer unglaublichen Geschwindigkeit laufen. Man füttert sie mit trocknem Fisch und vergönnt ihnen eine kurze Rast, worauf sie sich mit großer Lebhaftigkeit wieder in Marsch setzen. Sie legen täglich zwölf bis fünfzehn Stunden Weges zurück und man rechnet auf vier Hunde eine Last von drei Centnern. In den nördlichen Gegenden von Sibirien giebt es ordentliche Hunde-Posten, und die Stationen sind daselbst ebenso eingerichtet, wie bei uns in Europa die Pferde-Posten oder in neuester Zeit der Dienst auf den Eisenbahnen.

Anderswo bedient man sich der Hunde, um ein bequemeres Fuhrwerk zu haben, und nicht den Zufälligkeiten ausgesetzt zu sein, welche hitzige Thiere zuweilen verursachen. Die Jesuiten-Missionaire begegneten einst einer mongolischen Dame, welche von Peking zurückkehrte, und hundert Hunde vor ihren Schlitten hatte; und man versicherte ihnen, daß diese Thiere oft hundert Stunden Weges zurückzulegen im Stande seien, ohne sich auszuruhen.

Bei gewissen mongolischen und türkischen Völkerschaften reist man nicht anders, als auf Büffeln, und der Wagen des Königs von Baly, einer der Sunda-Inseln, und der Herren seines Hofes, wird gleichfalls von Büffeln gezogen. Mehrere Mauren Afrika's reisen auf Ochsen; das Kameel aber ist das „Landschiff" oder das „Schiff der Wüste," wie die Araber sagen, und zwar nicht blos der Träger in der Wüste und ein länderverbindendes Mittel der Bewegung, sondern auch „die Hauptbedingung des nomadischen Völkerlebens auf der Stufe patriarchalischer Völker-Entwicklung in den heißen regenlosen oder sehr regenarmen Länderstrichen unseres Planeten." Auch der König der Vögel, der Strauß, wird gezähmt und in Afrika zum Reisen benützt.

Alle Völker reiten zu Pferd nicht auf die nämliche Weise.

Die Araucaner haben zum Steigbügel nur ein kleines, ausgehöhltes Stück Holz, in das sie den großen Zehen setzen. Die Neger von Benin reiten wie bei uns die Damen. Die Japanesen kreuzen die Beine auf zwei Körben, die auf den Rücken des Pferdes gestellt werden; alte Leute haben überdem eine Rücklehne, an die sie sich stützen; zudem steigt man in Japan von der rechten Seite auf, weil es bei einer so edlen Verrichtung nicht schicklich ist, sich auf den linken Fuß zu stützen.

Durch die Gewohnheit, sich ziehen zu lassen, verlor man den Gebrauch der Beine: war die Entfernung gering oder die Beschaffenheit des Weges so, daß man sich der Thiere nicht bedienen konnte, so ließ man sich von Menschen tragen, ein empörender Gebrauch, der fast überall Eingang gefunden hat.

Der Leser überhebe uns einer Aufzählung der tausend verschiedenen Arten von Fuhrwerken u. s. w., welche die Weichlichkeit und die Eifersucht erfunden haben. In China machen die Damen ihre Besuche in hölzernen Sänften, die vergoldet, gut verschlossen und, wie ein Käfig, an einen langen Stab vermittelst eines Ringes aufgehängt sind. Diese Tragstühle sind so niedrig, daß man darin auf morgenländische Weise mit gekreuzten Beinen sitzen muß.

Es hat auch nicht an Gesetzen über die Art des Reisens gefehlt, wobei man alle Arten tyrannischer Verbote ersonnen hat. In Algier genossen nur der Dey und seine vornehmsten Beamten des Vorrechts, auf Pferden zu reiten, während alle übrigen Leute nur der Esel sich bedienen durften, oder zu Fuße gehen mußten. Philipp le Bel verbot, in der Absicht, dem Luxus zu steuern, in den Straßen von Paris zu fahren!

Des Menschen Einbildungskraft wird bei jeder Orts-Veränderung sehr leicht erregt: man fürchtet Unglück und hegt Besorgnisse wegen der neuen, unbekannten Gegenden, die man

betritt, und abergläubige Vorstellungen entstehen in Menge. Die Banda-Neger unternehmen niemals eine Reise, ohne einen Sack voll Reliquien, der zuweilen zehn bis zwölf Pfund schwer ist, mit sich zu nehmen. Oft schleppen sie ihn auf Märschen von vierzig bis fünfzig Meilen. Dies Gewicht, in Verbindung mit ihrem Reisegepäck, ist wol geeignet, sie zu erschöpfen; allein sie sagen, diese kostbare Last ermüde sie nicht und diene dazu, die andern leichter zu machen!

In Ostindien giebt es eine eigene Kaste von Fuhrleuten, Muris genannt, deren Geschäft in dem Transport von Lebensmitteln von einem Lande nach dem andern besteht. Sie zerfallen in vier Abtheilungen, davon die erste nur Korn, die zweite nur Reis, die dritte nur Gemüse und die vierte das Salz transportirt. Jede Klasse hat ihr besonderes Abzeichen, an dem sie sogleich zu erkennen ist.

Die Pilger nach dem berühmten Hindu-Tempel von Dschagernat machen oft Reisen von dreihundert Stunden Wegs nicht zu Fuß oder gehend, sondern auf dem Rücken liegend und rutschend, was oft Jahre zur Reise erfordert. Es giebt von diesen Pilgern welche, die schwere und lange Ketten um den Gürtel nachschleppen, während andere in ihrem fanatischen Reumuth so weit gehen, ihren Kopf in einen eisernen Käfig zu sperren! Andere Büßer aus Indien erreichen die Pagode des Groß-Lama erst nach dreizehn oder vierzehn Monaten eines anstrengenden Marsches quer über die hohen Gebirgspässe des Himalaya und durch Wüsteneien, in denen sie die Angriffe reißender Thiere und der Wandervölker der Tataren zu besorgen haben; und die Frommgläubigsten wandern bis nach Sibirien, um gewissen Kütüktüß oder besondern Priestern, die im Ruf der Heiligkeit stehen, ihre Verehrung zu zollen; ja es giebt unter diesen Pilgern welche, die ihren Mund- und Trinkvorrath von Calicut bis Selenginsk auf dem Rücken tragen.

Der thätige Mensch, der nicht reist um zu reisen, sondern

nur um sich von einem Ort zum andern zu bewegen, fühlte Langeweile; er wollte auf den Landstraßen mit Schnelligkeit gleichsam fliegen; der natürliche Gang des Pferdes erschien ihm zu langsam, er kürzte die Tage seiner Renner ab, indem er sie zu forcirten Märschen zwang. So entstand unter den aufgeklärten Nationen das Postwesen. Aber auch dieses genügte nicht; es genügten nicht die schönen und bequemen Steinstraßen, die man in den Ländern des Fortschritts baute; auf ihnen schien die Pferdepost nur eine — Schneckenbewegung zu sein! Der rastlos fort und fortstrebende Mensch erfand eine andere Kraft für die Ortsveränderung, er ersann, durch Zusammenwirkung von Feuer und Wasser, die Dampfkraft; er überzog die Länder der gesitteten Welt mit einem Netz von Eisenschienen, auf denen er sich nach dem physikalischen Gesetz der Reibung gleichsam mit Blitzesschnelle fortbewegen läßt.

Viertes Hauptstück.

Von der Rechtspflege in Bezug auf peinliche Gesetzgebung.

Unter den Völkern, die kaum aus dem Naturzustande herausgetreten sind, giebt es keine peinliche Gesetze. Niemand kümmert sich um die Beschimpfungen, denen ein Einzelner ausgesetzt ist; man möge ihn stehlen oder auf andere Weise angreifen wollen, er vertheidigt sich allein, wenn er die Kraft dazu hat, oder er seufzet und leidet, sobald er schwach ist. Darin liegt die Ursache, daß unter den Wilden die Rache die nothgedrungenste der Leidenschaften, und daß sie bei allen Barbaren-Völkern von sehr langer Dauer ist. Ist ein Eskimo ermordet worden, so verschleiern seine Freunde bis zum ersten günstigen Augenblick, wo sie ihn rächen können, ihren Zorn und es sind Fälle bekannt geworden, wo sie dreißig Jahre gewartet und darüber nachgedacht haben, wie sie einem Mörder an's Leben kommen sollen. Begegnen sie ihm zufällig, so wird ihm sein Verbrechen vorgeworfen, er wird gesteinigt, oder ins Meer gestürzt. Oft reißen sie ihm Herz und Leber aus, um sie zu verzehren, „damit," sagen sie, „seine Verwandte nicht den Muth haben, seinen Tod zu rächen."

§ 25.

Verschiedenheit der peinlichen Strafen.

Hat der Mensch zahlreiche Vereine gebildet, so ist es wichtig, denjenigen zu bestrafen, der die allgemeine Ruhe stört; es entstehen, durch stillschweigendes Uebereinkommen, peinliche Gesetze, welche gemeiniglich weder geschrieben, noch öffentlich bekannt gemacht werden, sondern die sich auf dem Wege der Ueberlieferung fortpflanzen; man kümmert sich in dieser Epoche wenig um die großen Rücksichten für den öffentlichen Nutzen und der noch rohe Geist der Völker betrachtet die Gerechtigkeitspflege nur als ein Mittel, in gewisser Beziehung das Unrecht wieder gut zu machen, was der Einzelne erduldet hat. Dem Sohne eines geraubten oder ermordeten Wilden giebt man den Trost, den Schuldigen quälen zu wollen. Die Gesellschaft ist ein leeres Wort, das man nicht kennt, und es in der Büßung von Verbrechen für nichts rechnet.

Der Mexikaner, der sich über einen Diebstahl beklagte, mußte den Namen des Urhebers nennen; und konnte er die Wahrheit seiner Anklage beweisen, so beauftragte man ihn mit dem Amt des Henkers; konnte er aber keine Beweise beibringen, so wurde er selbst vom Anwalt des Angeschuldigten bestraft.

In mehreren Ländern Afrika's überliefert man den Anverwandten des Ermordeten den Todtschläger, der nicht im Stande ist, die Strafe, die auf eine Mordthat gesetzt ist, zu entrichten; sie unterwerfen ihn tausenderlei Quälereien; und in Fez hört die Gerechtigkeitspflege mit ihren Verfolgungen auf, wenn die klagende Partei zufriedengestellt ist.

Im Allgemeinen sind die Strafen, welche von den ersten Gesetzen vorgeschrieben werden, streng, weil die Menschen im Uebergang vom Naturstande zu einem gesellschaftlichen Zustande nur heftige Mittel kennen und von den Milderungen und Scheinmitteln nichts wissen, die eine vervollkommnete

Vernunft andeutet; jene Strafen sind aber mehr oder minder hart je nach dem Charakter des Volks und der Lage und Verhältnisse, in denen es sich befindet. Insulaner z. B. haben ein bequemes Mittel sich aller Schuldigen zu entledigen, ohne sie zu verstümmeln oder zu tödten; sie verweisen sie auf eine andere, unbewohnte Insel, oder überlassen sie den Elementen auf Gnade und Ungnade, wie es z. B. bei den Polynesiern auf der Palaos-Gruppe der Carolinen der Fall ist.

Eine Handlung, die in dem einen Lande gleichgültig ist, kann in dem andern so gefährlich werden, daß man sie bei Todesstrafe verbietet; was uns wunderlich und grausam erscheint, ist oft nichts anderes, als eine Wirkung der Nothwendigkeit. Die Gesetze richten sich nach der Stellung und Lage der Völker, und darum dürfen sie nicht nach einem allgemeinen Principe beurtheilt werden, eine Wahrheit, die, von systematischen Geistern verkannt, von den Barbaren-Völkern sehr wohl gefühlt wird. Die Barbaren, die Europa überschwemmt haben, geben uns davon ein schlagendes Beispiel: der Burgunder wurde nach seinen Heimaths-Gesetzen regiert, und der Römer nach dem römischen Recht; aber, weit davon entfernt, die Gesetze der eroberten Völker gleichförmig zu machen, dachte man, wie Montesquieu bemerkt, nicht ein Mal daran, sich zum Gesetzgeber des besiegten Volks aufzuwerfen.

Die bürgerlichen und Criminal-Gesetze häufen sich und werden verwickelter, nach Maaßgabe, daß die Reichthümer eines Volkes wachsen; und es reichen zum Schutz der Freiheit, des Lebens, der Ehre und des Eigenthums der Bürger nicht mehr die einfachen Mittel aus, welche in den Anfängen der Gesellschaft angewendet wurden. Der Gesetzgeber muß wachsamer und mehr auf seiner Hut sein, er muß jeden Augenblick drohen und strafen, und darum ist er in dieser Beziehung viel strenger, wenn der gesellschaftliche Zustand verfeinerter geworden ist. Der Stufengang in der Härte der

Strafen ist etwa folgender: Die Strafe für Diebstahl und Mord geht bei den rohesten Wilden fast immer ans Leben; dann wird sie bei den Barbaren-Völkern milder und wird wiederum eine Kapitalstrafe, wenn die Gesittung weit vorgerückt ist.

Die meisten Völker Amerika's erschlugen Diebe und Mörder mit Keulen; unter der Regierung der Gothen, Deutschen und Kelten legte man ihnen meistens nur Geldstrafen auf; und seit einigen Jahrhunderten straft man sie fast in ganz Europa mit dem Tode.

Die Gesetzgeber scheinen sich fast immer in einem ziemlich wichtigen Punkte zu irren; sie scheinen es nicht zu wissen, oder gar es nicht wissen zu wollen, daß das Ausbleiben der Strafe und nicht die Milde der Strafen es ist, welche die Verderbtheit der menschlichen Natur vermehrt. Das erste Objekt für die Gesetzgebung ist die Aufrechterhaltung des Eigenthums vermöge der öffentlichen Gewalt. Wir wollen die Strafen untersuchen, welche einige Völker zum Schutz des Eigenthums gegen den Diebstahl erlassen haben: man wird ihren Charakter erkennen und daraus die Stellung errathen können, in welcher sich jene Völker befunden haben, oder noch befinden.

Bei verschiedenen Stämmen der Algonkin-Lenape nimmt man dem Diebe das gestohlene Gut wieder ab und räumt zur Strafe seine ganze Hütte aus, so daß er mit Weib und Kind ganz nackt und entblößt ist. Die Bewohner der Insel Hispaniola, des heutigen Haïti, so wie mehrere andere Völkerschaften, straften den Diebstahl weit strenger, als Mord und andere Verbrechen. Der Schuldige wurde gespießt und Niemand durfte es wagen, sich für ihn zu verwenden. Die Indianer von Cumana verschließen ihre Thür nur mit einem Baumwollenfaden: wer diesen Faden zerriß, wurde, zur Zeit der spanischen Eroberung, mit dem Tode bestraft. Die alten

Araber, an sich schon Räuber, bestraften den Diebstahl mit dem Abhauen der rechten Hand. Die Gesetzgeber der Malayalam befolgten dasselbe Princip: oft wird ein Mensch hingerichtet wegen eines Paar Trauben, die er aus des Nachbars Weingarten entfremdet hat. Auch Draco strafte mit dem Tode jeden Gartendieb: um sich zu rechtfertigen, sagte er, daß die kleinsten Vergehen todeswürdig seien und er andere Strafe für große Verbrechen nicht finden könne.

Es giebt Völker, die nur Lebensstrafen, Verstümmelungen und Sklaverei kennen, und bei denen Geld-, Gefängniß- und Leibesstrafen nicht Eingang finden. Die Schuldigen, denen man nicht ans Leben will, pflegt man dann zu verstümmeln, eine Strafe, die bei allen Barbaren-Völkern sehr beliebt ist. Die Malayen schneiden den Dieben Nase und Ohren ab und verdammen sie außerdem zur lebenslänglichen Sklaverei.

Das Plündern der Soldaten war das einzige Verbrechen, welches bei den Peruanern mit dem Tode bestraft wurde. Die Beweggründe zu diesem Gesetz sind leicht zu erkennen: die Gesellschaften haben sich zum Schutz der Schwäche gegen die Gewalt gebildet; ein Soldat, der seine Waffen zum Diebstahl mißbraucht, ist sehr gefährlich und kann nicht hart genug gestraft werden. Der Soldat, der auf's Maraudiren ausgeht, wird ohne Umstände jeden ödten, der sich ihm widersetzen will; er verdient daher eine strenge Bestrafung. Der Maraudeur verläßt seinen Truppentheil und verletzt dadurch die militärische Disciplin. Je milder und gemäßigter die Regierung eines Reiches ist, desto mehr ist es den Angriffen der Nachbarn ausgesetzt; folglich bedarf es um so mehr eines wohldisciplinirten Heeres. Und gerade in dieser Lage befand sich das Reich der Incas.

Bei mehreren Neger-Völkern ist es nur der Vieh-Diebstahl und der Kinder-Raub, den man mit dem Tode bestraft, „weil es," sagen sie, „stumme Creaturen sind, die nicht um Hülfe

rufen können, und die Kinder zur Selbstvertheidigung unfähig sind.“ Der Despotismus, der in diesen Ländern einheimisch ist und einen ganz eigenthümlichen Charakter hat, ersann eine Menge Mißbräuche: so geht z. B. ein Dieb, der einen großen Raub begangen hat und entdeckt zu werden fürchtet, leer aus, wenn er das gestohlene Gut mit dem Könige theilt. Bei den Eboes muß der Dieb das Gestohlene ersetzen und eine Geldstrafe entrichten; ist er dazu nicht im Stande, so verurtheilt ihn das Gesetz zur Prügelstrafe.

Die Tataren strafen die kleinen Diebe gleichfalls mit Stockschlägen: die Zahl der Hiebe endigt immer mit sieben, d. h. es sind ihrer entweder sieben, oder siebenzehn, siebenundzwanzig u. s. w. Dagegen wird ein Pferdedieb geviertheilt, insofern er nicht sein Leben durch Erlegung des neunfachen Werths des Pferdes loskauft. Andere Völker begreifen nicht das Verhältniß zwischen Geld und Effekten oder dem Leben eines Menschen, und bestrafen den Diebstahl nicht mit dem Tode. Die Bunda-Neger im Königreich Loango haben ein Auskunftsmittel ersonnen, das für sie besser ist, als die Lebensstrafe: sie setzen die Schuldigen, indem dieselben, die Hände auf dem Rücken, an einen Baum gebunden werden, dem Spott und Gelächter der Vorübergehenden aus.

Um jede Art von Einbruch in das Eigenthum zu verhüten, hat man die Völker verpflichtet, es sorgfältig zu bewahren und zu bewachen. Ist einem Banianen, oder Handelsmann unter den Hindus, etwas verloren gegangen, so muß er den Werth des verlornen Guts dem Großpriester der Braminen als Strafe für seine Nachlässigkeit entrichten. Die Einwohner von Halifax in Yorkshire waren ehedem, bei Strafe der Confiscation ihres Vermögens, gehalten, den Dieb zu verfolgen und ihn vor den Gerichtsamtmann zu führen; und die Nabatäischen Araber legten dem eine Geldstrafe auf, dessen Vermögen sich vermindert hatte.

Die zuchtlosen und wilden Völker, die in den mechanischen Künsten kein Subsistenz-Mittel finden, haben eine große Neigung zum Diebstahl, dessen Unterdrückung von der Gesetzgebung der Jahrhunderte der Barbarei ganz besonders ins Auge gefaßt wird. Die Strafen, die von dieser Gesetzgebung verhängt werden, sind ein treuer Abdruck der Zeit, in der sie entstanden: sie sind plump, roh und grausam und wechseln nach dem Charakter und den eigenthümlichen Bedürfnissen eines jeden Volks. Ehedem schnitt man in England einen Finger, ein Ohr, einen Fuß oder eine Hand für den geringfügigsten Diebstahl ab; ja, in dem schon genannten Halifax wurde der, welcher an Geld oder Effekten für einen Werth von dreizehn und einem halben Pences entwendet hatte, um den Kopf kürzer gemacht! Man führte den Schuldigen vor den Gerichtsamtmann des Orts, der Richter und Henker in einer Person war. Der Amtmann berief einige Geschworne; die That wurde in kurzem Prozeß festgestellt, worauf der Amtmann sein Henkerbeil nahm, und den Dieb auf der Stelle enthauptete, wahrscheinlich um durch die schnelle Vollstreckung des Urtheils die Menge zu schrecken!

Aller Diebstahl sollte, ohne Ansehen der Person, auf gleiche Weise bestraft werden. Dennoch hat man Unterschiede gemacht, je nachdem ein Reicher, oder ein Armer bestohlen worden, oder ob der Diebstahl eine Person von hohem Rang oder eine aus den niedern Ständen betroffen; in diesem Punkte, wie in so vielen andern Beziehungen, sind die Gesetze stets zu Gunsten der Macht und des Reichthums. Bald fand man mehrere Verbrechen bei einigen Dieben und glaubte darum, sie strenger bestrafen zu müssen. Diebstähle, in Kirchen und Tempeln verübt, galten für Entheiligungen und mußten auf eigenthümliche Weise gesühnt werden. Das friesische Gesetz verordnet, daß man „die Diebe ans Meeresufer führe, ihnen die Ohren

aufschlitze, sie entmanne, und, den Göttern zum Opfer, deren Tempel sie geschändet, sie endlich vergrabe."

Das schreckliche Eigenthums-Recht hat harte Strafen gegen Schuldner hervorgerufen; denn die Existenz der Gesellschaften beruhet nur auf dieser Strenge, in die man aber allerlei Abgeschmacktheiten gelegt hat. Bei den Finghalesen wird ein Schuldner entkleidet und bewacht: man legt ihm auf den Rücken einen großen Stein, dessen Gewicht man von Tag zu Tag vermehrt, bis er seinen Gläubiger befriedigt hat; ein ander Mal legt man ihm Dornen zwischen die nackten Beine, und zuletzt droht der Gläubiger oft, sich zu vergiften, wenn er nicht Zahlung erhalte; findet die Vergiftung wirklich Statt, so wird der Schuldner getödtet. In Atschin auf Sumatra bindet man ihm die Hände auf den Rücken, läßt ihn aber sonst in Freiheit. In diesem Zustande muß er sich täglich dem Richter vorstellen; wer ihn aber losbindet, wird mit dem Tode bestraft. Der ermüdete Schuldner erklärt sich endlich für insolvent und wird dann der Sklave des Gläubigers. In Rußland giebt man den Schuldnern täglich Stockschläge auf die Schienbeine während einer gewissen Zeit; eine Strafe, welche einen ganzen Monat dauert, wenn die Schuld hundert Rubel beträgt. Die polizirtesten Völker haben nicht geschwankt, die Freiheit eines Mannes der Willkür eines Gläubigers Preis zu geben; denn bei den Atheniensern war es Sitte, die Schuldner zu verkaufen.

Bei Feststellung der Strafen konnte es nicht fehlen, daß die Gesetzgeber auf die körperlichen Verstümmelungen verfallen mußten, weil man hoffte, daß diese Art Bestrafung, die immer sichtbar ist, ein Zaum für das Verbrechen sein werde. Die Politik kam dazu, eine Menge Greuel hervorzurufen, deren Beseitigung dem letzten Jahrhundert angehört. Wenn diese Strafen in unsern Tagen das Auge beleidigen und das Gefühl empören, so verdanken wir diese Umwälzung in

Strafgesetzgebung nur allein den Fortschritten der Aufklärung, und man sah sie zuletzt noch in einem halbbarbarischen Lande Europa's verhängen: die Russen nämlich schnitten einigen Mitschuldigen Pugatschew's die Nase ab. Bei allen Barbarischen Völkern Asien's, die unter despotischen Regierungen leben, ist diese Art von Bestrafung in vollem Schwunge.

Man hat auch Strafen ersonnen, die Ehrlosigkeit mit körperlichem Schmerz vereinigen. In China legt man einem Criminal-Verbrecher ein Stück Holz um den Hals, das vier Fuß im Quadrat und fünf bis sechs Zoll Dicke hat und fünfzig bis zweihundert Pfund schwer ist. Mit dieser Last kann er weder seine Füße sehen, noch die Hand nach dem Munde führen, und viele Verurtheilte sterben auf diese Weise entweder vor Schaam oder vor Schmerz.

Völker, die an den Krieg gewöhnt sind, und dadurch einen wilden, grimmigen Charakter erhalten haben, machen sich wenig aus dem Mord und bestrafen demgemäß dieses schwärzeste aller Verbrechen auch nicht am schwersten. Der Franke hatte das Recht über Leben und Tod seiner Frau; erschlug er sie in einem Anfall von Jähzorn, so bestand seine Strafe einzig und allein darin, daß er einige Monat lang seine Waffen nicht tragen und den Titel eines Kriegsmanns nicht führen durfte.

Sobald man daran dachte, daß ein reicher Mann die von ihm begangenen Verbrechen mit Geld sühnen könne, war die Schlußfolgerung einfach, daß er sein Leben auch auf Kosten eines Sklaven erkaufen könne. Daher findet man in der peinlichen Gesetzgebung verschiedener Länder die Erlaubniß, die den Schuldigen ertheilt wird, an ihrer Statt einen Sklaven dem Henker überliefern zu dürfen. Tödtet ein Eboe seinen Feind mit einem Messerstich, oder auf andere nicht blutige Weise, so entgeht er der Hinrichtung unter zwei Bedingungen, wenn er den Erschlagenen auf seine Kosten beerdigt und einen Sklaven an seiner Statt hinrichten läßt.

Die peinliche Gesetzgebung nimmt an Strenge zu, je mehr die Völker an Freiheit verlieren. Andrer Seits mißachtet man die Rechte des Bürgers, wenn man die der menschlichen Natur beschimpft, daher denn auch die Geschichte uns ziemlich oft knechtische und unterdrückte Nationen in denjenigen Zeiträumen zeigt, in denen die Gesetze einen grausamen Charakter haben. Der Mensch überläßt sich nur zu leicht der Grausamkeit, wenn er es ungestraft thun kann, und darum sind unter willkürlichen Regierungen die Strafen fast immer grausam. Weil alle Unterthanen dem Herrn gehören, so greift der, welcher die ganze Gesellschaft stört, sein Eigenthum an: der Despot rächt sich so viel er vermag und würde in seiner Wuth das ganze Menschengeschlecht ausrotten. Wenn die Hinrichtungen der Orientalen, bemerkt Montesquieu, der Menschlichkeit ein Greuel sind, so kommt es daher, daß der Despot, der sie anbefiehlt, sich über den Gesetzen dünkt. Nicht also ist es in Republiken; hier sind die Gesetze immer milder, weil derjenige, der sie erläßt, sich ihnen unterwirft. Ein König von Ava entdeckte eine kleine Empörung unter einigen seiner Unterthanen, welche die Zahlung des Tributs verweigerten; er ließ viertausend davon greifen und auf einen öffentlichen Platz führen, wo sie alle auf ein Mal verbrannt wurden!

Die Unterthanen eines despotisch regierten Staats sind nichts, als Sklaven; man spielt mit ihrem Leben; sie lassen sich nur durch Furcht und Schrecken im Zaume halten und man ersinnt Strafen, welche die Natur empören; damit sie keinen Augenblick ihre Dienstbarkeit vergessen, läßt man sie von Henkern führen. Ein Kaiser von Marocco entdeckte, daß einer seiner Alcaden mit der spanischen Besatzung von Melilla ein Einverständniß unterhalte; er ließ ihn in den Hof seines Palastes locken und in öffentlicher Sitzung mit Knütteln — todtschlagen. In China straft man geringe Vergehen mit der

Bastonade und zwar ohne Ansehen der Person; und es ist noch nicht lange her, daß man die Schuldigen brandmarkte, indem man die Art ihres Verbrechens mit einem glühenden Eisen auf ihre Wangen schrieb. Ein Mandarin stellte dem Kaiser vor, daß diese Strafe zu strenge und in seiner Residenz zu weit verbreitet sei; von da an bringt man dieses Brandmal nur auf dem linken Arme an.

Das Reich des Aberglaubens ist nicht minder schrecklich, als das der Despotie, daher denn auch die Gesetze, die aus ihm hervorgehen, eben so grausam sind. Einem Mohammedaner, der Wein getrunken hatte, goß man sonst geschmolzenes Blei in den Mund, und in Algier war es üblich, diejenigen, welche den Koran abgeschworen hatten, auf die eisernen Widerhaken zu stürzen, die am Fuß der Stadtmauer angebracht waren; hier hängen bleibend lebten sie noch eine geraume Zeit, bevor sie unter den gräßlichsten Schmerzen den Geist aufgaben.

Man bemerkt sogar, daß die heiligste Religion der Liebe nicht immer die mildesten Strafen verhängt. Unter Karl dem Großen erhielten die Priester die Herrschaft über die Gemüther: plötzlich veränderten sich die Gesetze und die meisten Strafen, die nur Geldstrafen waren, wurden in die Todesstrafe verwandelt. Man wollte die mosaische Gesetzgebung nachahmen.

Untersucht man die Masse abgeschmackter Gesetze, welche in Unwissenheit oder Verderbtheit ihren Ursprung haben, so fällt ganz besonders die Taxe der Verletzungen und des Todtschlags auf. Man schätzte die Verbrechen nach Geld, und war rein gewaschen, wenn der betreffende Satz der Taxe gezahlt wurde. Nur der Arme wurde gestraft. Ganz Europa hat viele Jahrhunderte lang keine andere Strafgesetzgebung gekannt. Man findet darin einzelne Bestimmungen, wodurch sie noch wunderlicher wird und es läßt sich daraus schließen,

daß die Barbarei der Völker damals an Wahnwitz gränzte. Dieser Abschnitt der Geschichte des Menschen ist in der That von hohem Interesse; leider aber müssen wir, des Raumes wegen, darauf verzichten, in eine nähere Erwägung desselben einzugehen.

§ 26.

Seltsame und ungewöhnliche Strafen.

Alles was bei Völkern vorgeht, deren Sitten und Charakterzüge uns unbekannt sind, sticht von den Gebräuchen und Vorurtheilen ab, welche bei uns gang und gäbe sind, und muß unsern Augen als seltsam erscheinen. Diese Wirkung werden auf den ersten Blick all' die Bemerkungen hervorbringen, die in den vorliegenden Bogen niedergelegt sind; allein es giebt, ihrem Wesen nach, keine absoluten Sonderbarkeiten in der Natur; und wird dieser Ausdruck hier angewendet, so geschieht es nur, um sich dem allgemeinen Gebrauche anzuschließen.

Die Gesetzgeber sinnen auf Strafen, die auf das Volk Eindruck machen und durch ihre Wunderlichkeit schrecken; sie verkünsteln die Strafen, damit sie mehr Entsetzen einflößen und bringen, weil der Criminal-Verbrecher das Lächerliche fürchtet, dieses in die peinlichen Gesetze, wodurch diese oft bizarr geworden sind.

Es giebt ihrer, welche die Schamhaftigkeit und Ehrbarkeit verletzen und die Grundsätze gegen die Schuldigen bewaffnen. In Frankreich gab es eine Zeit, während der Verbrecher verdammt wurden, nackt und nur mit einem Degen bewaffnet durch das Land zu gehen. Bei den Dakern, den heutigen Walachen, wurde ein Meineidiger entkleidet und gezwungen, den Ueberrest seines Lebens wie das Vieh zu leben, „weil er," hieß es, „aufgehört hat, ein Mensch zu sein, und darum nicht mehr verdient, Kleider zu tragen."

Andere Strafen sind so roh und viehisch, daß man sie nur aufzählen kann, ohne eine Betrachtung daran zu knüpfen. Bei den Polaken wurde ehedem ein Verleumder verurtheilt, auf allen Vieren zu kriechen, und eine Viertelstunde lang wie ein Hund zu bellen.

Als die Proben im Gebrauche waren, verurtheilte man die Angeschuldigten zum Kampf mit Thieren. Dies geschah in Europa noch unter Karl V., und in verschiedenen Ländern Hinterindiens ist es noch üblich. Wer dort mit einem Löwen kämpft, ohne zerrissen zu werden, erhält Gnade. Der Mensch hat immer den Muth und die Tapferkeit geachtet, und glaubt, daß man mit diesen beiden Eigenschaften der Vergebung würdig sei.

Die Franken verurtheilten den Dieb eines Jagdhundes, ihn drei Mal auf öffentlichem Platze herumzuführen und ihm den Hintern zu küssen; und den Dieb eines Sperbers entweder zu einer Geldstrafe von acht Goldgulden oder sich fünf Unzen Fleisch von dem Vogel aus dem Hinterbacken ausreißen zu lassen.

Die Gesetzgebung erläßt zuweilen Strafen, die mit dem Verbrechen, auf das sie gesetzt sind, Aehnlichkeit haben. Wenn in Tunkin durch Nachlässigkeit Feuer ausbricht, so wird der Herr des Hauses auf einen zwölf bis vierzehn Fuß hohen Stuhl gesetzt, auf dem er drei Tage lang die kochende Hitze der Sonnenstrahlen aushalten muß. Ein ander Mal wendet man Strafen an, die nur das Lachen des Publikums erregen. Wer die vom Koran vorgeschriebenen Gebräuche nur nachlässig beobachtet, bekommt ein Brett um den Hals, das mit Fuchsschwänzen behängt ist. So muß er durch die ganze Stadt wandern, und zuletzt eine Geldstrafe entrichten.

Andere Gesetze sind lächerlich wegen der Anmaßungen Dessen, der sie erläßt. Als Philipp August seine Gemalin verstoßen wollte, legte der Papst sein ganzes Königreich in

den Bann: alle ehelichen Beiwohnungen waren unerlaubt, und Gatten, die zusammen wohnen blieben, wurden erkommunicirt. Der Aberglaube heiligte diese Wunderlichkeiten und erfand viele andere. Die Kelten in Frankreich feierten ihre Mysterien in Hainen; nur gebunden betraten sie dieselben, und fielen sie dabei zufällig, so durften sie nicht wieder aufstehen, sondern mußten auf den Knien rutschen oder sich bis an die Umzäunung des Hains fortrollen!

Der Gebrauch, auch die Thiere hinzurichten, scheint bei den Völkern des Alterthums nicht unbekannt gewesen zu sein. Der Areopag und Senat der Juden, die Schrecken vor dem Mord einflößen wollten, machten reißenden Thieren den Prozeß; und mehrere Afrika-Reisende versichern, daß man auf hohen Bergen Löwen an's Kreuz schlage, um andern zum Exempel zu dienen; ja in der Grafschaft Valois wurde im Jahre 1314 ein Stier, der einen Menschen getödtet hatte, zum Galgen verurtheilt, und dieses Urtheil vom Parlament bestätigt!

§ 27.

Peinliche Gesetze gegen Handlungen, die an sich gleichgültig oder gut sind, und gegen Hirngespinnste.

Tyrannen verbieten die gleichgültigsten Dinge von der Welt, und weil Alles von ihrem Eigensinn und ihren Launen abhängt, und es in der Natur des Menschen liegt, diesen Launen Genüge zu leisten, so nehmen sie zur Todesstrafe ihre Zuflucht. Zuweilen wird die Verurtheilung auf der Stelle, ohne Prozeß, ausgesprochen, ein ander Mal giebt es beständige Gesetze, welche über die Strafen entscheiden. Geht die Gesetzgebung von Einem Individuum aus, so gerathen alle Irrthümer, alle Leidenschaften des Individuums in ihre Bestimmungen; denn es ist dann weder von der allgemeinen Wohlfahrt noch von der Liebe zur Gerechtigkeit die Rede. Ist so nicht die Hälfte der Erde zu allen Zeiten regiert worden?

Und haben nicht die Gesetze mit dem Leben der Unschuldigen rasend und toll gespielt? Die Despotie will durch Schrecken herrschen, denn ihr ist Alles ein Verbrechen beleidigter Majestät und blutdürstige Launen sind ihr eigenthümlich.

Heinrich VIII. erließ ein Gesetz, wornach Jeder, der von einer Galantrie der Königin oder der Dame, die der König heirathen wollte, etwas wußte, sie anklagen mußte, bei Strafe des Hochverraths. Unter derselben Regierung verfiel derjenige, welcher es wagte, vom Tode des Königs zu sprechen, derselben Strafe. Als der König krank wurde, wagte es kein Arzt zu sagen, daß er sich in Lebensgefahr befinde. Nach alten Gesetzen war es Hochverrath, die Frauen zu „kennen," welche die Kinder des Fürsten bedienten.

Eine der Frauen des Königs von Atschin auf Sumatra stieß im Schlafe einen Schrei aus, wodurch alle andern wach wurden. Der Fürst fragte nach der Ursache des Tumults, ohne eine genügende Antwort zu erhalten. Er unterwarf sie alle drei oder vier Stunden lang den entsetzlichsten Torturen und ließ ihnen endlich Hände und Füße abhauen und sie in den Fluß werfen. Der Reisende Beaulieu war Augenzeuge dieser Exekution. Als einer der Kampfhähne dieses Königs von einem andern kleinern besiegt worden war, wollte er wissen, warum der kleinere mehr Kraft habe, als der große. Der Herr vom Hofe, der mit der Fütterung dieses Thieres beauftragt war, antwortete mit größter Ehrerbietung, daß er es nicht wisse: „Aber ich weiß es," erwiderte der Tyrann, „weil Du meinen Hahn nicht ordentlich gefüttert hast;" und augenblicklich ließ er ihm vor seinen Augen die Hände abhauen.

Oft macht man Gesetze ohne alle Vernunft und über alle Dinge und verhängt nicht selten eine Lebens- oder andere schwere Strafe über Leute, die nur ihre Pflicht verabsäumt haben. Hat es nicht einen Papst gegeben, der durch eine Bulle diejenigen exkommunicirte, die es sich einfallen ließen,

das Miserere abzuschreiben und zu verbreiten, welches am grünen Donnerstag in der Sixtinischen Kapelle gesungen wird?

Die peinlichen Gesetze, die aus Aberglauben entspringen, verbieten fast immer Handlungen, die an sich selbst gleichgültig sind. Wer einen Halmstroh, einen Stein oder eine Katze anbetet, der ist ein dem Tode Verfallener, weil er den Halmstroh, den Stein, die Katze profanirt. Der Mensch ist frech genug, sich zum Rächer der Gottheit aufzuwerfen, eine Idee, die im Kopf der Wilden ihren Ursprung hat. Zerlegt man den Fanatismus, so wird man bemerken, daß der Hochmuth es ist, welcher mit Feuer und Schwert das Gefühl verdammt, welches er selbst zum seinigen gemacht hat.

Aus dem Buche, welches „Cultus der Fetisch-Götter" betitelt ist, kann man all' die Unglücksfälle ersehen, welche den Portugiesen und Engländern dadurch erwachsen sind, daß sie aus Unkenntniß oder Mißverständniß die Fetische der Neger berührten oder mit sich nahmen. Ein Schwein, das Holländern gehörte, fraß ein Mal einen dieser Götter auf, was zur Folge hatte, daß die Gesammtheit aller Schweine im ganzen Lande getödtet wurde.

Bei den Tataren ist es ein Kapital-Verbrechen, ein Messer ins Feuer zu legen, Holz am Heerde zu spalten, sich auf eine Peitsche zu stützen, ein Pferd mit dem Zügel zu schlagen oder einen Knochen mit einem andern zu zerschlagen; gebranntes Wasser auf die Erde zu schütten, im eignen Hause zu uriniren, ein Stück Fleisch, das man nicht herunterschlucken kann, wieder auszuspucken, oder auf der Schwelle des Hauses der Fürsten zu gehen.

Der Malayalam, der zufällig oder absichtlich Blut auf heiligem Acker verschüttet, kann dem Tode nicht entgehen; die Strenge geht so weit, daß, wenn er die Flucht ergreift, an seiner Statt einer der nächsten Verwandten hingerichtet wird.

Aber auch aufgeklärte Völker sind in ihrer Strafgesetzgebung nicht minder streng und hart, nicht minder abgeschmackt und in der Verfolgung grimmig. Die Athenienser verdammten jeden zum Tode, der eine Eichel aus dem Walde der Heroen fallen ließ, und der Areopag verurtheilte Stilpon zum Exile, weil er sich erfrecht hatte, zu sagen, daß die Minerva der Akropolis in der Wirklichkeit keine Göttin, sondern ein Bildniß von Phidias sei. In England wurde ehedem, zufolge eines alten Gesetzes, derjenige zum Tode verurtheilt, der eine Heirath zwischen einem Juden und einer Jüdin zu Stande brachte.

Die Verbindung eines Menschen mit dem Gott sei bei uns mag etwas Schreckliches haben; daher begreift's sich auch leicht, daß, sobald sie für möglich gehalten wird, die härtesten Strafen darauf gesetzt werden mußten. Die Indianer Nordamerika's verfolgen alle diejenigen, welche der Zauberei angeklagt werden, auf der Stelle und ohne alle Rast und verurtheilen sie zur Kriegsgefangenschaft.

Die Begriffe von Zauberei und Hexerei gährten in Europa unter der Herrschaft der Barbarei; es war eine Narrheit, die zur epidemischtn Krankheit wurde und die größten Verwüstungen in ihrem Gefolge hatte. Die Gesetze und die Obrigkeiten sahen auf allen Seiten Zauberer und Hexen und man zögerte nicht, überall Scheiterhaufen in Brand zu setzen. Zwar haben die Gesetze aller Völker große Mängel, doch scheint es, daß die der europäischen Nationen lange Zeit hindurch einen eigenthümlichen Charakter von Wildheit gehabt haben. In diesem Erdtheile hat man die Formen der Proceduren am meisten vermehrt und ist unmerklich zu Excessen aller Art gelangt: in England, in Deutschland, Holland u. s. w. glaubte man, daß ein Angeklagter, der eines Verbrechens überführt war, es auch noch selbst bekennen müsse, weshalb man, um ihm das Geständniß zu entreißen, die schauderhaftesten Torturen in An-

wendung gebracht hat. Decken wir über diesen, wie über so manchen andern Irrsal, auf dem der menschliche Geist sich umhergetummelt hat, den Schleier der Vergessenheit!

§ 28.

Peinliche Gesetze gegen Unschuldige; natur- und vernunftwidrige Gesetze.

Der Zustand der Gesellschaften muß in der That ein höchst beklagenswerther sein, wenn man sieht, daß überall Gesetze gegen Unschuldige erlassen worden sind. Unter den Gebrechen, welche die Gesetzbücher der verschiedenen Völker entwürdigen, ist dieses das entsetzlichste, zugleich aber auch das am weitesten verbreitete Gebrechen. Die Nationen vergessen die ersten Vorschriften des gesunden Menschenverstandes und der Vernunft: weil die Menschen besondere Vereine bildeten, wollte man auch, daß sie wegen ihrer Handlungen gegenseitig verantwortlich seien; und weil man den Staat nicht verwalten kann, ohne große Opfer zu bringen, so scheint es, daß man, statt jene unglückliche Nothwendigkeit zu beschränken, sie vielmehr so viel als möglich zu erweitern sucht. Nicht immer ist der Gesetzgeber verderbt, zuweilen beklagt er sein Geschick und bedauert es, die Unschuld auf diese Weise in die Achtserklärung der Schuldigen verwickeln zu müssen; allein er läßt sich durch die Bewegung der politischen Maschine mit fortreißen und trägt oft unwillkürlich dazu bei, die Uebel in guter Absicht zu vermehren!

Da das Eigenthum seinem Ursprung nach nur auf widerrechtlichen Besitz gegründet ist, so fürchtet der Reiche diejenigen Menschen, die keins haben; er nimmt tyrannische Vorsichtsmaßregeln zu Hülfe, die, weil Ruhe für die Ordnung im Staate ein wesentliches Bedürfniß ist, von den Regierungen begünstigt werden; ja diese haben geglaubt, hierin nicht weit genug gehen zu können. So giebt es eine Menge Länder

in denen ein Gläubiger gesetzlich berechtigt ist, die Frau und die Kinder seines Schuldners in Beschlag zu nehmen; wie es u. a. in Baatam auf der Insel Java der Fall ist. In Pegu stellt er sie an der Thüre seines Hauses öffentlich aus und läßt sie in der glühenden Sonne so lange gleichsam — braten, bis er Zahlung erhalten hat. Er hat sogar das Recht, bei der Frau seines Schuldners zu schlafen, womit aber die Schuld getilgt wird. In Loango, bei den Banda-Negern, ergreift man einen Verwandten des Bankerottierers und setzt ihn ins Gefängniß. Der Koreaner, der seine Schulden nicht bezahlt, bekommt zwei oder drei Mal im Monat Stockschläge auf die Schienbeine, und stirbt er in der Zwischenzeit, so sind die nächsten Verwandten zur Tilgung der Schulden verpflichtet oder derselben Strafe sich zu unterwerfen.

Unglaublich! und doch ist es leider nur zu wahr, daß noch schrecklichere Strafen für Vergehen einer dritten Person verhängt worden sind. Bei den Malayalam können die Männer von der Kaste einer Frau, die sich des Ehebruchs schuldig gemacht hat, drei Tage lang Alle von der Kaste des Verführers tödten, ohne Unterschied des Alters noch des Geschlechts. Frühzeitig sieht man, daß die Väter für ihre Söhne einstehen müssen: so war es der Brauch bei den Peruanern zur Zeit der Eroberung, so ist es noch heute bei den Chinesen, ja sogar bei den Völkern Europa's, die sich einer so hohen Gesittung brüsten!

In Tlascala verurtheilte man zur Todesstrafe alle Verwandten eines Verräthers bis ins siebente Glied, und ein Gesetz überlieferte in Athen dem Tode alle unnützen Leute, wenn die Stadt belagert wurde. Lysios gedenkt in einer seiner öffentlichen Reden beiläufig, daß wenn es der Republik an Geld mangeln sollte, man alsbald einen reichen Mann, sei er Bürger oder Fremder, hinrichten müsse, um sein Vermögen zu confiskiren.

Rohe und ungebildete Völker glauben, daß ein Criminal-Verbrecher vor Verfolgung geschützt sey, wenn er sich zur Gottheit flüchte, ein Irrthum, der wegen des Gefühls, auf den er sich stützt, verzeihlich ist, nichts destoweniger aber ihre Verblendung beklagen läßt. Verordnet man, einen Schuldigen nicht zu verfolgen, sobald er sich an der Pforte eines Tempels befindet, so ist es die Religion, welche das Criminal-Verbrechen begünstigt. Nichts destoweniger gab es bei den heidnischen Völkern des Alterthums eine Menge Zufluchtstätten, und die Städte in Aegypten, Syrien, Griechenland, Chaldäa ꝛc. waren damit eben so angefüllt, als die Kirchen der christlichen Völker dazu mißbraucht worden sind.

Bei den Burgundern gab es ein Gesetz, welches die Frau zur Sclavin verurtheilte, wenn sie den Diebstahl ihres Mannes nicht offenbaren wollte; und ebenso wurde es mit dem Sohne in Bezug auf den Vater gehalten. Ist ein Japaneser irgend eines Verbrechens angeklagt, so wird er, falls sich in seine Aussagen eine falsche einschleicht, sofort zum Tode verurtheilt. Der alte Codex der Engländer ist es ganz besonders, der die natürlichen Gefühle verletzt. Diese Insulaner würden in der That einen, dem japanischen ähnlichen Volks-Charakter haben, wenn sie durch Tyrannei verderbt würden. Jedenfalls ist die Bemerkung nicht überflüssig, daß diese, an den entgegengesetzten Enden der alten Welt wohnenden Völker sich in der Grausamkeit ihrer Gesetze sehr ähnlich sehen. Taschendiebe hat man lange Zeit zum Tode verurtheilt, und haben wir es nicht in unsern Tagen gesehen, daß ein angesehener Kaufmann in London wegen Wechselfälschung gehängt worden ist?

Criminal-Verbrecher genossen ehedem der Rechtswohlthat des Clerus. Konnte ein zum Tode Verurtheilter lesen, so entging er der Hinrichtung; er wurde nur an der rechten

Hand gebrandmarkt, womit die Sache abgethan war. Dieses Gesetz ist hin und wieder auch heute noch nicht abgeschafft.

Gesetze endlich, welche gegen den gesunden Menschenverstand zu sehr verstoßen, werden lächerlich. Die Wisigothen nöthigten die Juden Alles zu genießen, was mit Schweinefleisch angemacht war, verboten ihnen aber, das Fleisch selbst zu essen; und Sueton erzählt uns, daß die römischen Henker eine Jungfrau schändeten, ehe sie erdrosselt wurde, weil das Gesetz verbot, eine Jungfrau zu erdrosseln.

Weil der Mensch schwer zu leiten ist und seine Genossen nur zu oft in Unruhe bringt, hat man die Gesetze und Strafen über die Maßen vermehrt, ja es würde sehr interessant seyn zu untersuchen, bis zu welchem Grade diese Masse von Verordnungen und Bestrafungen die Völker entwürdigt und verderbt hat; denn sowie ein Mißbrauch sich zu erkennen giebt, erläßt man dawider ein Gesetz, ohne zu prüfen, ob dies Verfahren dem Uebel steuere, oder nicht gar es erleichtern werde.

Die Peruaner straften die Trägheit als das größte Verbrechen, weil sie die Quelle all' der Verbrechen ist, die begangen werden können. Greise und Arbeitsunfähige wurden auf öffentliche Kosten unterhalten, doch beauftragte man sie, die Saatfelder vor den Verwüstungen der Vögel zu schützen. Dies Gesetz war gut für ein Volk, das den Anfang zu seiner Gesittung gemacht hatte. Der wilde Draco verhängte ebenfalls die Todesstrafe wider die Trägheit und den Müssiggang; und Solon gestattete es Jedem, einen faulen Menschen anzuklagen, der, wenn er sich nicht zu rechtfertigen vermochte, für ehrlos erklärt wurde, ein Gesetz, welches sich in der Folge bis nach Sicilien verbreitete.

Bei den Foyern wird der Eigenthümer des Hauses, in dem eine Feuersbrunst beginnt, ohne Erbarmen mit dem Tode bestraft; ebenso in Japan derjenige, welcher Geld aufs Spiel setzt; ja in Tlascala wurde man sogar wegen einer Lüge hin-

gerichtet. Lustige Mädchen, die sich zum dritten Male auf der Straße betreffen ließen, wurden ehedem in England so bestraft: amputabatur ei tressoria et tondebatur, und zum vierten Male schnitt man ihnen die Oberlippe ab. Unter Ludwig XIV. wurden die Galeeren-Sträflinge, die sich ihre Glieder verstümmelt hatten, mit dem Tode bedroht, „als Sühne für ihre Verbrechen."

§ 29.

Von den Gottesurtheilen und Prüfungen.

Oft ist es den Menschen von Wichtigkeit, die Wahrheit zu entdecken; da es ihnen aber an Mitteln dazu gebricht, so nehmen sie in ihrer Verlegenheit ihre Zuflucht zur Gottheit. Das höchste Wesen scheint dem entsprechen zu sollen, was die Sterblichen von ihm verlangen; ja, sie nehmen keinen Anstand, von ihm zu fordern, daß er den Lauf der Natur unterbrechen und ihre Wirkungen aufhalten möge. Die Prüfungen beginnen aus gutem Glauben; allein die Priester und Obrigkeiten richten in der Folge diejenigen ein, welche ihren Absichten am meisten entsprechen und am günstigsten sind.

Alle Völker haben eine Periode von Barbarei, in der sie auf Gottesurtheile zurückgehen, und es kommt nicht selten vor, daß sie dieselben in die aufgeklärtesten Zeiten hinübertragen. Sophocles und die alten Schriftsteller sagen es uns, daß die Gottesurtheile bei den Griechen im Schwunge waren.

Wenn ein Araber die eheliche Treue seines Weibes im Verdacht hat, und er eine Reise unternehmen muß, so bindet er die Zweige eines Baumes, Al Ratam mit Namen, zusammen; findet er bei der Rückkehr die Zweige unversehrt, so schließt er, daß seine Ehegenossin ihm treu geblieben ist. Moses erfand das „Eifersuchts-Wasser;" unter großen Ceremonien gab man davon der im Verdacht der Untreue stehenden Frau zu trinken; war sie schuldig, so schwoll ihr Magen bis zum

„Bersten" auf. Daß gewisse Tränkchen im Stande sind, eine Anschwellung des Magens hervorzubringen, ist leicht zu begreifen, gewiß aber auch ist, daß dies eine Wirkung des Temperaments ist, und nicht die der Unschuld, oder des Verbrechens.

Bei den Congo-Negern der südafrikanischen Völkerfamilie bedient man sich in Loango eines vergifteten Tranks, Namens Boeda, wodurch, weil die Prüfungen jede Woche statt finden, eine Menge unschuldiger Menschen hinweggerafft werden. Die Siamesen wenden purgirende Pillen an; wer sie am längsten bei sich behält, gewinnt seinen Prozeß. Daß ungebildete Völker die Rohheit ihrer Prüfungsmittel zu verfeinern suchen, ist leicht erklärlich. Ehedem war es in Rußland üblich, daß derjenige, welcher einen Entlastungseid geleistet hatte, einem Hunde unter dem linken Dickbein eine Ader öffnen und dem Thiere das Blut aussaugen mußte, bis er vor Erschöpfung starb; brach er das Blut wieder aus oder empfand er Uebelkeiten, so wurde er für meineidig erklärt.

Wunderbare Dinge erzählt man von der Sargprobe, die lange Zeit bei uns in Deutschland im Gebrauche war. War eine Ermordung vorgekommen und der Mörder nicht bekannt, so legte man auf einen Sarg den Leichnam, den alle die, welche man im Verdacht hatte, berühren mußten. Bemerkte man nun irgend eine Bewegung an der Leiche, so galt derjenige für schuldig, welcher sie in dem nämlichen Augenblicke berührte.

Unter den Eboes in Benin sind die Gottesurtheile bei allen Prozessen und selbst bei den geringsten Kleinigkeiten im Gebrauch. Es gibt dieser Proben mehrere. Bei der ersten nimmt der Priester eine Hahnenfeder und durchsticht damit dem Angeklagten die Zunge; geht die Feder leicht durch, so ist das ein Beweis der Unschuld, im entgegengesetzten Fall der Schuld. Bei der zweiten Probe steckt der Priester in ein Stück Erde sieben oder acht Hahnenfedern, die der Angeklagte nach und

nach ausziehen muß; gehen sie leicht heraus, so ist das abermals ein Zeichen der Unschuld, bemerkt man aber einige Schwierigkeit, so ist das Verbrechen erwiesen. Eine dritte Art von Prüfung besteht darin, daß man dem Angeschuldigten den Saft gewisser Pflanzen in die Augen wischt. Empfindet er keinen Schmerz, so wird er als unschuldig entlassen; entzünden sich aber die Augen, so ist er schuldig und wird zu einer Geldstrafe verurtheilt. Bei der vierten Probe schlägt der Priester den Angeschuldigten drei Mal mit einem glühenden Ring von Kupfer auf die Zunge, und es muß sich kein Brandmal zeigen, wenn er für unschuldig erklärt werden soll. Nyendal, von dem diese Stelle entlehnt ist, bemerkt, daß er Augenzeuge dieser vier Proben gewesen sey, und „alle Angeklagte für schuldig erkannt worden wären.“ Das ist ganz natürlich, und dennoch verharren die Neger in ihrer Verblendung, obwol die Erfahrung sie aufklären sollte. Die erste Probe und die zweite hangen durchaus von der Laune der Priester ab, in deren Händen die Belastung oder Entlastung liegt; allein die Leute erkennen nicht die Ursache jener Erscheinungen und der Begriff, den sie sich von der Gerechtigkeit Gottes machen, entrückt ihrem Geiste die einfachsten Reflectionen.

Sei es, daß man mit natürlichen Mitteln anfängt, oder sofort Gott um ein Wunder angeht, so gehören doch der zuletzt genannten Klasse die meisten Proben an, die eine große Menge unschuldiger Menschen des Lebens berauben, oder eine eben so große Anzahl von Schuldigen entschlüpfen lassen.

Ein erster Irrthum reicht oft hin, den Menschen zu allerlei Abgeschmacktheiten zu verleiten, an die sich zu gewöhnen rein unmöglich ist. Was soll man dazu sagen, wenn die Congo-Neger in Angola einem Angeschuldigten Gift zu käuen geben, wodurch Zunge und Schlund sogleich anschwellen und das auf der Stelle den Tod herbeiführt, wenn der Priester, der die Probe leitet, ihm nicht sogleich ein Gegengift giebt; aber auch

diejenigen, welche dieser Operation entschlüpfen, behalten mehrere Tage lang heftige Schmerzen. Bei den Telengu muß der Schwörende die Hand in einen Topf stecken, in dem sich eine Schlange befindet; wird er von ihr gestochen, so betrachtet man ihn für einen Falschschwörenden. Unter den verschiedenen Proben, welche bei den Thai im Gebrauch sind, giebt es eine, bei der man zwei Angeschuldigte oder zwei Streitende den Tigern vorwirft; derjenige, welcher von diesen Bestien verschont wird, gilt für unschuldig, werden sie aber beide zerrissen, so gelten sie beide für schuldig.

Weil die Wirkungen des Feuers und Wassers bekannt sind, so war es ganz naturgemäß, daß die Völker bei Gottesurtheilen bald auf die Wasser- und Feuerprobe verfallen mußten. Die Art und Weise aber, wie man dabei verfahren und noch verfährt, ist sehr verschieden.

Die Gangas, oder Priester in Congo, nähern dem Angeschuldigten eine glühende Axt. Trifft die Anklage zwei Personen, so setzen sie die Axt zwischen die Beine der einen und der andern. Läßt die Gluth keine Spur zurück, so ist das ein Beweis von Unschuld. Bei den Joloffern muß ein glühendes Eisen drei Mal, und bei den Madegassen sogar sieben Mal geleckt werden. In Siam füllt man einen dreißig Fuß langen und sechs Fuß breiten Graben mit glühenden Kohlen, auf denen die Angeklagten nackten Fußes hin- und hergehen müssen; auch wendet man siedendes Oel an, in welches die Hände gesteckt werden müssen. Bei den Malayalam gebraucht man ein glühendes Beil, das dem Angeklagten so lange auf die Hand gelegt wird, bis das Eisen seine Röthe verloren hat, was ungefähr drei Minuten dauert. Dann wirft sich der Verklagte auf die Erde und reicht seine Hand zum Einwickeln und Versiegeln hin. Acht Tage nachher wird sie in öffentlicher Sitzung losgemacht; zeigt sich alsdann kein Brandmal, so entläßt man den Gefangenen, ist aber nur eine Spur

des Feuers zurückgeblieben, so wird er auf der Stelle zum Richtplatz geführt.

Die Probe mit siedendem Wasser gleicht der eigentlichen Feuerprobe und ist noch viel gefährlicher, weil es nicht so leicht ist, die Wirkung des Feuers auf den ganzen Leib, als auf einen einzelnen Körpertheil zu verhindern. Man ersann sie vielleicht, um jedem Betruge zu begegnen, den man bei der Feuerprobe entdeckt haben mochte.

Bei der Probe mit kaltem Wasser giebt es unzählige Widersprüche. In Siam und Pegu verordnet der Richter, daß die Parteien sich zu gleicher Zeit ins Wasser stürzen und unter dem Wasserspiegel an einen Pfahl lehnen müssen. Wer am längsten aushält, hat den Prozeß gewonnen. Bei den Foyern wird der Angeschuldigte an einen Fluß geführt, von dem man glaubt, daß er alle, die ein böses Gewissen haben, verschlingen werde; allein da diese Neger sehr geschickt im Schwimmen sind, so kommt es nicht selten vor, daß mancher wirklicher Verbrecher seine vorgebliche Unschuld nachweist. Auch die Eboes glauben, daß einer ihrer Flüsse den Unschuldigen, den man hineinstürzt, nicht sinken lasse, selbst dann, wenn er nicht schwimmen kann, daß er aber im Gegentheil den besten Schwimmer verschlingen werde, wenn derselbe ein Verbrechen begangen hat.

Bei den gewöhnlichen Proben fällt der Schuldige der Wirkung der Elemente zum Opfer, und die Unschuld erwartet von Gott ein Wunder zu ihrer Rechtfertigung; darum erscheint die Wasserprobe, wie sie bei den genannten Negervölkern geübt wird, als ziemlich natürlich. Indessen wurde diese Probe auch in Europa eingeführt, erhielt hier aber eine ganz andere Bedeutung. Man warf den Angeschuldigten in ein großes Gefäß mit geweihtem Wasser und band die rechte Hand an den linken Fuß und die linke Hand an den rechten Fuß; sank er in dieser Lage unter, so hielt man ihn für unschuldig; blieb

er aber oben schwimmen, so schloß man, daß das Wasser ihn aus seinem Schooße zurückstoße und einen Schuldigen nicht in sich aufnehmen wolle. Die Neger, welche diese Probe in einem Flusse machen, verlangen also als Beweis der Unschuld ein Zeichen, welches dem unserer Vorfahren, die sie in einem Gefässe machten, gerade entgegengesetzt ist.

Der Zweikampf ist das schrecklichste aller Gottesurtheile. Völker, welche glauben können, daß das höchste Wesen die Wahrheit durch Mord an den Tag bringen, und der Unschuldige stets ein glücklicher Kämpfer seyn werde, müssen durch ein kriegerisches Leben an Metzeleien gewöhnt und im hohen Grade entartet sein. Die Menschen rufen überall den Gott des Krieges an: in dem Augenblick, wo zwei Heere die Erde mit Blut zu tränken im Begriff stehen, fleht ein jedes den Herrn der Welt um Hülfe an, und sogar die aufgeklärten Völker scheinen zu glauben, daß der Besiegte Unrecht, der Sieger Recht habe. In den Zeiten roher Barbarei waren die Gerichtshöfe Europa's ein gewöhnlicher Schauplatz von Kämpfern und Todtschlägern, von dem sich die lebhafteste Einbildungskraft kaum einen Begriff machen kann. Das Verbrechen triumphirte kühn und frech, der Unschuldige verlor sein Leben auf ehrlose Weise, und man schändete ihn noch nach seinem Tode. Von Jahrhundert zu Jahrhundert pflanzen sich von diesem Gottesurtheil die Spuren fort; unterlassen wir es, die Erinnerung an die Gräuel jener wilden Zeiten zu wecken!

§ 30.

Mord, Selbstmord; Menschenopfer; Hinrichtungen.

Der Mensch sucht all' Das zu zerstören, was seine Leidenschaften verletzt, daher bei den Wilden nichts gewöhnlicher ist, als der Mord; sobald sich aber die Gesellschaften bilden, fängt man an, Abscheu für den Mord zu empfinden, und man tödtet einander nicht mehr so leicht, wenn die Gesellschaft nicht im

Kriegszustande ist. Dennoch machen sich die Völker mit diesem Verbrechen aufs Neue vertraut, und die ganze Welt ist zu einer Höhle von Mördern und Todtschlägern geworden. Mitleid und Erbarmen erwürgen Greise, Kranke und Krüppel, und das Kriegsrecht gestattet die schreiendsten Mordthaten auf eine Weise, daß die Spanier, zur Zeit der Eroberung Amerika's, es sich zur Ehre rechneten, wenn sie täglich ein Dutzend Indianer erschlagen hatten.

Man glaubt, ein Mörder müßte Muth haben, weil er das Gefühl erstickt und der Rache einer ganzen Familie Trotz bietet, ein vorgeblicher Grundsatz, auf den man sich zu stützen vermeint, wenn der Mord einer großen That gleich gerechnet wird. Auf Mindanao sammelt der, welcher eine Ermordung im Sinne hat, eine Summe Geldes, um der Verfolgung zu entgehen; nach vollbrachter That erhebt man ihn zum Range der Tapfern mit dem Rechte, einen rothen Turban tragen zu dürfen; und bei den Caraguos muß einer sieben Menschen erschlagen haben, wenn er dieser Ehre theilhaftig werden will. Ein junger Doyal darf erst dann freien, wenn er seiner Geliebten eine Anzahl Schädel der von ihm Ermordeten überreichen kann; ja es kommt vor, daß der Mord von der Religion geheiligt, und es zum Glaubensartikel geworden ist, daß alle die, welche ums Leben gebracht, ihren Mördern als Sklaven dienen werden! Ein Neger hatte sein schwangeres Weib im Verdacht der Untreue; gleich nach der Entbindung nahm er das Kind, stampfte es in einem Mörser und warf es den Hunden vor. Muley Ismael hatte zweihundert Kinder: eine Amme brachte ihm eins, welches, indem es seine Händchen gegen den Vater liebkosend ausstreckte, unglücklicherweise dessen Bart berührte: Muley faßte es bei den Beinen, und zerschlug ihm den Schädel an der Marmorplatte eines Kamins! Doch hören wir auf mit Aufzählung von Greueln, zu denen das verwilderte Gemüth des Menschen sich hinreißen läßt!

Der Mensch, mit Gram und Kummer aller Art, mit Schmerz und auch mit langer Weile überhäuft, findet bald, daß das Leben eine Pein ist; und der Eckel nimmt in einem Maaße zu, daß er trachtet, sich davon zu befreien. Die erkünstelten Leidenschaften der großen Gesellschaften sind es ganz besonders, welche ihn sehr unglücklich machen, daher denn auch bei Völkern, die dem Naturzustande noch näher stehen, der Selbstmord zu den Seltenheiten gehört, wiewol er nicht ohne Beispiel ist.

Die Völker des Alterthums hatten über diesen Gegenstand andere Ansichten und andere Gesetze, als die neuen Völker, denn Politik und Religion billigten den Selbstmord. Sesostris, der ruhmgekrönte Eroberer, gab sich den Tod, nachdem er dreiunddreißig Jahre regiert hatte. Priesterschaft und das gesammte ägyptische Volk lobten eine so schöne Handlung und Jedermann betheuerte, daß dieser Tod des Monarchen der Größe seiner Seele würdig sey. Die Athenienser verkündeten im Areopag die Ursachen, welche sie hatten, um sich das Leben zu nehmen, eine überflüssige Förmlichkeit, da der Mensch seinen Gram immer erschweren kann. Die andern Völker Griechenlands duldeten den Selbstmord. In Rom wurde, zur Zeit der Republik, der Muth der Selbstmörder proklamirt, und unter dem Kaiserreiche tödtete man sich aus Verzweiflung, denn die Tyrannei empörte diese republikanischen Seelen, die sich noch der Freiheit erinnerten. Die Hingebung fürs Vaterland, die bei den Alten so allgemein war, erscheint als wirklicher Selbstmord. Dieser heilige Gebrauch vervollkommnete sich, denn die, durch ihr Alter, ihre Würde und ihre Dienstleistungen berühmtesten römischen Senatoren weiheten sich, nach der Niederlage von Allia und der Einnahme Rom's durch die Gallier, feierlich der Republik.

Garcillasso und die übrigen Geschichtsschreiber Peru's stritten sich im sechszehnten Jahrhundert, ob die Bedienten und

Concubinen, welche man beim Tode eines Inca ums Leben brachte, sich freiwillig geopfert hätten, oder ob sie dazu gezwungen worden wären. Garcillasso entscheidet sich für die Freiwilligkeit des Opfers und bemerkt, es seien so viele dazu bereit gewesen, daß man, zufolge der Hofgesetze, oft in der Lage gewesen wäre, mehrere zurückzuweisen.

Die hohen Hofchargen des Kaisers von Japan legen zuweilen das feierliche Gelübde ab, ihren Herrn nicht überleben zu wollen. Sie legen in ihre Entleibung eine eigenthümliche Wildheit, indem sie auf der Treppe des kaiserlichen Palastes sich den Bauch aufschlitzen. Bei den Malayalam verurtheilt man Unglückliche, sich den Göttern zu opfern; dieses Opfer wird von ihnen selbst verrichtet, indem sie sich mit zwölf verschiedenen Messern zwölf Stiche an zwölf verschiedenen Stellen des Körpers beibringen, wobei sie zwölf Mal ausrufen: „Ich tödte mich selbst zu Ehren dieses Gottes!"

Neben dem Dogma von der Auferstehung des Leibes sind Vorurtheile über die Pflichten der Eheweiber entstanden, denen zufolge sich die Frau im Grabe ihres Mannes tödten, oder auf einem, über dem Grabe errichteten Scheiterhaufen verbrennen läßt. Dieser Brauch besteht bei den Hindus seit Tausenden von Jahren und kann, trotz aufrichtig gemeinter Verbote Seitens der englischen Regierung, nicht ausgerottet werden.

Von einem Ende der Erde bis zum andern hat man dem religiösen Vorurtheil Menschen geopfert, und opfert sie noch. Sollen wir all' die Völker des Alterthums, von den Aegyptern an bis zu den Kelten ꝛc., aufzählen, und die halbcivilisirten Nationen Amerika's nennen, bei denen der menschliche Verstand in diese Irrgänge eines unbegreiflichen Labyrinths gerathen? Der Leser wird gern mit uns Halt machen und die Völker innig beklagen, die auch heute noch in einer unseligen Finsterniß verharren, welche vor den milden Lichtstrahlen der Aufklärung noch lange nicht zu weichen das Ansehen hat. Ihr ist in dieser

Beziehung ein großer Theil der schwarzen Völker verfallen.

Der Frevel an der Natur ist leider von der Art, daß die Menschen nicht in Ruh' und Frieden leben können: bald treten Schuldige und Bösewichter auf, und das Gesetz sieht sich genöthigt, die Gewalt über Leben und Tod zu ergreifen, um sie von der Erde zu vertilgen. Als man die Nothwendigkeit einsah, die Gesellschaft von den Gefährlichen ihrer Genossen zu reinigen, welche ihren Einklang störten, ersann man eigenthümliche Mittel, sie um's Leben zu bringen; zuweilen waren sie mild, gewöhnlich aber grausam über die Maßen, so daß die lebhafteste Einbildungskraft es nicht zu begreifen vermag, wie der Mensch so entsetzliche Schmerzen auszuhalten im Stande ist. Man möchte fast glauben, daß in der Natur ein Instinkt ist, der zur Grausamkeit verleitet!

Unter der großen Masse von Völkern, die uns die Geschichte kennen lehrt, findet man kaum einige, welche dem Leben eines Menschen Wichtigkeit beilegen. Die Ausnahmen aber beruhten meistens auf Vorurtheilen, die eher exaltirten Köpfen, als urtheilsfähigen Geistern angehörten, daher sie denn auch große Unbequemlichkeiten im Gefolge hatten. Ueberdem ist es erforderlich, daß die Begriffe von Stolz und Hoheit in großen Gesellschaften ermäßigt und beruhigt werden, denn in diesem Zustande kann der Einzelne nicht mehr für Nichts gerechnet werden und der Unschuldige erliegt oft der Last von Verhältnissen, die ihn nicht selten dem Tode weihen. Könnte man die unzählige Menge von Menschen zusammenrechnen, die durch Hinrichtung um's Leben gekommen sind, seitdem sich die Völker zum gesellschaftlichen Verbande geeinigt haben, wie viele würden sich da herausfinden lassen, die wegen ganz gleichgültiger Dinge verurtheilt wurden?

Sodann flößen die Lebensstrafen fast gar keine Furcht mehr ein, weil man sie zu oft in Anwendnng gebracht hat und nur

dann würde die Todesstrafe schrecken, wenn man sie immer für außerordentliche Fälle verspарte. Mehrere dieser Mißbräuche muß man aber, um gerecht zu sein, eher der menschlichen Natur überhaupt, als den Staatslenkern zuschreiben, die allerdings mehr als ein Mal den Versuch gemacht haben, dieses äußerste Mittel, was das allerletzte ist, durch andere Mittel zu ersetzen. Sind diese alle erschöpft, so greift man zu jenem, welches nicht wirksamer, aber imposanter ist; es läßt sich leichter halten und erfordert Seitens der Gesetzgebung eine mindere Aufmerksamkeit. Was hier von der Todesstrafe an sich gesagt worden ist, läßt sich auch auf die Hinrichtungen im Besondern anwenden; eine milde Art derselben kommt dem Schuldigen zu Gute, weshalb man es für nothwendig erachtet hat, Martern und Qualen der scheußlichsten Art zu ersinnen.

Man muß die vom Gesetzgeber vorgeschriebenen Hinrichtungen von denen unterscheiden, welche der Despot in einem Anfall von Laune und Wuth befiehlt; sehr richtig aber ist es, zu bemerken, daß der Mensch ein Wohlgefallen an diesen Schauspielen findet und es lieber sieht, wenn der Verbrecher geviertheilt, als gehängt wird. Noch Vieles ließe sich hier von den verschiedenen Arten der Hinrichtungen, von den Henkern und ihren Zurichtungen sagen, sowie von den Vorurtheilen, die sich daran zu knüpfen pflegen, allein wir brechen ab, um den uns zugemessenen Raum noch zu einigen Betrachtungen über andere Gebräuche zu benutzen.

Fünftes Hauptstück.

Gebräuche bei Krankheiten, Leichenbegängnissen und Beerdigungen.

---

§ 31.

Aerzte und Arzneikunst; Heilarten und Heilmittel.

Obwol der Mensch im Naturzustande nur wenigen Krankheiten ausgesetzt ist, so erfindet er doch bald Arzneimittel, so daß derjenige, welcher sich mit Untersuchungen dieser Art beschäftigt, unmerklich zum Arzte wird. Seine Hülfe, die dem Kranken oft schädlich ist, hat auf dessen Gesundheit keinen Einfluß; Ruhe und Diät sind es, welche die Heilung bewirken, und dennoch glaubt man steif und fest, daß der Arzt die Macht zu heilen besitze, weshalb ihm denn auch große Ehrfurcht gezollt wird.

Diesen Aerzten bei den wilden Völkerschaften gelingt es leicht, den Haufen zu täuschen. Indem sie sich den Ruhm einer Heilung anmaßen, welche die Natur bewirkt hat, stellt man sich vor, daß ihnen übernatürliche Erleuchtung beiwohne, auch sie mit unsichtbaren Wesen in Verkehr stehen, was zur Folge hat, daß sie Quacksalber und Marktschreier werden. Man hält sie für Gaukler und Zauberer, die es nicht daran

fehlen lassen, geheimnißvolle Possen in ihr Treiben zu mengen. Trotz der Ehrfurcht, mit der man ihnen begegnet, erfahren sie doch, wenn der Kranke stirbt, Vorwürfe, die sie aber durch Aberglauben zu entkräften wissen. Von da an ist ihr Beruf geheiligt. Um schwache Menschen davon abzuhalten, unterwerfen sie dieselben den härtesten und schwersten Prüfungen, und zuweilen ist es das Volk selbst, welches den Einzuweihenden einer peinlichen Lehrzeit unterwirft.

Die Unmäßigkeit und die Ausschweifung, der Gebrauch schädlicher Nahrungsmittel und der Luxus entnervten nach und nach die Nationen. Der ärztliche Beruf erweiterte sich und wurde noch wichtiger; und es hat Länder gegeben, wo die Natur viele Krankheiten zu Wege gebracht hat und demgemäß ein so genaues diätetisches Regiment eingeführt worden ist, daß man Aerzte auf Kosten des Staats, wie z. B. in Alt-Aegypten, angestellt hat. Allein Unwissenheit und Aberglauben gaben der Kunst einen Charakter von Barbarei, der sich von der Arzneikunst der Wilden nicht viel unterscheidet. Statt sich auf Erfahrung zu stützen, folgte man einem alten Schlendrian und ohne das Alter und das Temperament der Kranken zu prüfen, verschrieb man dieselben Heilmittel für Jedermann. Genas der Kranke nicht, wenn er auch die in den heiligen Büchern vorgeschriebene Behandlung beachtete, so verfolgte man nicht den Arzt, wohl aber verurtheilte man den Kranken zum Tode, wenn er von jenen Vorschriften abgewichen war. Jeder Arzt heilte überdem nur Eine Krankheit; es gab Aerzte für Augen-, Kopf- und Zahnkrankheiten, dieser Arzt beschäftigte sich mit chirurgischen Operationen, jener heilte innere Krankheiten.

Die Medizin hat zu allen Zeiten, besonders aber in den Jahrhunderten der Finsterniß, eine Menge Mißbräuche in ihrem Gefolge gehabt, daher es denn auch nicht an Völkern gefehlt hat, denen sie zuwider geworden ist und die eine Art von Verachtung für sie empfunden haben. Die Babylonier wollten

gar keine Aerzte haben; sie zogen es vor, ihre Kranken auf den öffentlichen Plätzen auszustellen, damit die Vorübergehenden sie sehen und ihnen Heilmittel angeben könnten, wenn sie dazu im Stande waren. Ein Staatsgesetz zwang das Publikum, diese Hülfe nicht zurückzuweisen. Und bei den Römern gab es eine Zeit, in der man die Arzneikunst eines freien Mannes für unwürdig erachtete und ihre Ausübung den Sklaven überließ.

Was können beim Anblick eines Kranken Wilde machen, die weder von der Organisation des menschlichen Körpers noch von den Eigenschaften der Pflanzen und übrigen Naturkörper etwas wissen? Was anders, als ihn mit groben und rohen Mitteln quälen, und zur Gaukelei und zum Aberglauben ihre Zuflucht nehmen! Wir verzichten darauf, die Einzelheiten in Erwägung zu ziehen.

Barbarische Völker halten die Heilmittel des Naturstandes bald längere, bald kürzere Zeit bei. In Buchara glauben Tadschiks und Türken, daß in den schmerzenden Körpertheil ein böser Geist gefahren und dieser nicht anders als durch Abschneiden des leidenden Gliedes zu entfernen sei; allein da der Schnitt gefährlich werden kann, so hat man ein Verfahren ersonnen, welches nicht verwundet. Der Mollah murmelt eine Stelle aus seinem Zauberbuch, pustet über den Kranken hinweg und fährt zu wiederholten Malen mit einem Messer über die Backen desselben. Bei den Cochinchinesen läßt man vorzüglich an der Stirn zur Ader. Sie wenden auch Brennmittel an, indem sie trockene Baumblätter in chinesische Tinte tränken und dann anzünden, was einen außerordentlichen Schmerz verursacht. Glaubt man den Thaï, so gelingt es, die Krankheit zu entfernen, wenn der Leib zusammengedrückt wird, wie man aus einer zusammengepreßten Blase die darin befindliche Luft verjagt. Der Kranke legt sich an die Erde, man erweicht seinen Leib und tritt ihn mit Füßen; ja selbst schwangere

Frauen sollen zu diesem Mittel greifen, um leichter gebären zu können.

Der Aberglaube oder albernes Geschwätz tragen sehr häufig dazu bei, die Heilmittel in ihren Wirkungen zu zerstören und es entspringen daraus jene Massen von Seltsamkeit und Wunderlichkeit, die man bei der Behandlung der Kranken leider zu oft wahrnehmen muß. Die Koreaner verlassen als Verpestete alle die, welche eine ansteckende Krankheit haben; man verbannt sie in kleine Strohhütten, die auf freiem Felde aufgeschlagen werden, und überläßt ihre Pflege Verwandten und Freunden. Der Unglückliche, den Niemand kennt, stirbt, ohne daß man sich um ihn bekümmert. Bei den Turkvölkern Inner-Asiens und bei den Mongolen dürfen nur die Wächter eines Kranken mit diesem verkehren.

Bei den policirten Nationen ist die Medicin nicht mehr eine Kunst, sondern wird, wie die anderen Wissenschaften, auf Grundsätze gestützt. Man kann die Weisheit und Mäßigung nicht genug bewundern, mit der die Alten ihr ihre Gränzen zogen. Da sie an sich unsicher ist, so artete sie in Wortkram aus, seitdem der menschliche Geist die alten Lehrsprüche zu viel zu bekritteln angefangen hat, und man ist entrüstet, sehen zu müssen, welch' ein Apparat von Droguen und Präparaten in den Apotheken erforderlich ist, um einen Kranken wiederherzustellen. Freilich war es natürlich, komplizirte Heilmittel gegen Krankheiten zu suchen, auf deren Verwicklung die Menschen selbst wie versessen waren; allein worin lag es, daß man den Punkt nicht fühlte, wo Halt gemacht werden muß? Die Metaphysik war es, die sich aller Wissenschaften bemächtigte, und die Medizin, die nur eine Sammlung von Erfahrungen und Thatsachen sein sollte, wurde von da an nur eine Anhäufung von Sophismen und Schlüssen geschwatziger Unvernunft.

Zu verschiedenen Zeiten haben sich Gebräuche eingeschlichen, welche den Fortschritt der Kunst Jahrhunderte lang aufgehalten

haben: im Zeitalter Ludwig's XI. von Frankreich tranken Greise, die mit der Fallsucht behaftet waren, das Blut von Kindern, um sich zu verjüngen, und der König selbst bediente sich dieses Mittels. Auch der Aberglaube hat jenen Fortschritt verzögert. Die Zergliederung des menschlichen Körpers galt noch im Zeitalter Franz I. für ein Sacrilegium, und Karl V. befragte die theologische Fakultät zu Salamanca, ob man mit gutem Gewissen einen Cadaver zerschneiden könne, um seinen Bau kennen zu lernen.

Die Marktschreierei fängt an, ihren Credit zu verlieren, und wenn Poeten und Philosophen in ihren Declamationen und Scherzen zu weit gehen, so gewinnt dennoch die Vernunft ihre Herrschaft wieder, und Aechtung trifft die Vorschriften und die Heilmittel, mit denen man die ehrenhafteste der Künste entstellt hat.

§ 32.

Unheilbare Krankheiten; hohes Alter; Tod.

Der Mensch geht dem Ziel seiner Laufbahn entgegen und dennoch erblickt man, selbst bei dieser traurigen Epoche, neue Ausschweifungen.

Liegt ein Wilder im Todeskampfe, ohne Hoffnung auf Genesung, so wissen Verwandte und Freunde nicht, was sie anfangen sollen; zuweilen überlassen sie ihn seinem Schicksal und entfernen aus ihren Augen einen Unglücklichen, den sie zwar beklagen, für den sie aber nichts mehr thun können. Unter den Indianern Amerika's ist es Sitte, einen Sterbenden in den Wald zu tragen; nachdem er an zwei Bäume befestigt worden, tanzt man den ganzen Tag um ihn herum, Abends aber setzt man Lebensmittel für vier Tage vor ihn hin und geht davon. Geneset der Kranke zufällig und kehrt zu seinen Gefährten zurück, so wird er unter Jubelgeschrei empfangen; stirbt er aber, so kümmert sich Niemand weiter darum.

Bald gewinnt man die Ueberzeugung, eine gute Handlung zu begehen, wenn man den unheilbaren Schmerzen eines Kranken ein Ende mache. Dies ist bei den Völkern der schwarzen Menschenart vielfach in Gebrauch, auch bei den Eskimos.

Von großer Verbreitung ist die Sitte, die Greise zu tödten oder zu verlassen, eine Sitte, die zuweilen aus der Nothwendigkeit oder dem Mitleiden entspringt. Bei den Wilden können Greise nicht gepflegt, noch kann ihnen die Subsistenz gewährt werden, weil die jungen Leute, die kräftigen, kaum ihre eigene Erhaltung befriedigen können. Sollen sie dieses traurige Schauspiel beständig mit ansehen? Sie ergreifen die Partei, sich ihrer zu entledigen. Völker an den entgegengesetzten Enden der Erde, die Eskimos und Hottentotten, bringen die alten Leute ihres Stammes in die Wüste oder auf ein wüstes Eiland. Bei den Eskimos an der Hudsons-Bai befehlen die Greise selbst ihren Kindern und Freunden, sie zu erwürgen, was alsdann an einem bestimmten Tage unter gewissen Feierlichkeiten vor sich geht. Auch auf Java findet der Gebrauch des Tödtens der Greise und kränklichen Leute Statt, und sogar mitten in Deutschland sollen bis zum vierzehnten Jahrhundert die Wenden in der Lausitz ihre alten Leute ums Leben gebracht haben.

In den Ländern, wo der Kranke friedlich stirbt, ist es interessant, den wilden oder barbarischen Menschen im Kampfe mit dem Tode zu sehen: er ist ruhig und fest und sein Muth streift an Fühllosigkeit. Die Ostiaken zeigen eine Gelassenheit sonder Gleichen: bekommen sie eine Geschwulst am Beine, im Gesicht oder am Leibe, so beobachten sie ohne Gemüthsbewegung das allmälige Fortschreiten der Geschwulst über den ganzen Körper.

Unzählig sind die verschiedenen Gebräuche, welche bei der Annäherung des Todes befolgt werden. Mehrere Völker Nordamerika's tödten alsdann so viele Hunde, als sie auftreiben

können, und glauben, daß die Seelen dieser Thiere als Vorboten der bevorstehenden Ankunft des Sterbenden in der andern Welt dienen. Liegt ein Eskimo im Todeskampf, so kleidet man ihn in seine besten Kleider; die Lappen reichen einem Sterbenden ein Glas Branntwein und zerstören, sobald er gestorben ist, auf der Stelle seine Hütte, aus Furcht, daß die Seele des Abgeschiedenen denen nicht schade, die sie etwa beziehen möchten. Die Tamil tragen ihre Todten hinter einer Kuh her, die zum Uriniren angereizt wird; wird das Gesicht der Leichen getroffen, so springt die Gesellschaft vor Freude, denn es ist ein Beweis, daß die Verstorbenen unter die Seligen versetzt werden.

Die Chinesen legen einen Sterbenden auf die Erde, damit sein Leben da ende, wo es angefangen hat. Dann kommen die Bonzen oder Priester herbei, mit kleinen Becken, Klingeln und anderen Instrumenten, um einen heillosen Lärm zu machen. So wie der Tod eingetreten ist, steckt man der Leiche einen Stab in den Mund, damit er sich nicht schließe. Die Priester versichern nun, daß die Seele entflohen sei, und drei oder vier von ihnen gehen Abends, auf Trompeten blasend, durch die Straßen der Stadt und singend auf die Felder, um eine große Fliege zu fangen, die dem Todten in den Mund gesteckt wird, indem sie sagen, sie brächten seine Seele zurück.

Nach den Begriffen der Congo-Neger stirbt der Mensch niemals eines natürlichen Todes und man stellt demgemäß weitläufige Untersuchungen beim Ableben an, um die Ursache desselben zu ermitteln. Diejenigen, welche man in Verdacht hat, werden verfolgt und gezwungen, sich durch die gewöhnlichen Proben oder Gottesurtheile zu reinigen. Sagt man ihnen, der Mensch müsse früher oder später enden, so erwidern sie, „das sei allerdings wahr, allein die Freunde in der andern Welt beeilen sich nicht, die Lebenden zu sich zu rufen.“ Um in ihrem Prinzip consequenter zu sein, haben sie eine andere

Ausflucht ersonnen: man beschwört den 'Nganga zu offenbaren, ob der Verstorbene von seinem Mokisso getödtet worden sei, ob sein Feind ihn durch Hexerei ums Leben gebracht habe. Der Priester reibt sich die Hände und wenn er, unmittelbar darauf, sie zusammenschlägt, so glaubt man, daß die in Rede seiende Person durch den Willen des Mokisso gestorben sei; läßt er aber einige Minuten mit dem Klatschen warten, so ist eine Zauberei im Spiel gewesen. Dann fragt man ihn: „Wer ist der Mörder? Gehört er zu den Freunden oder Feinden des Todten? Ist es ein Mann, oder eine Frau? Wo wohnt er? Von welchem Mokisso wird er bedient?" Antwortet der 'Nganga nicht auf genügende Weise, so läuft man wol drei Monate lang durchs ganze Land, um alle Priester und Mokissos zu befragen, bis endlich der Verdacht auf eine Person oder auf ein bestimmtes Dorf fällt. Im letztern Fall wendet man sich an den König, der alle Einwohner der Bonda-Probe unterwirft. Wer bei dieser Probe das Unglück hat, zuerst zu fallen, wird verurtheilt.

Wilde und kriegerische Nationen ersinnen noch andere Ausschweifungen. Die Gallier glaubten, daß man den Zorn der Götter stillen und sein Leben durch das Leben eines Andern erkaufen könne; waren sie in Lebensgefahr, so bezahlten sie irgend Einen, der sich für sie dem Tode opferte. Es gab Wahnsinnige genug, die ihr Leben auf diese Weise verkauften, nicht allein um ihrer Familie eine Summe Geldes zu hinterlassen, sondern auch, weil sie hofften, in der andern Welt ein glücklicheres Leben zu führen.

Endlich ist noch des wahnwitzigen Glaubens zu gedenken, demzufolge die Unsterblichkeit vermittelst eines gewissen Tranks zu erlangen sein soll. Zur Zeit der Entdeckung Amerika's glaubten alle Indianer der Antillen, daß die Natur auf dem Festlande gewisse Wasser verberge, welche Greise zu verjüngen im Stande seien. Viele Spanier zogen hinaus in jene Länder,

das köstliche Wasser zu suchen; allein sie kehrten nicht zurück. Statt nun zu sagen, daß sie umgekommen seien, behauptete man steif und fest, sie hätten das Geheimniß der ewigen Jugend gefunden, wollten aber diesen köstlichen Aufenthalt nicht wieder verlassen.

Vielfach hat man die Fabeln der Poeten über die Quelle der Jugend verwirklichen wollen, und tausend Narren sind ein Opfer dieser Systeme geworden. Die Chinesen haben die Perser mit diesem Irrthum angesteckt, der sich in Asien fortgepflanzt und bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Er erzeugte zur Zeit des Mongolischen Einfalls in China so viel Uebel, daß alle Bücher, die von diesen Unsterblichkeits-Tränken handelten, auf Befehl der Eroberer verbrannt wurden; und Pater Trigaut, der vor dem Einfall der Mandschus in Peking war, versichert, daß fast alle Beamten der Stadt von diesem Vorurtheil befangen gewesen seien. Ja gegenwärtig noch beschäftigen sich die Priester von der Secte Laokium mit Untersuchungen über das Universalmittel des Lebens, indem sie behaupten, ihr Stifter habe es gekannt, es sei aber verloren gegangen. Die Secte nennt sich die Secte der Unsterblichen.

§ 33.

Leichen-Feierlichkeiten.

Die feierlichen Gebräuche der Völker bei Leichenbegängnissen und Beerdigungen in den ersten Zeiten der Gesellschaft bilden ein interessantes Schauspiel. Bald aber gesellen sich Künstelei und Ziererei hinzu, und damit verschwindet das Einfach-Feierliche, obwol ein Leichenbegängniß stets Rührung einflößt.

Es giebt, wie wir weiter oben gesehen haben, Völker, die ihre Kranken quälen, am Krankenlager große Freude bezeigen und Tänze aufführen; im Augenblick des Todes verschwindet aber ihre Heiterkeit und man sieht nicht Einen, der nicht wahrhaft betrübt sein sollte. Freilich mangelt es ihrem Schmerze

an Zartheit; denn bei heftigen Bewegungen wird man fühllos oder lächerlich; dennoch findet man in Mitten so vieler Ungereimtheiten ein gewisses Interesse.

Seufzer und Thränen werden mit gewissen Ceremonien begleitet, um sie erhabener zu machen, und selbst diejenigen, welche die Leichen in ihren Hütten behalten, bringen sie unter einem gewissen religiösen Pomp an den für sie bestimmten Ort. Jammer und Wehklage tragen den Charakter der Kinder, deren weiche Seele wahrhaft betrübt ist, aber man tröstet sich bald. Ist ein Tahitier gestorben, so kommen die Verwandten herbei, den Verlust durch leidenschaftliches Geschrei, welches im Chorus angestimmt wird, zu beklagen, während sie im nächsten Augenblick lachen und scherzen und nicht das mindeste Leid mehr zeigen.

Mehrere dieser Gebräuche haben eine große Einfachheit, was aber ihren Reiz ausmacht: auf Tahiti fangen die Leidtragenden ihre Thränen auf Tüchern auf, die dem Verstorbenen dargeboten werden.

Mehrere Stämme der Algonkin-Lenape begraben ihre Todten Anfangs an abgesonderten Orten, späterhin aber sammeln die Familien, oder auch ganze Dörfer die Gebeine, und feiern ein allgemeines Fest, zu dem jedes Dorf die seinigen mitbringt. Die Gebeine werden in Haufen aufgestellt, um die man essend herumhüpft; dann endlich werden sie in ein gemeinsames Grab gelegt, über dem sich die Indianer zum Frieden ermahnen. Auf den Mariannen schneidet eine Mutter der Leiche ihres Sohnes die Haare ab, um sie aufzubewahren; mehrere Jahre lang trägt sie auf der Brust eine Schnur, in die sie jede Nacht nach dem Tode ihres Kindes einen Knoten macht. Hier auf den Mariannen wie bei vielen anderen Völkern ist es Sitte, eine große Menge weinender Frauen zu miethen, deren Zahl von den Nachbarn noch vermehrt wird. Diese werden hauptsächlich von dem stattfindenden Gastmahle, aber auch von dem

Wunsche angezogen, daß ihnen selbst dereinst dieselbe Theilnahme bezeugt werden möge. Nachts erhebt man ein großes Klagegeschrei, während am Tage getrunken wird: in Mitten der Wehklagen erinnert man an das Leben und die Thaten des Verstorbenen, man lobt seine Kraft, seinen Wuchs und seine Schönheit; kommt dabei etwas Lustiges vor, so lacht man aus vollem Halse, worauf ein Schluck genommen wird, und das Weinen wieder beginnt.

Die Molua-Beschuaen von Mono Motapa verrichten alle acht Tage eine Art Cultus bei den Gebeinen ihrer Verwandten und überbringen ihnen, in weiße Kleider gehüllt, verschiedene Speisen. Bei den Negern an der Goldküste erneuern sich die Trauerfestlichkeiten zwölf Jahre nach der Beerdigung; die Frauen legen wieder Trauer an und scheinen eben so betrübt zu sein, als am ersten Tage ihres Witthums.

Die hauptsächlichsten Gebräuche der barbarischen Völker stützen sich auf das Dogma von der Wiederauferstehung des Leibes, oder vielmehr auf jene innere Ueberzeugung, daß wir auch jenseits des Grabes fortleben werden. Man legt neben den Todten Stoffe, Nahrungsmittel und Früchte, und man sorgt sogar für die Unterhaltung dieser Gegenstände. Dieser Gebrauch wird je nach den Umständen oder Vorurtheilen mehr oder minder roh ausgeübt und dahin verändert, daß dem Todten sein ganzes Vermögen an beweglichen Sachen mit ins Grab gelegt wird.

Bei den Esten ist es Sitte, daß eine Wittwe Nadel und Faden auf den Sarg ihres Mannes legt, denn sie würde sich schämen, wenn er mit zerrissenen Kleidern in der andern Welt anlangte; und die Bauern unter den Letten in Kurland geben ihren Todten Geld mit ins Grab, denn man glaubt, daß man ohne Geld in der andern Welt elend leben müsse. Derselbe Gebrauch findet sich am entgegengesetzten Ende des Erdballs wieder, bei den Cochinchinesen nämlich, die, wenn sie reich

sind, den Mund ihrer Verstorbenen mit Gold- und Silberstücken anfüllen. Die Oeloten begraben mit dem Todten stets sein bestes Pferd.

Bei diesen Gebräuchen ist man nicht stehen geblieben, man hat mit den Zaichen auch Lebendige beerdigt. Alles vereinigt sich zu diesem abscheulichen Irrthum. Ist man sehr betrübt, so macht man sich aus dem Leben Nichts, man wünscht bei der geliebten Person, die man eben verloren hat, zu bleiben, und der geringste Impuls reicht hin, diesen Wunsch zur Ausführung zu bringen. Der Aberglaube ermuthigte zu diesem Opfer und die Priester der wilden Nationen zogen daraus einen großen Vortheil. Dieser Gebrauch ist sehr allgemein gewesen und er ist noch bei Wilden und Barbaren in der Alten, wie in der Neuen Welt.

Um das Gedächtniß an den Verstorbenen besser bewahren zu können, verzehrt man die Thiere, die ihm gehört haben. Die nordischen Völker essen nach der Beerdigung das Rennthier, welches die Leiche nach dem Grabe gezogen hat; man stimmt das Lob des Abgeschiedenen an und trinkt auf das Wohl des Glücklichen, um anzudeuten, daß er vom Jammer des diesseitigen Lebens befreit ist. Bei den Türkvölkern, die unter russischer Botmäßigkeit stehen, ist es Sitte, das beste von den Pferden des Verstorbenen zu schlachten und ein Leichenmahl anzurichten, an dem die Verwandten, Freunde und Diener Theil nehmen.

Ein großer Schmerz kennt keinen Zügel, einem sehr betrübten Menschen verzeiht man Alles; und da die Ziererei im Gefühl überall zu Hause ist, so übertreibt man den Schmerz in den abgeschmacktesten Formen und Gebräuchen. Bei den Polynesiern z. B. kommt es vor, daß der erste unter den Trauernden einen dicken Knüppel trägt, der mit einem Thierzahn bewaffnet ist; in einem Anfall von Wuth, der von seinem Leid herzurühren scheint, läuft er auf jeden zu, der ihm begegnet, um ihn, zuweilen gefährlich, zu verwunden.

Der Schmerz liebt es, sich mitzutheilen: man spricht mit dem Todten, als wär' er noch am Leben, und diese Gespräche zeugen Anfangs nur von Zuneigung; aber bald arten diese zärtlichen Klagen in kindische Fragen aus. Die Gebräuche hierbei wechseln an der Küste von Afrika. Bald ergreifen die Verwandten ihren Todten bei den Schultern und stellen ihn aufrecht, damit der Priester ihn fragen könne, ob Dies oder Jenes nicht die Ursache seines Todes gewesen sei, eine Frage, die als bejaht angenommen wird, wenn die, welche die Leiche halten, sanft mit dem Kopfe neigen, als verneint aber, wenn sie sich nicht rühren; bald fassen die Priester den Leichnam an der Nase und sprechen zu ihm: „Was ist der Grund, warum Du uns verlassen?" Oder anderwärts heißt die Frage: „Warst Du nicht zufrieden mit uns zu leben? Was für ein Unrecht hat man Dir jemals gethan? Warst Du nicht reich genug? Hattest Du nicht genug schöne Weiber?" Beim Tode eines reichen Familien-Vaters rufen die Albanesen aus: „Warum willst Du uns verlassen, weil Du Vermögen besaßest und eine Familie, die Deinem Willen ganz unterwürfig war?" Und es ist noch nicht lange her, daß man sich in Rußland um eine Leiche setzte, um an sie ähnliche Fragen zu richten, u. a.: „Hattest Du nicht ein liebenswürdiges Weib? Hatte es Dir etwa die Treue gebrochen?"

Wenn jemals der Aberglaube zu entschuldigen ist, wenn jemals die Schwermuth, die er erzeugt, Interesse einflößt, so ist es in dem schrecklichen Augenblick, wo man plötzlich ein Wesen verliert, das uns werth und theuer ist. Leidenschaftliche Seelen nähren sich von Hirngespinsten und der Materialist sogar ersinnt lächerliche Systeme und nimmt kindische Gebräuche an. Ueberall mischen sich in die Leichenfeierlichkeiten abergläubige Dinge, die überall sich mehr oder minder ähnlich sehen, wenn gleich die verschiedenen Religionssysteme ihnen einen verschiedenen Charakter verleihen.

Bei den Congo-Negern ist es Sitte, daß, sobald der Leichnam in der Grube ist, ein Mann sich ihm rückwärts gehend nähert und ihn mit Mörtel bedeckt; alle Anwesenden treten darauf den Leichnam mit den Füßen, um den Geist des Abgeschiedenen festzumachen, damit er ja nicht daran denke, zu entfliehen.

In Arrakon schlägt man auf kupferne Gefässe, um eine schwarze Katze zu verscheuchen, die, wenn sie über die Leiche springen sollte, Veranlassung geben würde, daß die Seele unstet in dieser Welt umherirren müßte, und all' des Glückes beraubt, welches für sie bestimmt gewesen. Anderwärts bemalt man den Sarg mit Abbildungen von Pferden, Elephanten, Kühen, Adlern, Löwen u. s. w., damit die Seele eine anständige Wohnung finden möge; oder man stellt Ratten, Frösche und anderes ekelhaftes Gethier dar, um damit seine Demuth zu bezeugen!

Die Chinesen rufen die Seele des Todten an und beschwören sie, zurückzukehren; man hängt in einem Tempel einen Stock auf, daß die Seele sich darauf stützen möge; man macht auch Tablettchen, von denen man glaubt, daß es für die Seele leicht sei, sich darauf zu setzen, und endlich steckt man dem Todten ein goldenes oder silbernes Geldstück, Reis, Weitzen, Perlen und andere Zierrathen in den Mund, damit es ihm bei der Ankunft in der andern Welt an nichts gebreche.

Die Russen geben ihren Todten einen förmlichen Paß mit in das Jenseits. Dieser Paß lautet folgender Maßen: — „Wir, Patriarch ꝛc. bescheinigen hiemit, daß N. N., der Inhaber dieser Urkunde, stets als guter Christ gelebt und die Vorschriften der griechischen Religion ausgeübt, und daß, obwol er gesündigt, er seine Sünden gebeichtet, und die Absolution und das heilige Abendmahl empfangen hat; daß er Gott und die Heiligen angebetet und seine Gebete verrichtet, und an den Tagen und Stunden, welche die Kirche vorschreibt,

gefastet hat; daß er mit uns, seinem Beichtvater, auf einem guten Fuß gestanden hat, so daß ich keine Ursach habe, mich über ihn zu beklagen, oder ihm die Absolution seiner Fehler zu versagen. In Folge dessen fertigen wir ihm die gegenwärtige Schrift aus, damit der heil. Petrus, nachdem er gelesen hat, ihm die Pforten des Paradises öffnen möge."

Die Lappen, die unter russischer Botmäßigkeit leben, geben einem Todten einen Beutel mit Geld, damit er dem heiligen Petrus den — Eingangszoll entrichten könne!

Aus wunderlichen Ansichten und Begriffen entstehen die seltsamsten Gebräuche, und das ist die Ursache, daß man ihrer so viele bei den wilden Völkern findet.

Die Cariben werfen Alles weg, was die Person des Todten angerührt hat. Die Mitbewohner derselben Hütte bringen ihre Sachen an die Luft solange, bis der Geruch der Leiche verflogen ist, die niemals durch die Thür, sondern immer durch's Fenster hinausgebracht wird. Auch in China war ein ähnlicher Gebrauch sonst Sitte und man gab als Grund dafür an, daß die Thür des Hauses den Schmerz zu lange aufbewahren würde. Der Kaiser versuchte es, dieses Vorurtheil zu beseitigen; er verbot in seinem Palast neue Thüren zu öffnen, um die Leiche seiner Gemalin hinauszutragen; nichts desto weniger aber besteht jener Gebrauch noch immer in den Provinzen, die von der Hauptstadt weit entfernt liegen.

Die Hottentotten, welche an einem Leichenbegängniß Theil nehmen, hocken bei der Rückkehr vor der Hütte zusammen; dann treten zwei Fremde, alte Leute, hinzu, die die Versammlung mit ihrem — Urin benetzen, und dann Asche ausstreuen, womit sich die Theilhaber den Leib einreiben.

Unter den Congo-Negern ist es Sitte, daß das Leichenbegängniß eines vornehmen Herrn auf einem Wege, der mit Blättern und Zweigen bestreut ist, stets gerade aus gehe; trifft

man unterwegs eine Mauer, oder ein Haus, so wird es auf der Stelle abgebrochen.

In China tragen beim Leichenbegängniß bestimmte Männer Figuren von Pappe, welche Sklaven, Tiger, Löwen, Pferde u. s. w. darstellen.

Ein Kanonikus zu Evreux in Frankreich verordnete in seinem letzten Willen Behufs Ruhe seiner Seele, daß in der Kirche mitten im Chor auf dem Steinpflaster ein Bahrtuch ausgebreitet und in den vier Ecken desselben vier Flaschen guten Weins und eine fünfte in der Mitte aufgestellt werden solle, indem er zugleich erklärte, daß Alles dies den Chorsängern der Kirche angehören solle.

Prüft man die Leichenbegängnisse, wie sie in den verschiedenen Ländern und in den verschiedenen Zeiträumen der Gesittung bestehen, so ist es leicht, die Wunderlichkeiten zu erklären, die dabei vorzukommen pflegen.

Im Schmerz nimmt man eine Farbe der Trauer an und verschmäht alle Zierrathen. Die Polynesier von Tahiti setzen sich nackt hin und schwärzen sich den Leib während des Leichenbegängnisses.

Wichtig ist es festzustellen, daß der Todte eines natürlichen Todes gestorben sei. Bei den Cariben muß sich davon die ganze Familie überzeugen; fehlt nur eine einzige Person dabei, so entsteht der Verdacht der Ermordung, der zur Folge hat, daß einer der Verwandten um's Leben gebracht werden muß. Bei den Congo-Negern wird eine Leiche nicht eher begraben, bis daß die ganze Familie versammelt ist; und die Entfernung vom Orte kann kein Vorwand sein, nicht zu erscheinen.

Die Familie eines Verstorbenen will nicht unempfindlich scheinen, weshalb sie, nachdem der letzte Athem entflohen ist, anfängt, zu stöhnen und zu seufzen und ein so lautes Klagegeschrei zu erheben, daß die ganze Nachbarschaft zusammenläuft: Jeder übertreibt sein Leid, und der Ausdruck des

Schmerzes kennt keine Gränzen mehr. Die Neger im Besondern, die, wie schon so oft gesagt worden ist, große Freunde von Possen und lächerlichen Aufzügen sind, zeichnen sich als die größten — Heuler aus, wozu vorzugsweise alte Weiber angenommen werden, die in der Dorfschaft umherlaufen, um das entsetzlichste Wehegeschrei anzustimmen. Und giebt der Schmerz selbst nicht genug Thränen, so stecken sie sich Pfeffer in die Nase, um desto besser weinen und heulen zu können.

Beim Tode eines Fürsten, oder eines andern angesehenen Mannes, wird für dies Beweinen eine gewisse Zeit bestimmt, die gewöhnlich vierzehn Tage, oder vier Wochen, und vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Untergang dauert. Da die Bewohner der benachbarten Orte den Heulern Kühe, Reis und Geflügel zu bringen die Pflicht haben, so bringt man die Nacht bei einer trefflichen Mahlzeit mit Singen und Tanzen zu.

Die Ostiaken verhängen sich das Haupt und bleiben mehrere Tage bei der Leiche, um ebenfalls auf die entsetzlichste Weise zu heulen und zu schreien, daß Einem Hören und Sehen vergehen kann. Bei den Cochinchinesen in Tunkin stützen sich die Söhne bei der Leiche ihres Vaters auf dicke Stöcke, damit sie vor Schmerz nicht umfallen; der älteste Sohn legt sich dann und wann zur Erde, zieht die Leiche des Vaters über sich weg, und stößt, wenn er sich wieder erhoben hat, den Sarg mit beiden Händen nach rückwärts, gleichsam um den Todten zu vermögen, an den Aufenthaltsort der Lebenden zurückzukehren.

Man glaubt den Leichnam schmücken zu müssen, ein Gebrauch, der sich bei allen Völkern des Erdballs wiederfindet, bei den Wilden sowol als bei den Barbaren und selbst bei den aufgeklärten Nationen.

Die Algonkiner salben Haar und Leib des Todten mit Oel, malen das Gesicht roth an und bedecken ihn mit schönen Schmuckfedern und Glasperlen. Die Hottentotten tragen eine gelbe Farbe auf. Einige Negervölker begnügen sich mit Wa=

schen, andere bemalen die Leiche, frisiren das Haar und schmücken es mit dem Geschmeide, welches der Verstorbene bei Lebzeiten angeschafft hat. In China wäscht man die Leiche und bekleidet sie mit den reichsten Kleidern und den Abzeichen der Würde des Verstorbenen, wie es auch bei den christlichen Völkern der Fall ist.

Auch mit allegorischen Emblemen hat man die Leichenfeierlichkeiten ausgestattet, woraus wahrscheinlich ein Gebrauch entstanden ist, der den alten Römern eigenthümlich war. Die Männer waren beim Leichenbegängniß verschleiert, die Frauen dagegen nicht; — vielleicht um das Leben und den Tod darzustellen, weil das reizendere Gesicht des weiblichen Geschlechts als Sinnbild des Lebens dienen kann.

Die Gesetzgebung hat sich des Ausdrucks des Schmerzes bemächtigt und Verordnungen über die Art und Weise erlassen, — wie man traurig und betrübt sein müsse! Eine andere Politik hat die leidtragenden Begriffe des Geistes der Völker zu beseitigen gesucht, und sich in die Leichenfeierlichkeiten gemischt, um die Schwermuth zu entfernen, die von dieser Erde ablenkt und das Vaterland vergessen läßt. Hierauf bezügliche Gesetze und Verordnungen findet man bei den aufgeklärten Völkern des Alterthums sowol, als bei denen der neuern Zeit.

Wilde, Barbaren und civilisirte Nationen sprechen am Grabe gewöhnlich das Lob der Verstorbenen aus, eine Einrichtung, an der man nichts Lächerliches finden kann. Ein Bild seiner Tugenden, mögen sie nun wahr oder erdichtet sein, tröstet die Ueberlebenden: man bringt seinen guten Handlungen Huldigungen dar, und wem könnte es dabei an Nachsicht mit seinen Schwächen mangeln? Auf den ersten Stufen der Entwicklung des gesellschaftlichen Zustandes stimmt oft die ganze Ortschaft dieses Lob im Chorus an, ein Mißlaut, der nicht ohne Interesse ist. Bei den Negern sind es zuweilen blos

Frauen und junge Mädchen, welche das Amt der Redner ausüben, muthmaßlich weil man glauben mag, daß sie das Lob des Abgeschiedenen mit größerer Empfindung aussprechen werden.

Bald wollten die Reichen es nicht dulden, daß ihre Leichenbestattungen denen der armen Leute glichen, was zur Folge hatte, daß es sich weniger um Beweise der Ehrerbietung für den Todten, als um Befriedigung des Ehrgeizes der Familie handelte. Es giebt Völker, die bei derartigen Gelegenheiten einen großen Theil ihres Vermögens zum Opfer bringen. Die armen Insulaner von Mindanao wenden Alles an, um einen Todten in neue Kleider kleiden und ihm eine prächtige Leichenbestattung bereiten zu können: man pflanzt Bäume und Blumen um's Grab und verbrennt Wohlgerüche, und pflanzt vier weiße Fahnen an den Ecken des Grabes auf, war der Verstorbene einer der Häuptlinge der Insel.

Es konnte nicht fehlen, daß Ansprüche der Art lächerlich wurden: bei mehreren Völkern des Alterthums nahmen eine große Menge Pferde an den Leichenbestattungen vornehmer Leute Theil, und bei den aufgeklärten Völkern der Neuzeit reiten und fahren, unter Anstimmung von Trauermusik, bei der Beerdigung von Militairpersonen eines hohen Ranges ganze Schwadronen und ganze Batterien mit, um über dem Grabe Salven mit grobem Geschütz abzufeuern, und dann, bei der Rückkehr vom Grabe, lustige Märsche und Tänze zu blasen! Die Siamesen lieben es, die Scheiterhaufen sehr hoch zu bauen. La Loubere erzählt, daß bei der Leichenbestattung einer Königin das Gerüste so hoch war, daß man eine große Maschine anwenden mußte, um den Sarg hinaufzuheben. Der Scheiterhaufen der Prinzen von Geblüt und der großen Herren wird vom Könige angezündet; allein er verläßt dabei nicht seinen Palast, sondern es ist eine Leine mit brennbarem Stoff vom Scheiterhaufen nach einem der Palastfenster geleitet, an dem der König steht. Hat es ein Siamese zu Etwas gebracht,

so pflegt er die Asche seines Vaters ausgraben zu lassen, wenn demselben bei der Bestattung nicht die gehörigen Ehren erwiesen wurden, um das Versäumte nachzuholen.

In China schreibt das Gesetz vor, einen weißen Hahn auf dem Sarge zu befestigen; weil es aber nicht immer leicht ist, einen Hahn dieser Farbe zu finden, so behilft man sich oft damit, einen Hahn anderer Farbe weiß anzustreichen. Die Chinesen knüpfen überhaupt an ihre Beerdigung eine so große Wichtigkeit, daß sie oft zwanzig Jahre vor dem Tode ihren Sarg besorgen: man feiert als Festtag den glücklichen Tag, wo man ihn ins Haus bringt und stellt ihn ganze Jahre lang öffentlich aus, und findet großes Vergnügen daran, sich hineinzulegen. Auch der Kaiser hat den seinigen; und es ist vorgekommen, daß sich Kinder vermiethet, oder gar verkauft haben, um für ihren Vater einen Sarg anschaffen zu können, und arme Leute rasten nicht eher mit Arbeit, bis sie im Besitz ihres letzten Hauses sind. Alle Särge werden inwendig mit Asphalt und Pech getränkt und außerhalb sorgfältig gefirnißt: man legt eine kleine Matratze hinein, eine Decke, ein Kopfkissen, Kohlen, kleine Oeffnungen für Lampen, eine Scheere zum Nägelabschneiden u. s. w.

Kaum glaublich und doch nur zu wahr ist es, daß man den Tod — besteuert, und Denjenigen ohne Beerdigung gelassen hat, dessen Hinterlassenschaft unvermögend war, die Steuer zu entrichten. In einigen Ländern Indiens setzt man die Leichen armer Leute auf öffentlicher Straße aus, um die Mildthätigkeit der Vorübergehenden so lange zu erregen, als bis die erforderliche Summe beisammen ist. Im Jahre 1640 verschloß man in Paris den Gottesacker der „heiligen Unschuldigen" vier Monate lang, weil der Bischof eine zu große Abgabe verlangte, und er Diejenigen, welche ohne Zahlung zu leisten beerdigt wurden, sogar mit der Excommunication belegte. In der Folge nöthigte man die Sterbenden, der Kirche

ein Geschenk zu vermachen. Im sechszehnten Jahrhundert begruben die Pfarrer in Paris Niemand, der der Geistlichkeit nicht irgend Etwas vermacht hatte. Darauf brach eine Pest aus, bei der die Kranken an nichts weniger, als ans Testiren dachten: eine große Menge Leichen blieben mehrere Tage über der Erde stehen; da sie aber anfingen, die Luft zu verunreinigen, so bewilligte man ihnen ein Grab, „ohne aber daraus Folgerungen für die Zukunft ziehen zu dürfen!" Und ist der Gebrauch, der bei den aufgeklärten Völkern der Jetztzeit herrscht, Gräber und Träger bezahlen zu müssen, nicht auch eine Steuer? Von der Wiege bis zur Bahre ist das Leben des Menschen nichts als ein Gegenstand der Besteuerung für den Staatsökonomen und den Finanzmann!

§ 34.

Grabstätten. Art des Begrabens.

Möge man die Person, die eben verstorben ist, wirklich bedauern und innig beweinen, oder nur wenig Theilnahme für sie an den Tag legen, immer zeigt die Art des Begrabens, welche man auf den ersten Stufen der gesellschaftlichen Entwicklung ersinnt, eine gewisse Zartheit des Gefühls, bei dem Alles vergessen wird, um nur der Stimme der Natur zu folgen.

Der Tod mildert selbst die heftigsten Charaktere und läßt in der Seele einen Eindruck von Schwermuth zurück, der sich durch rührende Gebräuche kundgiebt: dies Begraben der Leichen und die dabei üblichen Ceremonien sind bei den barbarischen Völkern viel interessanter, als bei den aufgeklärten. Zwar mischt sich alsbald der Aberglaube hinein, allein hier offenbart er nur seine menschliche Seite.

Nicht eine einzige künstliche Betrachtung schwächt die Empfindung der Wilden, die sich ihrem Gefühl ohne Vorbehalt hingeben. Die Unabhängigkeit und die Lage, in der sie sich befinden, gestattet es ihnen, mit den Leichen zu machen, was sie wollen, und

selbst durch den Geruch, den sie verbreiten, lassen sie sich in ihrem Eifer nicht abhalten. Jeder verfügt nach seiner Weise über den Leichnam seiner Frau, seines Vaters oder seines Kindes, und ersinnt, weil die Ansteckung in diesen volkarmen Vereinen wenig zu fürchten ist, alle Arten von Grabstätten; allmälig nimmt man diejenige an, welche am geeignetsten ist, und diese Art des Begrabens wird dann zur allgemeinen Regel.

Die Gewohnheit zerstört bald die Empfindung; man macht den Gebrauch aus — Schlendrian mit, und der Wilde, der die Leiche eines theuren Verwandten in seiner Hütte aufbewahrt, gewöhnt sich daran, sie ohne Gemüthsbewegung zu betrachten. — Doch hier wollen wir nur den Geist der Gebräuche aufsuchen, und es kümmert uns wenig, ob er in Vergessenheit gerathen ist, oder nicht!

Die Insulaner von Formosa können sich von ihren Todten nicht so bald trennen; sie stellen sie im Hause auf ein Gestelle, unter dem man ein Feuer anmacht, um die Leichen zu trocknen, wodurch ein entsetzlicher Gestank verbreitet wird. Am neunten Tage wickelt man sie in Matten, bringt sie dann auf ein höheres Gestell und umgiebt sie mit Stoffen aller Art. So werden die Leichen drei Jahre aufbewahrt, und nur das Skelett ist es, das man, nach Ablauf jener Frist, der Mutter Erde anvertraut. Auch die Koreaner beerdigen ihre Todten erst nach drei Jahren.

Die Cariben bestatten einen Greis in der Hütte, in der er gelebt hat. Ist der Körper verwest, so versammeln sich die Bewohner der benachbarten Hütten, um die Knochen wieder aufzugraben, die verbrannt werden; aber man sammelt ihre Asche, um sie bei einer festlichen Gelegenheit zu trinken.

Unmöglich ist es, die Leichen bei sich zu behalten, sobald die Völkerschaft an Zahl gewachsen ist. Man bringt alsdann einen andern, viel einfachern Gebrauch in Anwendung: es wird nämlich nur ein Theil der Leiche aufbewahrt, und die

Empfindlichkeit fängt an, an ihrer Zartheit Einbuße zu erleiden, und ins Rohe überzugehen. Mehrere Wilden heben die Zähne der Todten auf, andere schneiden ihnen die Nägel, oder einen Finger ab, Ueberreste, die man sorgfältig bei sich trägt. Auch kommt es vor, daß, wenn Jemand in der Fremde gestorben, oder im Kriege gefallen ist, man ihm den Kopf abschneidet, und diesen den Verwandten überbringt. Stirbt ein Chinese im Auslande, so verbrennt man seine Leiche und sendet die Asche davon seinen Freunden zu.

An den Ufern des Nils hat ein schwermüthiges Volk gelebt, dessen wir einige Mal zu gedenken Anlaß gehabt haben. Obwol es in der Gesittung große Fortschritte gemacht hatte, wollte es dennoch, nach dem Gebrauch seiner Altvordern, seine Todten aufbewahren und sich an ihrem Anblick erfreuen; weil aber so viele Leichen das Land mit Gestank erfüllt haben würden, vervollkommnete man die Kunst des Einbalsamirens und ersann die — Mumien: ein Gebrauch, der vielleicht dazu beigetragen hat, die Altägypter noch schwermüthiger zu machen, als sie von Natur schon waren.

Die Merkmale von Zärtlichkeit und Liebe, welche mit dem Mumien-Wesen verknüpft waren, schienen anderen Völkern noch nicht genügend zu sein; diese wollten ihre Todten in ihrem eignen Schooß begraben. Auf den Mariannen-Inseln zieht man den Leichen das Fleisch von den Knochen, verbrennt das Fleisch, verschluckt die Asche davon in Kokoswein, schlürft zuweilen auch das Gehirn und braucht die Knochen als Spitzen der Lanzen.

Die Empfindlichkeit nimmt ab in dem Verhältniß der Zunahme der Bevölkerung; die Nothwendigkeit zwingt, so zu sagen, seine Angehörigen zu vergessen und man beschränkt seine Sorge auf die Häuptlinge und Anführer. Nordamerikanische Indianer, insbesondere diejenigen, welche im heutigen Staate Virginien lebten, hoben die Leichen ihrer Häuptlinge auf, in-

dem man sie austrocknen ließ, was auch noch die Völker des Orenoco heut zu Tage thun, die das Skelett ihrer Häuptlinge, mit Federn und andern Zierrathen geschmückt, in einer Hütte aufhängen.

Die Beschaffenheit des Klima's, die Ausdehnung des Landes und viele andere Umstände üben auf die Art der Beerdigung einen großen Einfluß aus, und es entstehen eine Menge Gebräuche, unter denen es viele giebt, die sich nur für kleine Völkerschaften eignen.

Die Hottentotten stecken den Kopf der Leichen zwischen die Beine, wickeln sie in Häute ein und werfen die Todten in irgend einen Felsenspalt oder in einen Schlupfwinkel wilder Bestien. Die Kirgisen dagegen hängen ihre Todten an einen Baum, wie es einst auch die Gothen mit ihren Fürsten thaten. Die Araucanier begraben nicht ihre Todten, sondern stellen sie auf sechs Fuß hohe Gerüste: ein Gebrauch, der auch bei den Polynesiern auf Tahiti, jedoch mit dem Unterschiede üblich ist, daß die Knochen begraben werden, wenn der Körper verwest ist. Bei mehreren Negervölkern beerdigt man die Todten in runden Hütten, die den Wohnungen für die Lebenden ganz gleich sind. Die Gottesäcker bilden gleichsam ein zweites Dorf, das, weil jede Leiche ihre besondere Hütte bekommt, noch zahlreicher ist, als das Dorf der Lebendigen!

Unsere barbarischen Vorfahren ersannen ein Mittel der Verfügung über die Todten, welches über die Maßen eckelhaft ist: sie schnitten die Leichen in Stücke, kochten und salzten die Kadaver ein! So geschah es noch im Anfange des 15ten Jahrhunderts mit der Leiche Heinrich's V. von England.

Anderwärts warf und wirft man die Leichen wilden Thieren vor, damit ihr Gestank nicht das Land erfülle; ein barbarischer, ein entsetzlicher Gebrauch, der die Völker nichtsdestoweniger nicht erschreckt hat, denn oft ist die Nothwendigkeit die Erzeugerin der gewaltsamsten Mittel. Die Kamtschadalen

werfen ihre Todten den Hunden vor und sagen, weil sie den Sinn dieses Gebrauchs vergessen haben, daß diejenigen, welche auf diese Weise verzehrt werden, in der andern Welt sehr gute Hunde finden würden, und daß die bösen Geister diese Bestattung erheischten.

Die meisten Völker des Alterthums haben ihre Leichen verbrannt, und ebenso ist es bei den Vorfahren der europäischen Völker der Fall gewesen; allein man hat diese Sitte abschaffen müssen, weil die Zunahme der Bevölkerung, die Künste, die Ausrodungen und der Luxus die Wälder zerstört haben; dagegen besteht sie noch bei mehreren Völkern des Morgenlandes, namentlich in Indien bei den Malayalam, Siamesen u. s. w., während die Ceylonesen sie als eine Ehrensache betrachten, deren nur Leute von Ansehen theilhaftig werden können, indeß die Leichen von armen Leuten in Waldschluchten geworfen werden.

Das Vergraben der Leichen ist der natürlichste und einfachste, zugleich auch der allgemeinste Gebrauch; allein bei großen Nationen und in großen Städten hat die Anhäufung vieler Leichen an einem Orte ihre Schattenseiten, indem dadurch die Luft mit Leichengeruch erfüllt wird und Epidemien erzeugt werden. Zur Verminderung derartiger Einflüsse hat man hin und wieder Vorsichtsmaßregeln ergriffen. In Siam z. B. flößt man den Leichen Quecksilber ein, damit dieses die Eingeweide verzehre. Weil die Priester eine Abgabe von den Grabstätten erhoben, so dachte man daran, reiche Leute in den Kirchen selbst zu beerdigen. Der Hochmuth verachtete das gemeine Volk noch nach dem Tode! Um auf den Gottesäckern des Volks nicht verwechselt zu werden, bezahlte man mit schwerem Gelde das Recht, die Tempel mit — Gestank zu erfüllen. Auch die Frömmigkeit trug das ihrige zu diesem Mißbrauch bei; man glaubte, daß die Todten in den Gebeten der Lebenden größere Erleichterung finden würden, und die Ueberleben-

den fanden mehr Trost darin, am Fuß der Altäre auf der Grabstätte ihrer Lieben klagen und weinen zu können. So haben die unedlen Gefühle des Hochmuths und der Eitelkeit mit den edlen Empfindungen eines frommen Sinnes zusammengewirkt, um aus den Gotteshäusern — stinkende Mistgruben zu machen, die jedoch, Dank sey es den Fortschritten der Aufklärung, bei den gesitteten Nationen allmälig beseitigt werden.

§ 35.

Trauer.

Die Wilden überlassen sich den äußersten Ausbrüchen ihres Schmerzes; sie verstümmeln sich und bringen sich Wunden bei: Uebertreibungen, die in gewisser Beziehung Theilnahme einflößen könnten, wenn man sie nicht in den meisten Fällen als Ausfluß einer wilden Gemüthsart ansehen müßte; denn die Seele des Barbaren wird selten bewegt; sie ist hart und kalt und dem Gefühle verschlossen, und alle Beweise von Zärtlichkeit, die ihr entfließen, haben den Charakter der Uebertriebenheit.

Die Polynesier von Tahiti, und im Besondern die Weiber, drücken ihre Trauer dadurch aus, daß sie sich mit einem scharfen Fischzahn Wunden in den Kopf beibringen, und das herabrinnende Blut auf Läppchen auffangen, die sie beim Sarge niederlegen; und diese seltsame Sitte wird lange Zeit nach beendigter Trauer erneuert. Die Neuseeländer schneiden sich tiefe Wunden in Arme, Beine, Brust und Backen, und auf einer Insel der Pomotu-Gruppe schneidet man sich sogar ganze Stücken Fleisch aus den Wangen!

Mit den Fortschritten der Gesellschaft hören diese Gebräuche gewöhnlich auf, allein kriegerische Völker behalten sie aus Politik, andere aus Vorurtheil bei. Gewisse Negerstämme weihen den im Kampf Gefallenen große Todten-Feierlichkeiten, bei welcher Gelegenheit die Weiber sich das Haar ausreißen und sich die Haut — schinden, und das Alles unter Trommel-

schlag. Wird ein Tscherkesse zur Erde bestattet, so heulen die Verwandten auf die entsetzlichste Weise und zerschneiden sich das Gesicht und andere Theile des Körpers mit scharfen Kieselsteinen.

Diese Merkmale der Trauer sind zu gewaltsam, um von Dauer sein zu können, und der Mensch, schwach wie er ist, oder überdrüssig der Verstümmelungen und Verwundungen, verfällt auf andere — Amputationen; denn es muß doch immer etwas Außergewöhnliches sein, womit er seinen Schmerz ausdrückt. Die Georgier, die sonst so viel auf ihren Bart halten, scheeren ihn sich während der Trauerzeit ab; und ebenso machen es die Bewohner von Mindonao, die auch die Augenwimper nicht verschonen, indeß die Cochinchinesen das Haar abschneiden.

Nach und nach wird der Ausdruck des Schmerzes — vernünftiger, oder hat mindestens keinen Anstrich mehr von Grausamkeit. Wilde Völker begnügen sich damit, sich nackt hinzusetzen und Wehklagen auszustoßen. Stirbt bei den Ibus ein angesehener Mann, so nähert sich der hinterbleibende Sohn ein ganzes Jahr lang nicht der Wohnung des Verstorbenen, und trägt während dieser ganzen Zeit nur eine Matte als Schurzfell. Die Mingrelier legen bei der Trauer alle ihre Kleider bis auf den Gürtel ab.

Hat eine Ostiakin ihren Mann verloren, so schnitzt sie sich gleich ein Holzbild aus, dem sie die Kleider des Verstorbenen anzieht; sie schläft ein ganzes Jahr mit ihm zusammen und stellt es bei Tage vor sich hin, um sich zum Weinen zu reizen. Ist die Trauerzeit vorüber, so wird das Bild in einen Winkel geworfen, bis daß es zu einer andern Gelegenheit wieder hervorgeholt wird.

Bei fast allen Völkern werden Leute, besonders Weiber, für Geld gemiethet, die, wie schon erwähnt wurde, weinen müssen: ein Gebrauch, der, lächerlich an sich selbst, dem Leichenbegäng-

niß ein Ansehen von Trauer verleiht und zur Nahrung des Schmerzes beiträgt. Auf den Mariannen werden zu diesem Endzweck eine große Anzahl Weiber gemiethet; und in verschiedenen Ländern Afrika's geschieht dasselbe, wenn sich nicht eine hinreichende Menge freiwillig eingefunden haben.

In Korea dauert die Trauerzeit drei Jahre, und die Hinterbliebenen, sind es Söhne, die den Vater verloren haben, dürfen während dieser Zeit kein Amt verwalten. Das Gesetz gestattet es hier eben so wenig, als in China, ehelichen Umgang zu pflegen, und die Kinder, die dennoch geboren werden, betrachtet man als Bastarde. Die Leidtragenden kleiden sich in ein härenes Hemd und einen langen Rock von Hanf und winden um den Hut, statt des Creps, eine Schnur; nie gehen sie ohne Rock aus und nie gewaschen, so daß sie das Ansehen von Mulatten haben.

Bei den Cochinchinesen trauert der älteste Sohn um den Vater drei Jahre und drei Monate; er geht aschgrau gekleidet mit einem Strohhut; er wohnt nicht in seinem gewöhnlichen Hause und schläft an der Erde auf Matten. Die Enthaltsamkeit, die ihm das Gesetz auferlegt, ist sehr strenge, und man überwacht die Beobachtung derselben, ein einziges Ueberschreiten der gesetzlichen Vorschriften würde ihn der Erbschaft berauben.

Der Mensch wird des Seufzens oder Weinens überdrüssig, sei er von Natur heitern oder ernsten Gemüths: der Schmerz mildert sich überdem von selbst, und der Verstand trägt das Seinige dazu bei, ihn zu beruhigen; man vergißt endlich die Verluste, die man erlitten hat.

Bei den Eskimos beweint eine Mutter ihr Kind nur zwanzig Tage lang, nach deren Ablauf die Nachbarn dem Vater ein Geschenk überreichen, der dafür ein Fest geben muß. Einige Indianer-Völker Nordamerika's entfernen aus ihren Augen Alles, was dem Verstorbenen zum Gebrauch gedient hat; sie enthalten sich sogar, seinen Namen zu nennen und diejenigen,

welche denselben Namen führen, nehmen einen andern an; es würde ein Verbrechen sein, zu einem dieser Wilden zu sagen „Dein Vater ist todt", und ein Ehemann vergießt nie Thränen um sein Weib, „weil Thränen einem Manne nicht anstehen"!

Um die Verachtung des Todes besser einzuflößen, stellt man auf den Gräbern Freudenfeste an. Die Japanesen feiern ein großes Fest über der Asche ihrer Aeltern; es dauert drei Nächte lang und es werden eine Menge Gäste dazu eingeladen.

Die Farben der Trauer sind nicht überall gleich: Schwarz ist bei den Japanesen die Farbe der Freude, und Weiß die des Leides, bei den Peguern aber Gelb. Doch das hangt vom Uebereinkommen ab und Alles wird ein Merkmal der Trauer, wenn der Gebrauch es angenommen hat: die Madegassen bemalen sich in der Trauerzeit das Gesicht weiß, schwarz und gelb.

Achtung für die Todten ist ein edles Gefühl, das ebensowol aus Zartsinn, als aus Frömmigkeit entspringt; doch rechtfertigt es nicht ein ungerechtes Gesetz, wie Solon und andere Gesetzgeber es gegeben, die da verboten haben, von den Todten nichts Böses zu sagen, als wäre es nicht eben so weise und die Menschheit fördernd, schlechte Gesinnungen und Handlungen zu beurtheilen und an den Pranger zu stellen.

Inhalt.

Zweite Abtheilung.

Beschreibung der Sitten und Gebräuche

aller Völker des Erdbodens,

nach

der vergleichenden Methode.